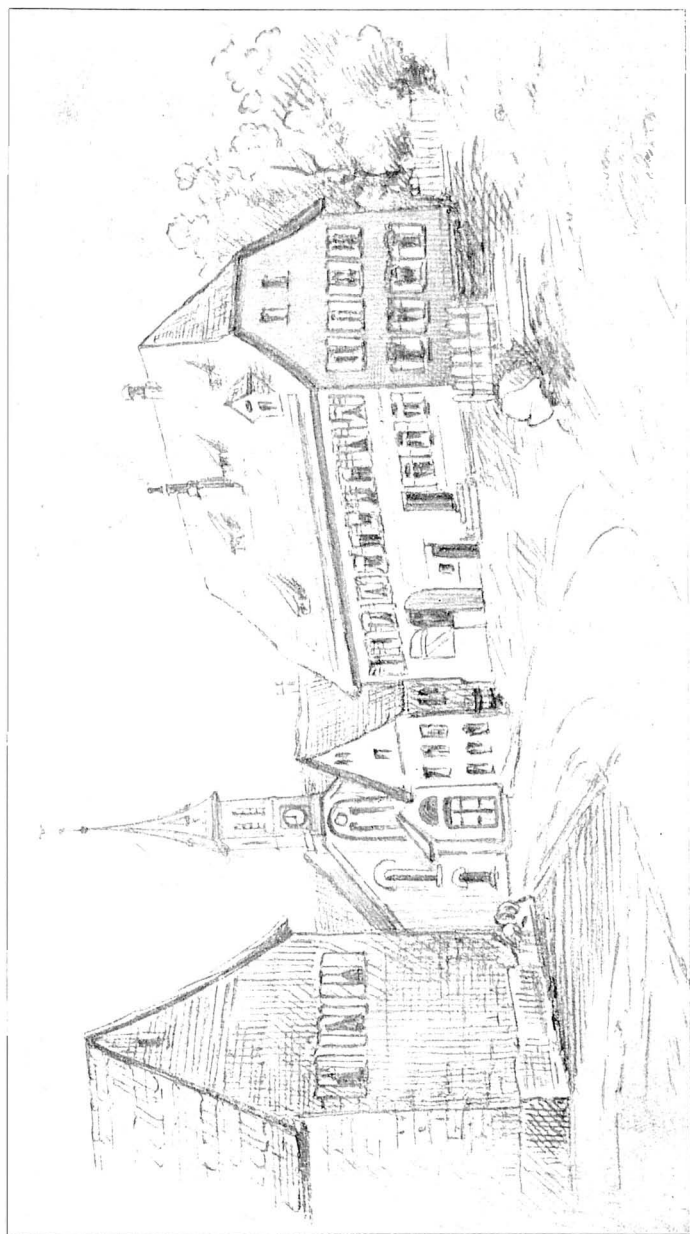


Aus einem
schwäbischen
Dorfschulhause

(Familie Kullen)





Das Hülbener Schulhaus mit der neuen Kirche.



Aus einem schwäbischen
Dorfschulhause

(Familie Kullen)

Von

Dr. Wilhelm Busch

Pastor in Elberfeld

Mit zwei Kunstdruckeinlagen und einem Textbild

Elberfeld

Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland

1906

Die Verlagshandlung behält sich alle Rechte vor, auch das Recht der Übertragung in fremde Sprachen.

Zum Abdruck einzelner Stücke ist die Erlaubnis des Verlags einzuholen.

Sieben ist auch erschienen :

Gebunden zum Dienst. Aus einem Frauenleben (Marie Römmele.) Zweite Auflage, besorgt von Pastor Dr. Busch. Fein broschiert M 1.50. Geb. M 2.25.
Tante Sanna, ein Wuppertaler Original aus neuester Zeit. Von Pastor Dr. Busch. Fünfte Auflage. Fein broschiert M 1.20, Gebunden M 1.80.

Der lieben Mutter

Pauline Kullen, geb. Herrmann

in herzlichster Liebe und Dankbarkeit

zugeeignet.

Vorwort.

Wenn ein Norddeutscher und Rheinländer, wie der Verfasser, sich anschickt, seinen Leserkreis in ein urschwäbisches Schulhaus einzuführen, so muß er einigermaßen das Recht dartun zu solchem Beginnen. Liegt nicht ein solches Recht schon darin, daß der Verfasser in jenem alten Schulhause, von dem vorliegendes Büchlein erzählen will, ein treues Weib und eine glückliche Mutter seiner Kinder als eine köstliche Gabe seines Lebens gefunden hat? Bei solch inniger Verbindung ist ihm in langjährigem Umgang ein Verständnis für den verborgenen Reichtum jenes Hauses aufgegangen; dem Rheinländer ist es leicht geworden, die Schwaben zu verstehen, da ihm auch süddeutsches Blut in den Adern fließt. Ein wenig Anteil an der Liebe zum Schulhause in Hülben hat auch seine allgemeine Liebe zur Schule, die ihm, dem Lehrersohne, von Kindheit an eingepflanzt ist. Doch tieferes Recht drängt der Dankbarkeit die Feder in die Hand: dem jungen Theologen hat sich in diesem Hause, als es ihm zum andern Elternhause wurde, vor seinem erstaunten Blick aufgetan der Reichtum eines einfachen, nüchternen, in Gott gewissen und fröhlichen Christenstandes. Anschauungsunterricht empfing er, und an dem, was er selbst gelernt, möchte er gerne nach schulmeisterlicher Gewohnheit andere teilnehmen lassen. Und weil er einmal gemerkt, daß sein aus herzlicher Liebe entstandenes Bildlein der schlichten Jüngerin „Tante Hanna“ so viel freundliche Aufnahme gefunden hat, möchte er auch diese Bilder aus dem Schwabenlande nicht für sich behalten.

Allen denen, die mir aus dem Schwabenlande Beiträge zu dieser Schrift gesandt haben, brüderlichen Gruß und Dank!

Und nun gebe Gott der Herr dem Büchlein einen gesegneten Weg!

Eiberfeld, am 28. September 1905.

Dr. Busch.

Inhalt.

	Seite
Eingang	13
Erster Abschnitt. Der Gemeinschaftskreis auf der Rauhen Alb	15

Das Schwabenland und sein Pietismus, seit Bengel, in der Zeit des Rationalismus, des Hegelianismus, im Jahre 1848. Der „Deutsche Tempel“, der Methodismus, die Heiligungsbewegung. Die Hauptarten des schwäbischen Pietismus: die altpietistischen Gemeinschaften; die Hahnischen Gemeinschaften. (Die Pregelizerianer.)

Der Gemeinschaftskreis der Rauhen Alb. Ihre Häupter. Wie es in der „Stunde“ gehalten wird, und wie sich der halten muß, der sich zur „Stunde“ hält. Die Monatskonferenz im Hülbeners Schulhaus.

Zweiter Abschnitt. Ein reichgefügnetes Haus . .	23
--	-----------

Hülbens Schönheiten. Hülbens Segensborn — das Schulhaus mit dem Kullen'schen Lehrerengeschlecht: 1722 der erste Kullen Schulmeister in Hülben: Johannes. 1756 der zweite Kullen: Johann Wilhelm. 1784 der dritte Kullen: Jakob Friedrich. 1818 der vierte Kullen: Christian Friedrich. 1850 der fünfte Kullen: Johannes. Frömmigkeit und Gottesfurcht ihr Erbstück. Wie in Hülben geistliches Leben entstand. „Frau Schulmeisterin, lese sie die Römerepistel noch einmal!“ „Ich bin ein böser Bub', wie's wenig gibt; aber der Herr ist mein Licht und mein Heil.“ Der heilsame Traum von der Rutschbahn in die Hölle. Jakob-Frieders Konfirmation. Der gute Sohn treuer Eltern. Auch reiche Bauern können nach der Gerechtigkeit des Reiches Gottes leben. Wie Jakob-Frieder vor der unredlichen Heirat bewahrt wurde, und wie er „an die rechte kam“. „Ihr habt ein Kleinod im Haus, das ihr gar nicht wisset.“ „Daß vom unredlichen Gut nichts untermenget sei.“ „Mutter, mir ist das Trügen entleidet.“

	Seite
Dritter Abschnitt. Christian Friedrich Kullen (der Vater)	37
1. Lernjahre	37
Beim Vater. Bei Schulmeister Haas in Schlierbach. In Mundelsheim. Geduld des Lehrers Lektion. Wie Kullen die Menschenfurcht überwand. Seine Stellung zum dritten und vierten Gebot, und zum Irdischen. Wie Kullen durch einen Schwabenstreich um die Schulstelle in Glems kommt, und wie's dem Vater darob leicht ums Herz wird. Kullen tritt aus dem Schulstand aus. „Einem Esel kann man viel aufladen.“	
2. Meisterjahre	47
Kullen tritt wieder in den Schulstand ein und wird des Vaters Nachfolger. Die Hauptsache in der Schule. Kullen tritt in den Ehestand. Wie sich die Frau Kullen das Herz erleichterte. Der Vater seiner Kinder. Lindigkeit gegen alle Menschen. Der Stundenhalter und Seelsorger. Kullens Stellung zur Kirche und zum Zeitgeist. „Seine liebe Obrigkeit.“ Aus der Kagenmusik wird nichts.	
3. Trübsals- und Siegesjahre	59
Allerlei Kreuz. Der letzte im Geschwisterkreis. Die Teuerung von 1847. Verwitwet. „Die Haushaltung ist eure Sache, aber die Stunde ist die meinige.“ Kullen verkauft Wahrheit. Was an den Häusern der Hauptstadt steht. Die Tochter Sophie scheidet aus dem Hause und geht nach Basel. Der müde Pilgrim geht heim.	
Vierter Abschnitt. Maria Agnes Kullen (die Mutter)	64
1. Das Elternhaus	64
Herkunft. Großvater Christoph Handel. „Es ist etwas Edles um die stille Gelassenheit im Unglück.“ „Die Liebe muß eingehandelt werden.“ „Ein tapferer Soldat — das Vorbild eines Christen.“	
2. Die Jugendzeit	67
Ein Kapital fürs Leben. „Herr, laß mich an Dir kleben, wie eine Klett' am Kleid!“ Die gehorsame Tochter. Die Fabel vom Fischlein. „Du sollst deine Mutter ehren!“ Das Gnadenwunder Einfalt.	
3. Im eigenen Hausstand	72
Die Werbung des Schulmeisters Kullen. Wie die Hochzeit gefeiert wurde. Was „übernommen“ werden mußte.	

	Seite
4. Die Mutter ihrer Kinder	75
<p>Die Tochter Sophie und ihr Lieblingsgeschäft. Ein Loblied auf das Stricken. „Ei wie schade! es hat 18 Pfennig gekostet!“ Nicht zu viele Visiten! Daheim ist's am schönsten. Sophie wird angedichtet. Die Reue, die niemand gereut. — Christiane. — Wilhelmine, die „Kriegsheldin“. „Vater, du schläfst nicht, du tust nur so. „Schulmeisterin, deine Wilhelmine stirbt nicht in der Schweiz.“ Der Michele von Lonzingen bringt seinen unversöhnlichen Gegner durch Demut herum. — Christiane. — Johannes. „S au sterba.“ „Heiland bewahra.“ Ein fruchtbares Traktament „Noi, i ma di et.“ — Theresia. „So ihr nicht werdet wie die Kinder.“ Weniger Worte, mehr Wandel! — Christian Friedrich. Christoph. Ihr Lehrer, mit dem Maß, da ihr messet, wird man euch wieder messen. Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes. „Überhupf den Bettel!“ 's Korntaler Christkindle. Ein Wort an die Reichen. Ein Rezept zur Demut. Die dritthalbschläfrige Himmelbettlade.</p>	
5. Die Pflegemutter	88
<p>Adolf. „Wann kommt mein Kutscher?“ „Befehr dich nur, jetzt mußt' bald hintere!“ Adolfs Genossen.</p>	
6. Die Hausfrau und ihre Dienstboten	91
<p>Das Lob einer tugendsamen Magd. Bäbeles Nachfolgerin. Wie ein Wort aus Kindermund die Mutter aus der Schwermuthöhle reißt. „Wem viel vergeben ist, der liebt viel.“</p>	
7. Die Jüngerin ihres Heilandes	93
<p>Der Mutter Liebe zu den Nebenmenschen. Ihr Glaubensleben, und woher es Nahrung schöpfte. Ihre Lieblingsbücher. Etwas vom Bruder Martin Fauser von Glems. Andere gleichgesinnte Freunde. Was ein Mann seiner Frau sein soll.</p>	
8. Der Heimat zu	100
<p>Der Wermutstropfen in aller Freude. Der Trost in allem Leide. Wie man auch Unliebenswürdige lieben lernt. Durch Dunkelheiten. Das Gold im Feuer. Ein Nachruf aus der Ferne.</p>	
Fünfter Abschnitt. Johannes Kullen	106
1. Jugend- und Lernjahre	106
<p>Wie der alte Kullen über großen Kindersegen denkt. Die Schule. Der Sonntag. Es gibt zu viel Bücher. Der Krieg auf dem Klavier. Wie Kullen zum Tagebuchschreiben kam. Was soll aus dem Kindlein werden? Bäbeles Hochzeit.</p>	

Die Konfirmation. Wie soll man beten? Die erste Lehraufgabe in Korntal. „Ich möchte lieber das Ewigkeitszeugen machen als das beim Konsistorium.“ Grafenberg. Die Mutter fehlt. Prälat Kapff. „Geht hin in alle Welt!“ Eine Jugendfreundschaft.

2. Der Lehrer in Hülben 124

Wie es ihm anfangs zu Mute war. Eine Geschichte von zwei Wölfen. Ein Gelübde. Bete und arbeite! Die Kirchweihmontagsstunde. Ein gesegneter Traum. Etwas vom lieben alten Apotheker Scholl. Leichenreden sind keine leichten Reden. Die Staffeldrede. Was die Jahre 1853 und 1854 brachten. Ein Brautstand, der mit dem Tode endigt. Roberts Heimgang. Ein Besuch bei Schulmeister Kolb. Des Lehrers Festung. Eine Reise in die Schweiz. Wilhelmine wird nach Baden versetzt. Kullen wird Schulmeister. Eine Reise nach Elberfeld. Auch Nane verläßt das Haus. Samuel Hebid. Ein Reiseerlebnis. Familie Brigel.

3. Kullen als Familienvater 148

Der Bräutigam. Die Hochzeit. Der Ehestand. Der schönste Platz auf Erden. Wie Kullen seine Kinder erzog. Die zwei Säulen seines Hauses. Kullens Stellung zum Geld. Die Staffeldrede bei der Hochzeit seiner Tochter. Ein Brief an den Enkel.

4. Kullen als Herbergsvater 162

„Vor Gott sind wir alle Lumpen.“ Warum es oft nicht reicht. Die Herberge zur Heimat. Der Hausvater bringt aus seinem Schatz hervor Altes und Neues: Die Hirsche und der Fuchs. 1. Eintracht gibt Macht, Zwietracht bringt Unmacht. 2. Gleiche nicht dem Fuchs! 3. Höre nicht auf den Fuchs, wenn du etwas Unrecht ertragen mußt! 4. Laß dir deine Fehler gerne offenbaren! 5. Greife alte, bewährte Ordnungen nicht an! 6. Nach großer Windstille kann gewaltiger Sturm kommen. — Die drei Doktoren. — Der Schuß ins Punktum. — Friedrich II. und der Kandidat. — Sorget nicht für den andern Morgen. — Der alte Hnsar. — Sei. — Der gute Rat. — Zufriedenheit. —

5. In der Schule 191

Die Regierung des Stabes Sanft. „Dees stoht uff mei' in Zehnta.“ Die Krone des Unterrichts. Wem gebührt die Palme? Wie einem die Angst vor dem großen Pietistenhaupt verging. Eine Rede an den Herrn Prälaten, und wie's der Herr Prälat in den Schulen trifft: der schlafende Lehrer; der „Schwäbische Merkur“; die Zigarre; der Krankenbesuch.

	Seite
6. In der Gemeinde	205
Kullen und die Kirche. Kullen und seine Mitbürger. Eine Rede an die Hülbener.	
7. In der Gemeinschaft	210
Eine Charakteristik Kullens von der Hand seines Freundes. Eine Ehrenlese Kullenscher Reden in der Gemeinschaft: Über den Anfang der Leidensgeschichte. Ein Wort beim Begräbnis von Karl Buch in Beuren. Zu Daniel 3. Reminiscere. Beim Begräbnis von Schultheiß Klafß in Beuren. Erscheinungsfest 1904. Silvester 1904. Kullens letzte Worte in der Gemeinschaft, am 19. Februar 1905.	
8. Zur Herrlichkeit!	227
Abendschatten. Unermülich in Arbeit und Fürbitte. Zur Herrlichkeit vollendet. Der Heimgang. Das Begräbnis.	
Rückblick: Weststimmen aus dem Dorfschulhause .	240
Das Wichtigste auf der ganzen Welt. Nimm der Gnadenstunden wahr! Der Quell, der das Dorfschulhaus frisch er- hielt. Das Wesen des Christenstandes. Christen sind ein fröhlich Volk. Ein reifes Leben.	





Eingang.

Nicht Große dieser Welt sind es, die in diesen Blättern zu uns reden möchten; schlichte, einfache Dorfschulmeistersleute, die fast in ihrem ganzen Leben in einem kleinen, weltfernen Dörflein der schwäbischen Rauhen Alb gewohnt haben, sollen uns bekannt werden. Und doch sind sie Große gewesen, weil in ihrem Leben der Heiland groß war, und weil sie ihm ganzen Einfluß einräumten in ihrem Leben. Drum konnten sie auch Segenswerkzeuge und Säulen sein in dem großen schwäbischen Gemeinschaftskreise, dessen getreue Kinder sie zugleich waren.

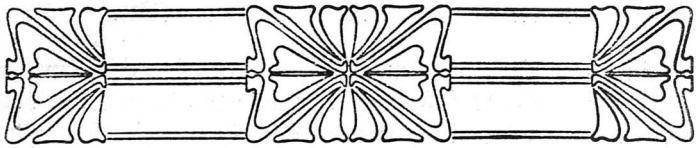
Hülben ist ihre Heimat. Das ist ein kleines Örtchen oberhalb des württembergischen Oberamtsstädtchens Urach, bereits auf der windigen Höhe der rauhen Alb gelegen. Im Schulhaus kehren wir denn ein. Da war die Stätte ihrer Wirksamkeit. Das Haus selbst ist eines, wie es viele in schwäbischen Dörfern landauf landab gibt. Aber es wohnt darin eine Familie, die nicht erst seit gestern und ehegestern ihren Wohnsitz dort hat, sondern die in Hülben eingebürgert und eingewurzelt ist, wie selten sonst eine Lehrersfamilie. Im Jahre 1722 hat der erste Kullen das Lehramt in Hülben angetreten. Und jedesmal, wenn ein Kullen müde den Stab niederlegte, wurde sein Sohn Lehrer an seiner Statt; heute noch sitzt ein Kullen, in direkter Linie von jenem ersten Kullen abstammend, im Hülbener Lehramt.

Aber das hat's uns nicht allein angetan. In jenem schlichten Hause hat sich von den Vätern her erhalten ein

ernstes, lebendiges Christentum in ganz originaler, urwüchsiger Ausprägung. Über jenem einfachen Schulhause und seinen ebenso schlichten Bewohnern schwebt der Hauch der Poesie, der uns überall da anweht, wo im engen und engsten heimatlichen Kreise Gott seinen Lebensreichtum ausgießt.

Nicht alle Vertreter der in Württemberg wohlbekannteren Lehrersfamilie können zu uns reden, aber namentlich die aus der letzten Zeit, am meisten der im Jahre 1905 verstorbene Johannes Kullen, sollen in ihrem Lebensgang an unserem Auge vorüberziehen: will's Gott, uns zum Segen!





Erster Abschnitt.

Der Gemeinschaftskreis auf der Rauhen Alb.

Württemberg hat auf manchen Gebieten hervorragende Persönlichkeiten hervorgebracht; große Dichter und sind dem Schwabenlande entsprossen. Auch das württembergische Gemeinschaftsleben hat von alter Zeit her etwas ungemein Kraftvolles, Bodenständiges gehabt, und es wird wenige Gemeinschaftskreise geben, in denen eine solche Fülle von originalen, kraftvollen, im Worte Gottes tief gewurzeltten Persönlichkeiten aufgewachsen sind. Das mag an der ganz eigenartigen Begabung und Veranlagung des schwäbischen Volksschlages liegen, vor allem aber hat es seinen Grund doch darin, daß die ganze schwäbische Gemeinschaftsbewegung alle Wurzeln ihrer Kraft von den Tagen ihres Entstehens an tief ins Wort unseres Gottes eingesenkt hat. Und darum ist unseres Erachtens gerade in unseren oft so unnüchternen Zeitläuften von der schwäbischen Gemeinschaft viel zu lernen.

Die Anfänge des kräftigen Geisteslebens im Schwabenlande gehen zurück auf den großen Schriftausleger und Gottesgelehrten Bengel (1687—1752), der seinem Vaterlande zum großen Segen geworden ist. Vielleicht ist es auch dem Einfluß Bengels zu verdanken, daß der schwäbische Pietismus eine so feste Stellung innerhalb der bestehenden Kirche genommen hat. Vor etwa hundert Jahren erstand für das frisch pulsierende Geistesleben eine schwere Krisis durch die Aufklärung, die sich auch in Württemberg breit machte. Von den Kanzeln wurden fast nur noch

Steine statt Brot geboten, und das lebendige Christentum suchte seine Stätte fast ganz nur in den „Stunden“, den Erbauungsversammlungen der Gläubigen. Da sammelte man sich fleißig um Gottes Wort, suchte inneres Leben zu wecken und zu pflegen, und stärkte namentlich die Stimmung am Worte der Verheißung. Viele nannten in jener Zeit die durch die Aufklärung verderbte Kirche das „Babel“ und kehrten dieser Kirche den Rücken; viele zogen im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nach Südrußland, wo sie einen Zufluchtsort meinten gefunden zu haben, wenn nun bald die große, antichristliche Trübsal losbreche. Die Zurückbleibenden sammelten sich in der nach Art der Brüdergemeine verfaßten Gemeinde Korntal, die ein hellleuchtender Brennpunkt des christlichen Lebens geworden ist.

Der kalte Winter der Aufklärung in der Kirche wurde überwunden. Es erblühte ein neuer Frühling. Energisch nahm man den Kampf mit dem wässerigen Rationalismus auf. Der geistesmächtigste Zeuge dieser Zeit war der von Gott sichtlich gesegnete Erweckungsprediger Ludwig Hofacker. Ein neues Glaubens- und Liebesleben erwachte in der Kirche: der Heidenmission Anstalten für verwahrloste Kinder wurden gegründet.

Eine merkwürdige Fügung ist es, daß die Not der Zeit den Pietismus der Kirche wieder nahe brachte, und ihr so diese Salzkraft erhielt. In den dreißiger Jahren führten die Vertreter der Hegelschen Philosophie, vor allem ein Strauß, einen schweren Kampf über die Kirche herauf. In diesem Kampf wurden Pietismus und Kirche in eine Schlachtlinie gewiesen, denn es handelte sich um Angriffe auf die beiden gemeinsamen Grundlagen. Solch ein gemeinsamer Kampf bindet zusammen. In jenem Kampf hat der Pietismus auch ein tiefes Verständnis dafür bekommen, daß es ein wichtiges Ding sei nicht nur um die Reinheit christlichen Lebens und Wandels, sondern auch um die Reinheit der Lehre. Und die pietistischen Kreise haben über der reinen biblischen Lehre wachen gelernt.

Das Revolutionsjahr 1848 mit seinen auflösenden und zerstörenden Neigungen weckte in manchen den Gedanken, es sei der Beginn der antichristlichen Zeit. Es trat eine Richtung auf, welche in den schweren Zeitläuften die bestehende Volkskirche gänzlich verloren gab und mit Eifer an die Gründung freier Kirchen und Schulen gehen wollte. Aber wieder siegte die nüchterne, klare Überlegung. Der bekannte Prälat Kapff trat an die Spitze der besonnenen Richtung, und seinem Einfluß ist es zu danken, daß man lernte, der Christ habe mit einzutreten für die Erhaltung der bewährten Ordnungen in Staat und Kirche. Man hat das damals getan, und hat damit dem Pietismus eine große Bedeutung und große ganze künftige Stellung in der Kirche.

Mancherlei Bewegungen sind in der Folgezeit über die Kreise des württembergischen Pietismus dahingegangen, aber sie haben eigentlich nur dartun können, daß er wurzelrecht sei; er behauptete sich in seiner nüchternen Stellung in den mannigfachsten Strömungen. Am tiefsten erschüttert wurde er wohl durch die Bewegung, die sich an den Namen des „deutschen Tempels“ knüpft. Aus der Mitte des Pietismus waren Männer hervorgegangen, die auf Grund von buchstäblicher Auslegung der biblischen Weissagungen mit allem Eifer eine Sammlung des Volkes Gottes in Palästina betrieben. Manches Bündel geschmürt und sind in die Ferne gezogen. Die blühenden, von Württembergern ins Leben gerufenen Niederlassungen in Palästina, namentlich bei Jaffa, zeugen heute noch von jener eigenartigen Bewegung. Dieselbe hat viel Verwirrung in die gläubigen Kreise Württemberg's gebracht, wurde aber gänzlich überwunden.

Der von England und Amerika herübergekommene Methodismus hat auch an die Tore der schwäbischen Gemeinschaften geklopft. Es ist ihm allerdings gelungen, da und dort Glieder aus den Gemeinschaften und der Kirche herauszuziehen, aber die innere Stellung der Gemeinschaften

ist von dem methodistischen Geist gänzlich unberührt geblieben; dieser Geist entspricht übrigens auch zu wenig dem schwäbischen Volkscharakter.

Die Heiligungsbewegung, die in der Mitte der siebziger Jahre von Pearsall Smith in den deutschen Landen entfacht wurde, hat auch in Württemberg ihre eigenartige Kraft geltend gemacht. Vielleicht hat sie es zuwege gebracht, daß es seitdem doch in Württemberg eine Richtung gibt, die neben der stillen Arbeit in den Stunden auch in die kräftiger anfassende evangelistische Tätigkeit zur Ausbreitung des Reiches Gottes eintritt. Alle diese Strömungen hat der württembergische hat im großen ganzen heute noch denselben Charakter, den ihm seine Väter aufgeprägt haben.

Wenn wir heute die Gesamtheit der schwäbischen Gemeinschaften anschauen, so machen sich zwei Hauptrichtungen bemerkbar, die allerdings auf demselben Grunde des Glaubens stehen, aber doch eine gänzlich verschiedene Ausprägung und Gestaltung bekommen haben. Die altpietistischen Gemeinschaften haben ihren gesegneten Fortgang genommen. Bei ihnen gibt es landauf, landab mancherlei verschiedene Mittelpunkte, die alle wieder verschiedene Art und Weise der Arbeit haben. Kräftige Befruchtung haben diese Gemeinschaften durch die stille Tätigkeit der Arbeiter der Herrnhutischen Brüdergemeinde gehabt.

Neben den altpietistischen Gemeinschaften stehen fest gefügt und organisiert die Hahnischen finden in ihnen die Anhänger des geistvollen, reichgesegneten Sindlinger Bauern Michael Hahn. Und wenn man es als Aufgabe der altpietistischen Gemeinschaften bezeichnen kann, das reformatorische Erbe, das ganze teure Evangelium von dem Heiland, der Sünder selig macht, in seiner Reinheit und als Leben schaffende Kraft zu bewahren, so sind die Hahnischen Gemeinschaften auch in diese Aufgabe mit eingetreten, haben aber in der Nachfolge ihres Gründers vor allem den Finger auf die Lehre von der Heiligung

gelegt, auf das Hineinwachsen in Christi Art und Natur, und es ist bemerkenswert, welcher großer Ernst im Wandel diese Gemeinschaften durchdringt.

Neben diesen beiden großen Gruppen sollen doch auch die Gemeinschaften der Peregizerianer, so genannt nach einem Pfarrer Peregizer, nicht unerwähnt bleiben. Sie zeichnen sich aus durch ein glaubensfreudiges, heiteres und fröhliches Christentum. Ihre Mitglieder singen gern und viel.

Eine engere Zusammenfassung der Gemeinschaftskreise des ganzen Landes ist bisher nicht gelungen. An Versuchen dazu hat es nicht gefehlt. Wenn je einmal gemeinsam Fragen zu erledigen sind, so gelten die leitenden Brüder der Stuttgarter Gemeinschaften als Vertreter fürs Land. Zur Organisation angeregt wurden die Württemberger wohl zuerst durch die Brüdergemeinde. Der Mann, dem in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die zusammenfassende Organisation der Gemeinschaften am meisten am Herzen lag, war Pfarrer Claus von Belsen. In neuerer Zeit ist es Rektor Dietrich in Stuttgart, der in dem Philadelphiaverein die Gemeinschaften zu vereinigen sucht. Außer diesen Versuchen, eine Einheit zu schaffen, gibt es immer wieder ganz natürliche, von Gott gegebene Gelegenheiten, bei denen sich die verschieden gearteten Gemeinschaften die Bruderhand reichen: wir meinen die Arbeiten der Inneren und Äußerer Mission, sowie auch die Arbeit des im Jahre 1870 gegründeten Vereins evangelischer Lehrer.

Der Gemeinschaftskreis auf und unter der Rauhen Alb, dessen Mittelpunkt das Schulhaus in Hülben lange Jahre gewesen ist, gehört der altpietistischen Richtung an. Fast in allen Orten der Alb und am Fuße derselben kommen die Leutlein in Schulräumen, in Kleinkinderschulen, in Stuben zusammen, um nach dem kirchlichen Gottesdienst, dessen treue Besucher sie sind, ihre Erfahrungen auszutauschen und sich zu stärken in der Nachfolge des hochgelobten Herrn und Heilandes. Der Herr hat diesem Kreis

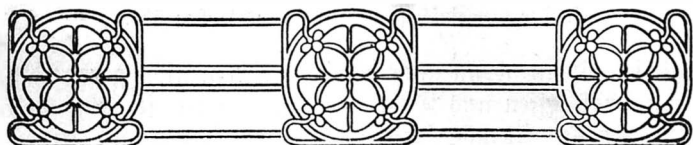
auf der Alb eine ganze Reihe kernhafter, origineller Persönlichkeiten geschenkt, die mit ganz eigenartiger Begabung und seltener Kraft der Gemeinschaftsfrage zum Segen geworden sind; darunter sind nicht bloß Männer, sondern auch Frauen. Wir nennen neben den Kullen in Hülben einen Johann Martin („Hansmartin“) Klingen, Christian Riecherer von Münsingen, Schultheiß Klafz und Karl Buef von Beuren, Johannes Doll von Nabern, Johannes Stiesel von Neuhausen, das „Bäbele“ von Böhringen, das „Madele“ von Lonsingen u. a. Da versammelt man sich am Sonntag-Nachmittag oder -Abend, oder an einem Wochentagabend. Vielleicht ist auch der Ortspfarrer zugegen, wenn er ein Freund der Gemeinschaft ist. Er leitet nicht immer die Versammlung; da und dort sitzt er schlicht zwischen den Brüdern, und irgend ein älterer Bruder leitet die „Stunde“. Es werden einige Verse gesungen, meistens aus dem in jenen Kreisen so beliebten Schatzkästlein von Hiller, dann wird ein schlichtes Gebet gesprochen, und nun liest der leitende Bruder den Bibeltext vor, sagt selbst einige kurze Worte darüber und fordert dann die anwesenden Brüder zum Sprechen auf. Was sie sagen, ist schlicht und einfach, nicht nach der Weisheit dieser Welt, aber doch bei den meisten geschöpft aus dem Reichtum des göttlichen Wortes. Sie lesen neben ihrer Bibel fleißig die Schriften ihrer trefflichen Württembergischen Väter, eines Bengel, Roos, Rieger, Braßberger, Ötinger, Steinhöfer, Hofacker, Hahn, Kolb u. a., und da sitzt manch ein Bauersmann in Lederhosen in den Gemeinschaften, der gute Schulung in der Kenntnis des göttlichen Wortes und des menschlichen Herzens hat. Und was sie sagen, sagen sie nicht schulgerecht und stilisiert, sondern in schwäbischer Mundart, plastisch und drastisch, daß sich solche Worte oft einprägen, und man sie nie wieder vergessen kann. Am Schluß wird noch einmal gesungen und gebetet, und dann gehen sie still auseinander. Es gehört immer ein Entschluß dazu, sich der „Stunde“ anzu-

schließen, denn, wenn auch in vielen Orten nicht gerade die Feindschaft offen ans Tageslicht treten darf, so muß doch der, der die Stunde besucht, recht achthaben auf seinen Wandel. Die Welt verlangt von ihm, wenn er „in d'Stund' geht“, daß er sein Christentum auch mit der Tat beweise. Und zur lebendigen Betätigung in der Reichgottesarbeit wird in der Gemeinschaft erzogen. Nicht nur, daß je und dann für Äußere Mission oder andere Reichsgotteszwecke gesammelt wird, es sind auch eine ganze Reihe trefflicher Arbeiter im Weinberge des HErrn aus den Gemeinschaften hervorgegangen.

Am letzten Samstag jeden Monats versammeln sich die Brüder im Hülbener Schulhause zur Konferenz, wo auch über das Wort Gottes geredet wird und allerlei wichtige, das Gemeinschaftsleben bewegende Fragen besprochen werden. An den übrigen Samstagen kommt man in den umliegenden Orten zur Monatsstunde zusammen, in Böhlingen, in Trailfingen, in Würtingen, in Balzholz, in Kohlberg usw. Und es ist wunderbar, wie die schwer arbeitenden Landleute auch im Hochsommer, wenn die Arbeit drängt, doch Zeit finden, ihre Monatsstunde zu besuchen. Bei diesen Monatsstunden gibt's auch Gelegenheit, sich in der Gastfreundschaft zu üben; da werden all die Besucher in den Häusern der Gemeinschaftsglieder herzlich und reichlich bewirtet. Besondere Freude ist's, aus andern Gemeinschaften, etwa aus dem Unterland, oder von den Anstalten Korntal und Wilhelmsdorf, welche die Unterstützung der Gemeinschaften genießen, kommen, um die Gemeinschaften zu stärken im Worte Gottes.

Es mag wahr sein, daß in manchen Orten die Gemeinschaften kleiner geworden sind, aber eine Macht sind sie immer noch in der württembergischen Kirche, von der die Gemeinschaften klaren, biblischen Grund empfangen haben, und der wiederum die Gemeinschaften befruchtend und belebend dienen.





Zweiter Abschnitt.

Ein reichgesegnetes Haus.

Wenn man von dem reizend am Fuße der Rauhen Alb gelegenen Städtchen Urach zu der weithin bekannten Ruine der Feste Hohenneuffen wandert, führt der Weg nach einer Stunde, sobald man das Plateau der Alb betreten hat, durch das kleine, unansehnliche Dörflein Hülben. Früher trieb dort die Bevölkerung vorwiegend Ackerbau; heute gehen viele zur Arbeit in die nahegelegenen Fabriken. Rauh wehen die Winde, und wenig ertragreich ist der Boden, dem die Bevölkerung in harter Arbeit den nicht allzu reichen Ertrag abringt. Viel länger dauert dort oben der Winter, und wenn drunten im Tal längst die frohen Erntelieder verklungen sind, rüstet man sich droben erst zum Einheimsen der Frucht. Drum waren mit dem Wachstum der Gemeinde die Männer angewiesen, als Fabrikarbeiter, als Tagelöhner oder als Maurer und Gipsler draußen ihrem Verdienste nachzugehen. Auch die Weiber halfen mit, den Verdienst zu vermehren durch Spizenklöppeln und durch Nähen.

Aber schön ist's doch dort oben auf der Höhe. Wenn der warme Glanz der Sommersonne auf der Hochebene liegt und rings herum die Kirchtürme der Albdörflein winken, oder wenn der Winter seine Herrlichkeit auf der Alb ausgebreitet hat, und das entzückte Auge die Höhen wie in weißem Festtagsgewande schaut, wahrlich, dann weiß man auch auf der Alb etwas zu rühmen von der Herrlichkeit

unseres Gottes, die Er ausgebreitet hat über seine Schöpfung. Oder wenn man von Hülben aus zum Rand des Hochplateaus geht, sei's zum Hohenneuffen hinaus, der stolz ins Neuffener Thal und weithin ins Neckartal hinausgrüßt; sei's zur Höhe des Fusi, von wo das Auge einen großen, herrlichen Blick über die Albberge hat, sei's zum Sturmbühl oder Passionsfelsen, die herrlichen Blick gewähren ins Uracher und Dettinger Thal, sei's zum Römersteinfelsen, zu dessen Füßen sich das verschwiegene Waldthal dehnt, immer schaut man ungeahnte, mannigfaltige Pracht.

Aber andern, reichen Segen hat Gott in das weltentlegene Dörflein Hülben hineingegeben durch das Schulhaus in Hülben. Kein Mensch sieht dem schlichten, einfachen Dorfschulhaus an, welche Ströme des Segens aus ihm geflossen sind.

Das Hülbener Schulhaus — ein Centrum und Herd des Gemeinschaftslebens. Keiner aber, der zur Gemeinschaft gehört und dort droben im Schulhause aus- und eingegangen ist, kann sich dies Haus ohne die Familie Kullen vorstellen: ihr hat der Herr die große Gnade geschenkt, daß sie ihr Haus zu einer Herberge der Gemeinschaft machen durfte.

Im Jahre 1722 wurde Johannes Kullen, der Sohn eines Jörg Kullen, Johannes Kullen, der 1756 starb, folgte sein Sohn Johann Wilhelm Kullen; derselbe ist, wie unten berichtet werden soll, erweckt und durch Gottes Gnade bekehrt worden, und er wurde damit der erste in der Reihe der lebendigen Zeugen, die aus der Familie hervorgingen. Er durfte im Jahre 1784 heimgehen. An seine Stelle trat der ganz dem Vater nachschlagende Sohn Jakob Friedrich Kullen, der bis zum Jahre 1818 das Schulamt versehen durfte. Seine Söhne waren Christian Friedrich Kullen, der in Hülben des Vaters Amt übernahm, und Johannes Kullen, der weithin bekannte und reich gesegnete Institutsvorsteher

in Korntal. Als Christian Friedrich Kullen im Jahre 1850 starb, wurde der Erbe seines Amtes sein Sohn Johannes, der bis zum Jahre 1905 der Hülbener Schule dienen durfte. Und jetzt ist wieder ein Sohn desselben Lehrer in Hülben.

In dieser Familie findet sich von den Vätern her ein reiches Erbe nicht an Geld und Gut, aber an göttlichen Segnungen, an Erkenntnis des Namens Gottes, an christlichem Vorbild und an ernstem Wandel in der Nachfolge Jesu.

Geistliches Leben entstand in Hülben durch die Predigt eines Mannes, der in der Mitte des 18. Jahrhunderts vielen bekannt geworden ist durch sein kräftiges Zeugnis von Christo, durch den Pfarrer Fricker. Hülben war damals noch nicht selbständige Pfarrei, sondern wurde als Filial von Dettingen aus bedient. Fricker kam 1762 als Diakonus nach Dettingen; er hatte eigentlich nur alle vierzehn Tage in Hülben zu predigen, aber fast jeden Sonntag wanderte er zu dem hochgelegenen Filial zur Predigt, im Sommer oft schon morgens um 6 Uhr. Der Herr segnete seine Treue, obwohl er nur zwei Jahre lang nach Hülben kam, denn als er im Jahre 1764 Pfarrer in Dettingen wurde, hörte seine Arbeit im Filial auf. Der Schultheiß von Hülben, und auch der Schulmeister Wilhelm Kullen, ein Sohn des ersten Kullen, samt seiner Frau wurden durch seine Predigt erweckt. Über die Frau des Schulmeisters kam wohl zuerst die große innere Unruhe um ihr Seelenheil. Sie ging schließlich in ihrer Not zu ihrem Pfarrer Fricker. Derselbe war nicht ein Mann von vielen Worten, er wußte auch, daß es nur ein Kraut und Pflaster für verwundete Seelen gibt, nämlich das Wort Gottes, und so gab er der Schulmeistersfrau die Antwort: „Lese sie die Epistel Pauli an die Römer“. Das tat sie, aber, als sie's getan, kam sie wieder und meinte: „Herr Pfarrer, die Römerepistel ist für die Dettinger, aber nicht für die Hülbener.“ Sie meinte etwa, so schlimm seien die Hülbener

denn doch nicht in die Sünde verstrickt, wie es im Brief an die Römer geschildert sei. Der Pfarrer hatte nichts für sie, als wieder die Anweisung: „Frau Schulmeisterin, lese sie die Römerepistel noch einmal.“ Sie tat's, und siehe da, nach kurzer Zeit kam sie wieder zu ihrem Seelsorger und sagte: „Herr Pfarrer, der Römerbrief ist auch für die Hülbener, und auch für mich.“ Frieder war erfreut über ihre Erkenntnis. „Nun ist ihr ein Licht aufgegangen, und beim Lichte lernt man.“ Aus dem bisher nur äußerlich ehrbaren, rechtschaffenen Schulmeisterspaar wurden nun fromme, von Herzen gläubige Leute. Ihre große Begier war nun, innerlich recht zu wachsen und zuzunehmen. Sie lasen gute, ihrem inneren Leben förderliche Schriften zusammen. Namentlich die Bücher des großen Schriftauslegers Bengel wurden ihnen lieb und teuer. Das war ihnen eine ganz neue Welt, die ihnen über dem Kennenlernen des Wortes der Weissagung aufging. Sie lebten in der Erwartung all der großen göttlichen Dinge und konnten wohl zu einander sagen: „Ob wir diese Dinge, die Bengel erwartet, erleben, wissen wir nicht, aber unser Jakob=Frieder wird's gewiß noch erleben.“ Sie pflegten nun auch fleißig die Gemeinschaft, und in dieser Zeit schon fing das Schulhaus an, ein Sammelpunkt der Gläubigen von nah und fern zu werden.

Jakob Friedrich war der einzige Sohn dieser frommen Eltern. Diese hatten keinen größeren Wunsch, als daß dieser ihr Sohn auch dem Herrn gehören möchte. Namentlich war es die Mutter, die den Sohn sehr stark beeinflusste. Und sie hatte die selige Freude, daß sie bemerken durfte, ihr Jakob=Frieder öffne sein Herz für die Einflüsse des göttlichen Wortes. Es war dem Knaben selbst eine fürs ganze Leben unvergeßliche Freude, wenn er der Mutter aus der Heiligen Schrift vorlesen durfte. Es ergriff seine Seele tief, wenn er mit ihr die alte und doch immer wieder neue Passionsgeschichte durchgehen und sich mit ihr an den herrlichen Passionsliedern unserer Kirche

erbauen durfte. Er war durchaus kein ungesunder, unkindlicher Knabe: nein, frohe Gesellschaft von Kameraden war ihm außerordentlich lieb; aber er freute sich auch, wenn allerlei Brüder aus dem engeren und weiteren Gemeinschaftskreise ins Elternhaus kamen, und er zuhören durfte, wie sie ihre Erfahrungen austauschten. Schon als Knabe hatte er den sehnlichen Wunsch, selig zu werden. Nicht selten kam es vor, daß man ihn knieend in der Scheune fand. Dort hatte er dem Heiland gesagt: „Lieber Heiland, laß nur nicht nach, bis ich auch Dein gehöre! laß mich nur nicht dem Teufel gehören!“ Und wie ist es doch bezeichnend für den inneren, tiefen Ernst des Knaben, wenn man einmal innen auf dem Deckel eines Notenheftes von seiner Hand die Worte geschrieben fand: „Ich bin ein böser Bub', wie's wenig gibt; aber der Herr ist mein Licht und mein Heil.“

Er ließ sich gar frühe vom Geiste Gottes strafen und mahnen. Wenn es einmal vorkam, daß andere Knaben in seiner Gegenwart ein Tier quälten, so konnte er lange in seinem Gewissen keine Ruhe finden darüber, daß er sich mit Zusehen dieser Sünde theilhaftig gemacht habe. Er achtete auf alles und ließ sich unter Umständen durch einen Traum zurechtweisen. In einem Winter wurde ihm das Schleifen auf der Eisbahn so zur Leidenschaft, daß es all sein Denken und Sinnen erfüllte. Er fühlte das auch selbst, wollte sich immer davon losmachen, aber es gelang ihm nicht. Endlich träumte er einmal, der jüngste Tag sei gekommen. Und siehe da, alle Menschen kamen in den Himmel, nur er und einer seiner Kameraden nicht, und zwar einer der Hauptfreunde von der Eisbahn. Sie legten sich aufs Bitten, andere baten für sie, und endlich, endlich wurde ihnen Einlaß gewährt. Aber kaum waren sie drin, kaum war die große Angst vorbei, was suchten sie auch im Himmel? — Eine Schleife, eine Eisbahn. Sie fanden auch eine, und zwar eine, die ungewöhnlich lang und gut war. Der Freund fing an zu schleifen, und

unser Jakob=Frieder munter hinterdrein, aber auf einmal spürte er zu seinem Schrecken, daß es bergab gelte, und an ein Einhalten war auf der abschüssigen Bahn nicht zu denken. Jakob=Frieder legte sich auf den Boden, aber immer tiefer rutschte er. Auf einmal sah er vor sich einen tiefen Abgrund, aus dem die Flammen schlügen, sah seinen Freund hineinstürzen. Er sah im letzten Augenblick noch einen kleinen Baumstumpf, an den er sich anklammerte; da hing er nun über der grausigen Tiefe, bis ein freundlicher, gütiger Mann des Weges daherkam, ihm unter seine Arme griff und ihn dem furchtbaren Abgrunde entriß. Der Mann trug die Züge des Heilandes an sich. Dieser Traum machte auf den Knaben einen so tiefen Eindruck, daß er nun mit ganzer Entschiedenheit sich von dem veräußerlichenden Treiben mit seinen Freunden losmachen wollte. Und er tat das auf ganz originelle Weise. Wenn jetzt der Knabe, mit dem er bisher am meisten verkehrt hatte, kam, um ihn abzuholen zum Spielen, konnte er sagen: „Wart' noch ein wenig; ich will nur geschwind ein Büchlein einstecken, dann können wir draußen auch etwas aus dem Worte Gottes miteinander lesen.“ Eine Zeitlang ließ sich der Freund das gefallen, aber endlich wurde es ihm doch zu viel. „Wenn du immer das Spruchbuch oder den Psalter mitnimmst, dann gehe ich nicht mehr mit.“ So kamen sie nach und nach auseinander, ohne daß Jakob=Friedrich selbst seinen Kameraden von sich fortgewiesen hätte.

Es ist leicht zu verstehen, daß für solch einen früh für Gottes Reich geweckten Knaben der Tag der Konfirmation ein gar wichtiges Ereignis war. Es ging ihm nicht wie so vielen, die diesen Tag in völliger Gleichgültigkeit ohne Segen und bleibende Frucht an sich vorübergehen lassen. Er war mit sich schwer im Kampf und von bangen Zweifeln erfüllt. Er dachte darüber nach, daß so viele, ja die meisten bei der Konfirmation viel Gutes versprechen, ja vielleicht auch viele gute Vorsätze haben, daß

sie nachher aber fast alle den Versuchungen erliegen und die Welt lieber, viel lieber als den Heiland gewinnen. „Warum sollte es mir,“ so dachte unser Jakob-Frieder, „anders ergehen. Ich werde nicht die Kraft haben, es anders zu machen, als alle die andern.“ Und diese Gedanken machten ihn völlig mutlos. Aber während er vor dem Altar stand und fast verzagen wollte, da las der Geistliche die schönen Worte aus dem Konfirmationsformular: „Sehet nicht auf die, so da unordentlich wandeln und ihren Taufbund mutwillig übertreten, daß ihr solchen bösen Exempeln wolltet nachfolgen. Sehet aber vielmehr auf den allmächtigen Gott und fürchtet euch vor dem, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle.“ Das war wie für ihn gesprochen. Er konnte aufwärts schauen und getrost den Entschluß fassen, unter dem Beistande des Heiligen Geistes dem Heiland wirklich sein Leben zu weihen.

Und dieser Entschluß ist Wahrheit geworden. Er ist unter der Gnadenleitung des Heiligen Geistes geblieben und hat sich durch Gott den Herrn bewahren lassen vor dem Bösen. Sein Ziel war, Lehrer zu werden. Und er war ein fleißiger, junger Mann, der keine Gelegenheit versäumte, wo er etwas lernen konnte. Er wurde zunächst von seinem Vater unterwiesen, arbeitete aber auch selbst fleißig an seiner Weiterbildung. Oft führte ihn sein Weg in benachbarte Schulen. Wenn er von einem geschickten, tüchtigen Schulmeister hörte, so ging er hin und hörte seinem Unterricht zu, um von ihm zu lernen. Bei allem aber war es ihm ein Hauptanliegen, am inwendigen Menschen zuzunehmen. Er besuchte fleißig im eigenen Heimatort und auch in der Umgegend, wo er eine gute, schriftgemäße Predigt hören konnte, das Gotteshaus. Namentlich war es ein Pfarrer Eytel, der einen sehr starken Einfluß auf die innere Entwicklung unseres Jakob-Friedrich ausübte. Dessen Einfluß war es namentlich zu danken, daß er immer treuer darin wurde, auf sein eigenes Herz zu achten, mit aller Entschiedenheit der Sünde den

Abschied zu geben und dem HErrn Jesu nachzufolgen. Er wurde so sehr von der Wahrheit des Evangeliums innerlich überführt, daß es ihm auch ein Bedürfnis und eine Lust wurde, mit seinen Altersgenossen von der Gnade in Christo zu reden.

Seinen Eltern gegenüber blieb er ein gehorsamer und lieber Sohn, der untertan bleiben wollte, auch als er heranwuchs zum Mannesalter. Es kam oftmals vor, daß er davon sprach, er wolle gern da oder dorthin gehen; dann konnte der Vater ihn einfach auf den Acker schicken zu irgend einer notwendigen Arbeit, und der Sohn ging zur Arbeit, und ging gerne, und war seelenvergnügt dabei. An seiner Mutter namentlich hing er mit der zärtlichsten Liebe. Es war ihm ein großer Schmerz, daß sie, als sie älter wurde, stark an den Augen litt. Mit einem Auge sah sie nichts mehr, und das andere nahm spürbar ab. An einem Morgen hörte der Sohn die Mutter beten: „Lieber Gott, erhalte mir das Augenlicht bis an mein Ende.“ Und gerade stieß sie sich an einem Wagen, daß für das noch sehende Auge das Schlimmste zu befürchten war. Jakob=Friedrich, der ihr Gebet gehört hatte, ärgerte sich fast, daß Gott das zulasse. Es war ihm zu bitter, daß die Mutter nun wirklich mit dem guten Auge auch nicht mehr sah. Er ging ins Gebet, und neun Monate lang lief er Gott an, Er möge doch seiner Mutter das Augenlicht wiederschicken. Endlich aber wurde es ihm innerlich zur Sünde, daß er so eigentwillig darum bitte, daß die Mutter wieder sehen könne, und er fing jetzt an, für sich um ein zufriedenes Herz zu bitten, das auch stille bleiben könne, wenn die Mutter blind bleiben sollte. Und jetzt tat der HErr mehr, als er bat. Eines Morgens saß die Mutter im Zimmer, als der Knecht mit einer roten Mütze auf dem Kopf hereintrat. Die bisher blinde Mutter rief auf einmal: „Ich sehe etwas Rotes.“ Sie sah wieder einen Schimmer; aber das nahm zu, und sie kam so weit, daß sie bis an ihr Ende mit Hilfe eines Augenglases lesen konnte.

Als unser Jakob=Friedrich erst 25 Jahre alt war, starben beide Eltern. Er wurde zum Nachfolger seines Vaters im Schulamt bestellt, und dazu übernahm er das Bauerngut, das sein Vater gehabt hatte.

Um diese Zeit war es, daß die Frucht aufging von der Saat, die lange zuvor der treue Pfarrer Frider in Hülben und Umgegend ausgestreut hatte. Es entstand eine große Erweckung, die ihre segensreichen Folgen für Hülben und die ganze Umgegend gehabt hat. Bisher waren nur wenige gläubige Seelen da und dort gewesen. Es waren auch meist unbekannte, arme und geringe Leutlein gewesen. Wenn so ein vermögender Bauer davon hörte, dann wurde das sehr kurz abgetan: „Ja, die hat gut fromm sein; die hat nichts; aber wie wird ein Bauer, der ein Vermögen hat, je nach der Gerechtigkeit des Reiches Gottes leben können.“ Das wurde jetzt anders; das Feuer, das der Herr anzündete, griff um sich. Auch solche, die sich bisher um ihres Besitzes willen dem Geiste Gottes verschlossen hatten, wurden angefaßt. Am ersten und entschiedensten trat der junge Schulmeister in Hülben, unser Jakob=Friedrich, heraus und bekannte sich zu den Gläubigen. Und er hat ihnen in Versammlungen und Konferenzen mit reichem Segen gedient.

Nachdem ihm das Schulamt überwiesen war, konnte er allmählich daran denken, eine Lebensgefährtin heimzuführen, zumal da seine Schwester, die ihm im Haushalte gedient hatte, wegzog. Dieser Schwester hatte er ihren Anteil an den liegenden Gütern auszahlen müssen. Da lag die Versuchung sehr nahe, bei der Wahl einer Frau auf Vermögen zu sehen. An Gelegenheit, ein reiches Mädchen heimzuführen, hätte es ihm nicht gefehlt. Namentlich ein reicher Mann hätte es sehr gerne gesehen, wenn Kullen sein Schwiegersohn geworden wäre, und Kullen wußte das. Nun hatte er einmal eine größere Summe Geldes nötig. Da dachte er bei sich, wenn jener reiche Mann es wirklich so gut mit ihm meine und so viel Zutrauen zu ihm habe, daß er ihm seine Tochter zur Frau geben wolle, dann

werde er ihm doch auch das Geld, das er brauchte, ohne Bürgschaft geben. Ja, er bat den HErrn, wenn jene Heirat sein Wille sei, dann solle Er dem Manne das Herz lenken, daß er ihm aus seiner Verlegenheit helfe. Kullen wolle dann in diesem Entgegenkommen einen Fingerzeig Gottes sehen. So ging er denn hin, bat um das Geld und — bekam nichts. Als ihm so der irdische Sinn in diesem Hause entgegentrat, wußte er, daß er hier seine Gattin nicht holen dürfe.

Auf ganz eigentümliche Weise hat ihm der HErr zu einer Lebensgefährtin verholfen. Es war im Jahre 1784, am Sonntag Lätare, als Kullen in der Versammlung redete über das schöne Evangelium von der Speisung der fünftausend Mann. Über dem Reden bekam er selbst einen tiefen Eindruck davon, wie doch oft Gottes Wege von unserer Vernunft gar nicht begriffen werden können, ja, wie sie oft unserem Denken und Sinnen direkt entgegengesetzt sind. Am Abend desselben Tages sollte er noch auf die Probe gestellt werden, ob er wirklich die Willigkeit hatte, sich dieser Führung des HErrn anzuvertrauen. Es kamen nämlich Brüder, die, offenbar im Einverständnis mit ihm, zu dem früher genannten Eytel gegangen waren, um ihn wegen einer Ehefrau für Kullen um Rat zu fragen. Er hatte ihnen die Antwort gegeben, daß für Kullen die Magd seiner Schwiegermutter, der Frau Pfarrer Fricker in Neuffen, sich trefflich zur Ehegattin eignen würde. Diese Magd, Barbara Nestlin, war gebürtig in einem Orte, in dem Eytel früher Diakonus gewesen war, und war durch seine Predigt zu neuem Leben erweckt worden. Als Kullen diesen Vorschlag Eytels hörte, war er anfänglich innerlich ganz entzündet: „Wie? Ich, der ich ein Schulmeister und dazu ein Bauer bin, soll eine simple, arme Magd heiraten?“ Obwohl er das Mädchen gar nicht kannte, empörte sich alles in ihm gegen diese Verbindung. Aber da kamen die Gedanken, die gerade am Nachmittag in der Versammlung in ihm so befestigt worden waren: „Hast du nicht selbst

gesagt, der Weg sei der göttliche, welcher der Vernunft entgegenlaufe? Wolltest du nicht ganz willig sein, solche Wege nun auch zu gehen?" Und siehe da, nach langem, heftigem Kampf bekam der Entschluß, doch jene Magd zu ehelichen, die Oberhand, und bei diesem Entschluß bekam Kullen die bestimmte Empfindung, daß er das tue, was Gott wohlgefalle. Am 5. August 1784 wurde die eheliche Verbindung mit jener Barbara Nestlin vollzogen, und Gott hat mit ihr einen rechten Segen ins Haus gebracht. Schön ist's, daß ihr ältester Sohn von ihr sagte, Gott habe die Treue der Mutter belohnen wollen, daß Er ihr einen so würdigen Gatten schenkte, an dessen Seite sie selbst viel vom göttlichen Segen empfing, und wiederum vielen Gläubigen Dienste tun durfte.

Für unsern Kullen und sein Haus war es ein entscheidender Schritt, daß er solche Wahl traf und damit für sich und sein Haus bezeugte, daß nicht der Geiz und das Trachten nach irdischem Gute die Hauptrolle im Hause spielen sollte, sondern das Trachten nach dem Reiche Gottes. Und dieser Sinn ist der Familie bis heute in ganz besonderer Weise durch Gottes Gnade aufgeprägt geblieben. Es ist oft von Bedeutung für lange Zeit hinaus, wenn ein Familienvater, wo er am Scheidewege steht, nicht die Schätze der Welt, sondern den Reichthum Gottes wählt.

Die Söhne des Jakob-Friedrich Kullen haben solche Art von ihren Eltern gelernt. Dem Vater war seinerzeit, als er das Erbe der Eltern antrat, geraten worden, er solle doch nur ja nichts von den Gütern verkaufen, weil er zu wenig daraus lösen würde. Kullen folgte dem Rat, aber die Folge für ihn war, daß er sein ganzes Leben hindurch sich mit einem immerhin nicht ganz unbeträchtlichen Bauerngute herumplagen mußte. Das war viel Mühe und Arbeit, und es hätte ihn auch leicht in irdischen Sinn verwickeln können. Als der jüngere der beiden Söhne einmal später in einer Ferienzeit heimkam, sagte er zu seinen Eltern: „Ihr habt ein Kleinod im Hause, das ihr gar

nicht wisset!“ Verwundert fragten die Eltern, was er denn damit meine. „Eure Schulden,“ antwortete der Sohn. „Wäret ihr vom Druck der Schulden ganz frei gewesen, dann wäret ihr vielleicht nicht frei geblieben von dem Verlangen, reich zu werden.“

Derfelbe Sohn setzte einmal dem Vater auseinander, wie er hätte ein reicher Mann werden können, wenn er die Hälfte seiner Güter verkauft und mit dem Erlös die andere Hälfte verbessert hätte und vor allem Wiesen zu Milchwirtschaft angelegt hätte. Dann hätte er auch viel weniger Mühe gehabt. Der Vater gab nach einigem Besinnen dem Sohne recht, meinte aber, jetzt sei er zu alt, um noch so große Veränderungen vorzunehmen. Der Sohn aber sprach nun selber: „Vater, danket Gott, daß Er Euch diese Pläne nicht hat einfallen lassen! Ihr wäret in den irdischen Sinn hineingekommen und wäret nicht das geworden, zu was Er Euch gebrauchen wollte.“

Das war überhaupt ein eifriges Bemühen des Vaters Kullen, von allem irdischen Sinn immer mehr frei zu werden. Trifft ihn da einmal eine Frau aus der Gemeinschaft am Montag in aller Frühe bei eifriger Arbeit, nachdem er am Tage zuvor sehr ernst gegen den irdischen Sinn geredet hat. Sie fragt verwundert: „Wie, so früh schon wieder am Geschäft, und gestern habt Ihr so ernst geredet gegen den irdischen Sinn?“ — „Gewiß,“ war die Antwort, „weil ich vom irdischen Sinn frei bin, kann ich so fröhlich meine Arbeit tun.“

Einmal bietet er auf dem Markt ein paar schöne Ochsen feil, die nur den Fehler haben, daß sie die Köpfe hinunterhängen lassen. „Tun sie das auch bei der Arbeit im Joch?“ fragt ein Käufer. Ganz ehrlich antwortet Kullen: „Ja, da lassen sie die Köpfe noch mehr hängen.“ Da wendet sich der Käufer ab mit dem Bemerken, dann könne er die Tiere nicht brauchen. Übrigens kaufte sie gleich nachher ein Schlächtermeister, der lachend bemerkte: „Mei-

netwegen können sie die Köpfe hängen lassen, so tief sie wollen.“

Eines Tages pflügte er mit seinem Sohn Johannes auf dem Acker. Ein wohlwollender Nachbar hatte eine Furche liegen lassen und wollte, daß Kullen sie hinüberschlage zu seinem Acker. Der Sohn wollte sie auch ruhig nehmen, aber der Vater wollte durchaus nichts davon wissen. Als der Sohn ihn darauf aufmerksam machte, daß der Nachbar ihnen doch die Furche schenken wolle, antwortete er kurz: „Daß von unrechtem Gut nichts untermenget sei!“

Der Ehestand dieser Eltern war ein recht glücklicher und gesegneter. Für alle Eheleute vorbildlich ist das, was Kullen einmal selbst von seinem ehelichen Leben erzählt hat. Es sei auch nicht immer Sonnenschein gewesen, es sei auch wohl je und dann vorgekommen, daß sich irgend eine Uneinigkeit zwischen Mann und Frau eingestellt habe, und es sei manchmal soweit gekommen, daß sie eine ganze Weile miteinander „getrußt“ hätten. Da saß dann der Vater in seinem Zimmer, das zugleich Schulstube war, während sich die Mutter mit ihrer Näharbeit in die nebenan liegende Schlafkammer verzog. So saßen dann die beiden; jedes hatte vor, recht fest auf seiner Meinung zu beharren. Aber da kam dann der Geist Gottes und sagte dem Vater, der etwa im Unwillen ein Wörtlein zuviel geredet hatte: „Du mußt die liebe Mutter um Verzeihung bitten.“ Und wenn sich auch sein eigener Sinn energisch dagegen wehrte und ihm zuflüstern wollte, das dürfe er ja nicht tun, wenn er nicht seiner Manneswürde etwas vergeben und sein Weib in der Rechthaberei bestärken wolle, — es half alles nichts, der Geist Gottes ließ ihm keine Ruhe, bis er unter die Kammertüre trat und freundlich sagte: „Mutter, mir ist das Trügen entleidet; dir nicht auch?“ Da konnte natürlich die Mutter nicht anders, als nachgeben und allen Unwillen aufgeben. Kullen hat von diesem Vorgang in den Versammlungen oft die schöne Nutzenanwendung gemacht,

es sei ein kleiner Schritt aus der Finsternis ins Licht, wenn man ihn gleich mache.

Es ist schön, wenn Eheleute sich so gegenseitig nachgeben können. Kullen besuchte nicht nur mit seiner Frau die Predigten geistgesalbter Zeugen in Hülben und in der Umgegend und die Versammlungen der Brüder, sondern sie lasen auch fleißig in Predigtbüchern der alten württembergischen Prediger, die besonders gute und kräftige Speise bieten. Da war der Schulmeisterin ein Predigtbuch von Detinger, dem bekannten, mystisch veranlagten, geistesmächtigen Prälaten, immer am liebsten. Der Schulmeister wußte wohl um diese Vorliebe seiner Frau, aber als die Kinder größer wurden und auch beim Lesen zuhören sollten, da fand er doch, Detinger biete eine zu schwere Speise für junge Seelen, und las gewöhnlich aus dem „Evangelischen Glaubensgrund“ von Steinhofser. Die Mutter ließ ihn ruhig eine Zeitlang gewähren, aber endlich fragte sie ihn doch einmal: „Vater, warum bringst du denn nicht auch den Detinger?“ Der Vater antwortete: „Mutter, wenn du einmal in einen Brunnen sielest, und Steinhofser ginge vorüber und böte dir die Hand, um dich herauszuziehen, würdest du dann sagen: „Nein, ich will warten, bis Frieder kommt oder der Detinger?“ Die Mutter lernte es auf diese Weise, daß es sich in der Hauptsache um das Seligwerden handle, und daß es dabei gleich sei, durch wessen Dienst uns der Weg aus der Finsternis zum Licht gezeigt wird, ja, daß ein rechter Christ sich durch eines jeden besondere Gabe dienen lassen müsse.

Der ältere Sohn dieser gottseligen Eheleute war Christian Friedrich Kullen, geboren am 4. September 1785, der Vater unseres Johannes Kullen, von dem dieses Büchlein allermeist handeln soll. Ein jüngerer Sohn war der am 20. Oktober 1787 geborene Johannes Kullen, der mit besonderen Gaben ausgerüstete spätere Töchterinstitutsvorsteher in Rortala. Derselbe hat in gewaltig anfassender und tiefgründiger Weise den Versammlungen mit dem Wort

gedient. Sein Leben und manches aus seinen Erbauungsstunden ist uns in dem in schwäbischen Gemeinschaftskreisen weit verbreiteten und von seinem Sohne Samuel Kullen verfaßten „Kullenbuch“ aufbehalten, dem wir auch die oben berichteten Einzelheiten aus dem Leben der früheren Kullen verdanken. Auch ein anderes Büchlein, das den Titel trägt: „Johannes Kullen, ein schwäbischer Stundenhalter, von Pfarrer Friedrich Baun“, berichtet in freier Weise das Leben des Korntaler Institutsvorstehers.





Dritter Abschnitt.

Christian Friedrich Kullen (der Vater).

Derselbe Sinn und Geist, wie in den frommen Vätern, wohnte auch in dem Sohne und Nachfolger des Jakob Friedrich Kullen, dem am 4. September 1785 geborenen Christian Friedrich Kullen. Das Leben des Christian Friedrich Kullen ist seinerzeit im „Lehrerbote“ veröffentlicht worden, und wir geben jene Aufzeichnungen im Auszuge hier wieder.

1. Lernjahre.

Es war ein ernstes Anliegen der gottseligen Eltern, unter Gebet ihre Kinder durch die heilige Taufe dem HErrn zu weihen und sie fortan in der Zucht und Ermahnung zum HErrn zu erziehen. Oft dankte es Christian Friedrich Kullen dem HErrn, daß Er ihm so treue Eltern schenkte, die nicht nur in der leiblichen Pflege nichts veräumten, sondern auch durch Wort und Wandel in ihre Kinder tiefe Eindrücke pflanzten von der Furcht und Liebe Gottes. Die Zeit der Schule und Konfirmation war vielfach an ihm gesegnet. Er zeigte gute Anlagen, obwohl er sich an Geist und Herz nicht schnell entwickelte.

Als er Provisor (Schulgehülfe) war und sich zum Examen melden sollte, schrieb ihm sein Vater, er solle in den Lebenslauf, wenn er solchen einzureichen habe, ein-

fließen lassen, daß er ‚von Kind auf bei seinem Vater Lesen, Schreiben, Rechnen, Klavierspielen so mittelmäßig gelernt habe‘; doch habe er Vorliebe gezeigt für die Feldgeschäfte, und erst dann zum Schulwesen entschiedene Lust gefaßt, als der jüngere Bruder sich dafür entschieden hatte. So war er denn noch sechs Jahre nach der Konfirmation im elterlichen Hause, und indem er dem Vater half in der ausgedehnten Landwirthschaft, eignete er sich solche Kenntniß und Übung in den Feldgeschäften an, daß er wohl hätte ein Bauer sein können, wenn er nicht vom Herrn für die Schule wäre bestimmt gewesen.

Neben der praktischen Einführung ins Schulhalten in des Vaters Schule genoß er mit seinem Bruder einigen Unterricht bei dem kenntnißreichen Lehrer eines Nachbarortes. Das liebste und gesegnetste Bildungsmittel war ihnen aber des gar nicht gelehrten Vaters Unterricht im Worte Gottes, der sie von Jugend auf beim Pflügen und Holzmachen, wie des Abends hinter dem Tisch recht faßlich und fruchtbar aus der Bibel zu unterhalten wußte. Das Haus war auch eine Einkehr mancher erfahrenen Brüder aus der Umgegend, aus deren lehrreichen Gesprächen sie da und dort ein Goldkorn anfaßten, das späterhin seine Zinsen trug in der Erfahrung ihres eigenen Lebens.

Damit er auch eine andere Schule kennen lernte, kam er als Provisor zu Schulmeister Haas in Schlierbach. Das Verhältnis der Provisoren zu den Schulmeistern war damals ein ganz anderes, als heutzutage. Der Provisor war Familienglied und nahm mit Herz und Hand Anteil an allen Angelegenheiten des Hauses, half auch dem Prinzipal in seinen häuslichen und ländlichen Geschäften, und dieser hatte dann Gelegenheit, mit seinen Kenntnissen und Erfahrungen dem jungen Lehrer zu dienen. Oern erzählte Kullen später von seinen Provisoratsjahren und sprach mit Achtung und Liebe von seinen ‚Herren‘.

Als eine Aushebung bevorstand, wurden im Herbst 1806 viele junge Lehrer unerwarteterweise zum Examen

einberufen. Dies traf auch Kullen ziemlich unvorbereitet. Als er dem Dekan in Göppingen seine Meldung zum Examen überbrachte, fragte dieser: „Hat Er denn auch für sich gelernt in Schlierbach?“ Kullen sagte, er sei freilich nicht so viel dazu gekommen, als er wünschte: er habe seinem Prinzipal oft geholfen in den Feldgeschäften. Der Dekan gab zur Antwort: „Man wird in Stuttgart nicht darnach fragen: ‚Was hast du geschafft?‘ sondern: ‚Was hast du gelernt?‘ — Diese Antwort freute unsern Kullen, denn so, sagte er, werde es auch einmal im Himmel heißen; da wolle man nicht wissen, wie viel einer gearbeitet und sich erworben habe im irdischen Untrieb, sondern wie viel er darunter gelernt und gesammelt habe für die Ewigkeit.“

Im Sommer 1808 kam Kullen nach Mundelsheim. Er wollte seinem jüngern Bruder Johannes gern nahe sein; derselbe war in der Nähe angestellt. Aber dieser Wunsch wurde bald zu Leiden gemacht. „Ein heftiges Nervenfieber brachte den Bruder in Lauffen an den Rand des Grabes. Da benutzte unser Kullen jeden freien Nachmittag, um nach ihm zu sehen und ihn pflegen zu helfen. Eine Zeitlang wurde er selbst krank, vermutlich weil des Bruders Leiden ihm Leib und Seele stark in Anspruch nahm. Der Vater aus Hülben kam hinab, nach seinen Söhnen zu sehen, und habe unterwegs zum HErrn gesagt: ‚Einen will ich mir gefallen lassen, aber das ertrag' ich nicht, zwei kranke Söhne auf einmal zu haben, einen mußt du mir gesund machen.‘ Nachdem er den zu Bette liegenden Christian Friedrich in Mundelsheim besucht hatte, ging er in die Versammlung. Als kurze Zeit nachher der Schulmeister von Mundelsheim auch dahin gehen wollte, begegnete ihm raschen Schrittes sein junger Provisor, der nach seiner Meinung tief im Bette lag. Er redete ihn erschrocken an, was ihm sei, und meinte, er habe in der Fieberhitze sein Bett verlassen. Dieser aber sagte, er wisse wohl, was er tue, es sei bei ihm besser, er wolle der Versammlung seines Vaters beiwohnen. Und wirklich, sein Prin-

zipal konnte es nicht hindern, denn der Herr hatte ihn zu derselbigen Stunde gesund gemacht.

Der Schulmeister Engelmann, dessen Gehülfe Christian Friedrich war, war kränklich, und daher hatte Christian Friedrich öfters beide Abteilungen zusammen zu unterrichten, im ganzen über 200 Kinder, und fand es anfangs sehr schwer, mit einer solchen Anzahl zurechtzukommen; doch rühmte er Gottes freundliche Durchhilfe. Als einmal die Geduld am Ausgehen war, und der geplagte Lehrer zum Stecken griff, sei ein kleines liebliches Mädchen zu ihm hergekommen, das noch nicht völlig reden konnte, und habe ihn gefragt: ‚Herr Provisor, wie heißt das?‘ Als er die Stelle ansah, die das kleine Fingerlein ihm wies, mußte er antworten: ‚Das heißt Geduld.‘ Das war ihm wie eine Antwort, mit welcher der Herr ihm zu Hilfe kam, so daß er geduldig das hölzerne Werkzeug wieder an seinen Ort zurückbrachte. Die Hauptsache war ihm in der Schule, durch das Wort Gottes und sein eigenes Beispiel die Kinder dem Herrn Jesu zuzuführen. Er hatte besondere Gabe zum Erzählen der biblischen Geschichte. Sein Unterricht war einfach, kernig, sinreich, durch Beispiele aus dem Leben veranschaulicht; dadurch war er anziehend und erwecklich.

Auch bei der Kirchenmusik kostete es ihn anfangs Mühe und Sorge, um des geschickten Schulmeisters Stelle zu vertreten. Der Schulmeister hatte großes Vertrauen zu seinem Provisor, und als er ihn das erste Mal mit auf die Orgel nahm, gab er ihm den ersten Verweis, der vermutlich auch einer der letzten blieb. Kullen hatte auf seine Frage, ob er die Orgel zu spielen verstehe, geantwortet: ‚Ein wenig.‘ Er fing an zu spielen und der Schulmeister trat ihm die Bälge. Aber bald kam dieser hervorgecilt und sagte halb tadelnd, halb erfreut, er könne seinen Worten in Zukunft nimmer ganz Glauben schenken, da er geäußert habe, er könne nur ‚ein wenig‘ spielen, und er sei doch ein guter Spieler.

Daß hat ihm sein wohlmeinender Prinzipal auch verwiesen, daß er an einem Tage etwa fünfzehn Stunden weit zu Fuß in die Vakanz (Ferien) gehe zu seinen Eltern. Er behielt ihn daher einmal da bis wenige Stunden vor Mittag. Als Kullen aber nach der Vakanz wieder eintraf in seiner Stelle, und auf die Frage, wo er übernachtet habe im Hinweg, ihm sagte: „In Hülben“, tadelte er's zwar mit Recht, aber ließ ihn künftig abreisen, so früh er wollte.“

„Hatte Kullen schon früher sich recht an die Kinder Gottes angeschlossen und ihre Versammlungen gern besucht, so war ihm dazu auch in Mundelsheim erwünschte Gelegenheit gegeben. Längere Zeit vermied er aber, Sonntags mittags, wenn er in die Stunde ging, den Weg am Hause eines vornehmen Mannes vorbei, dessen Kinder er in der Schule hatte, und schlüpfte lieber durch ein schmales Gäßlein zwischen zwei Häusern durch, zwischen denen man nur mit schiefer Haltung des Körpers gehen konnte. Aber nach einiger Zeit habe es ihm der Geist Gottes nicht mehr gestattet. Es ward ihm zur Sünde, wenn er diesem falschen Bekenntnis sich länger entziehen wollte. Es kostete einige Überwindung, bis er den Mut faßte, und als er sich das nächste Mal auf den Weg machte ins Versammlungshaus, lag der begreifliche Wunsch in ihm, der gefürchtete Mann möchte nur nicht gerade eben am Fenster sitzen. Aber gerade so war es, wie er von weitem sah. Der Mann erhob sich freundlich grüßend mit dem Bemerken, der Besuch werde wohl ihm gelten. Kullen verneinte es; er sei auf dem Wege zur Stunde, wolle aber ein andermal von seiner gütigen Einladung Gebrauch machen. So war die Menschenfurcht mit einem Mal überwunden, und jener Mann empfand von da an eine geheime Scheu vor dem entschiedenen Provisor, wenigstens entfernte er sich künftig vom Fenster, wenn er diesen daherkommen sah und denken mußte, er geht in die Versammlung.

An einem Feiertage saß Kullen einst nach Tisch am Klavier, als sein Schulmeister ihm ins Ohr sagte, ob er

nicht in der Scheune Futter schneiden wolle, da man dessen jetzt eben bedürfe. Man war es nicht anders gewohnt, als daß er zu jedem Geschäft willig war; aber diesmal entgegnete er, man möchte es dem Vieh nur ungeschnitten zu fressen geben, es sei heute Feiertag. Abends in der Versammlung gestand der Schulmeister offen, welchen Verweis ihm heute zum ersten Mal sein Provisor gegeben habe, und gab ihm recht.

Überhaupt war Kullen bei aller Milde doch recht entschieden für die Wahrheit, sowohl in der Lehre als im Leben. Bemerkte er bei einem sonst gläubigen Lehrer, daß er sich seinen Visitatoren etwa nur durch neumodischen, tote Moral enthaltenden Stoff seiner Vorschriften gefällig zu machen suchte, so fand das bei ihm tiefe Mißbilligung. Wenn er schon gegen Ältere und Angestellte ehrerbietig genug war, es nicht ohne Anlaß und Aufforderung auszusprechen — bei ihm selbst war es fest: So hat es mein Vater nicht gemacht, und kein Gut der Welt hätte ihn bestimmen können, von der alten, gesunden Schriftwahrheit abzuweichen.

Bornehmlich war er dem irdischen Sinne gram, und hat sich möglichst wenig darauf eingebildet, denn wenn andere sich wundern mochten, wie strenge Gerechtigkeit er übte in dem, was er den Nebenmenschen, besonders auch der Obrigkeit schuldig war, wenn sie sich wunderten über seine ausgedehnte Gastfreundschaft, so bezeugte er ausdrücklich, es sei gar nicht sein Verdienst, koste ihn auch nicht viel Überwindung, denn von Jugend auf habe er's nicht anders gesehen und gewußt, so daß, also von dieser Seite dem eitlen Wandel nach väterlicher Weise schon durch den Glauben der Eltern etwas abgebrochen war. Er wisse wohl, sagte er, daß auch unredliche Seelen ausgehen, welche die Gottseligkeit und das Reden von ihr zum Gewerbe machen wollen; aber nur der Herr könne sie scheiden, und wenn er alle aufnehme, hoffe er am ehesten die wahren Glieder Jesu auch mit darunter zu haben. Freilich

hatte er meist ein starkes Gefühl davon, ob einer redlich sei oder nicht; aber in keinem Falle strafte er solche, ehe er sie von Herzen lieben konnte. Er gab ihnen daher nicht nur zu essen, sondern setzte sich auch zu ihnen hin und unterhielt sich mit ihnen, bis er eine Liebe spürte, die er auf diesem Weg der Überwindung am schnellsten vom HErrn sich konnte schenken lassen.

Weil er für sich selbst allem irdischen Sinn absagen wollte, nahm er es einem Lehrer doppelt übel, wenn er sich neben dem geordneten Berufe in unehrliche Hantierung einließ, z. B. in Weinhandel. Ums Jahr 1811 war das bei einem ihm nah verbundenen, würdigen Schulmann der Fall, dessen Frau bald darauf ein sehr schmerzhaftes Leiden bekam, dem mehrere Ärzte nicht abzuhelfen wußten. Dem Medizinalrat, den man aus der Residenz herbeirief, gelang die Heilung, aber sein Besuch kostete mehrere Dukaten. Der Gatte der Kranken äußerte gegen seinen Hausfreund Kullen: ‚Diesmal wäre ich doch recht in Verlegenheit gekommen, wenn ich nicht an meinem Weine eine ähnliche Summe profitiert hätte.‘ Kullen schwieg, aber in seinem Herzen dachte er: der gute Mann hätte nur seinen Weinhandel bleiben lassen sollen, so wäre der HErr nicht mit so empfindlichem Leiden bei ihm eingekehrt.

Kullen nahm bei sich alle Regungen des eigenen Sinnes in strenge Zucht. Als er einmal im Garten gießen helfen sollte, war er ziemlich verstimmt gegen seine Hausgenossen. Während der Arbeit aber fiel ihm ein, er solle doch freundlich anfangen zu reden, zunächst von äußeren Sachen, um sich zu überwinden und der Lieblosigkeit keinen Raum zu lassen. Aber so redselig er sonst war, diesmal habe ihm nichts einfallen wollen. Endlich zeigte er seiner Schulmeistersfrau die Reben im Garten, die so fruchtbar dastanden, und mit einem Mal war der Widerwille gebrochen, und der Faden der Liebe wieder angeknüpft.

Weil er voll Liebe war und den Regungen der Eigenliebe und Lieblosigkeit bei sich selbst recht entgegen trat,

hatte er auch viel Geschick, die Risse zu heilen, die sich in der Liebe zwischen andern Personen bilden wollten, oft zwischen gläubigen Seelen. Er fand es begreiflich, daß auch nahe Angehörige, z. B. Schwiegermutter und Schwiegertochter, die zusammenwohnten, sich vielfach übten, und sprach den Leuten oft Mut zu, diese Übungen sich gefallen zu lassen als gesegnete Mittel zur Selbsterkenntnis. Aber das war ihm in der Seele zuwider, daß es redliche oder gar christliche Personen geben sollte, die sich rein nicht miteinander vertragen können, sondern eher wieder voneinander ziehen. Er dachte mit Betrübniß daran, was der Herr wohl in der Ewigkeit für solche Menschen für ein Plätzchen haben werde, die schon eine Hoffnung des ewigen Lebens durch Glauben gefaßt hatten aus dem Worte Gottes, und doch in der Liebe so wenig überwinden werden, daß sie sich des Gedankens nicht freuen können, mit ihren Angehörigen vielleicht die Wohnung wieder im Himmel zu teilen.

Zur eindringlichen Warnung vor leichtfertigen Wünschen, die uns in Gottes Augen zu Totschlägern machen, wurde ihm folgendes Ereigniß aus jener Zeit. Bei einer Kinderkrankheit, die viele Kinder weggraffte, habe sich ein Mann geäußert, als hätte er nicht ungern auch eines von den Sechsen sterben sehen, mit denen ihn Gott gesegnet hatte. Sie schienen ganz verschont zu bleiben, aber unversehens starben sie ihm noch alle sechs an der gleichen, bössartigen Krankheit. Die Eltern waren untröstlich. Doch wurde ihnen noch einmal eine Freude zuteil, ein Kind, das sie durch übertriebene Liebe gar nicht zu seinem wahren Wohl erzogen.

Sie und da kam an ihn eine Aufforderung, sich bei der Bewerbung um neu zu besetzende Stellen zu beteiligen. So wandte sich namentlich die Filialgemeinde Glems in der Nachbarschaft seines Vaters mit dem dringenden Wunsche an diesen, er möchte ihnen seinen älteren Sohn für ihre Schulstelle schicken, nachdem der vorige Schulmeister einen schnellen Tod gefunden hatte. Der Vater forderte den

Sohn auf, seine Gesinnung wissen zu lassen, schrieb ihm aber gleich: ‚Auf das Wohlwollen der Leute rechne nicht. Die Fahne kann sich drehen, je nachdem der Wind geht; doch kann unser Wunsch vielleicht erfüllt werden, wenn die Fahne von der Hand des HErrn gehalten wird.‘ Der Vater wurde veranlaßt, sich an Ort und Stelle zu erkundigen. Er wurde freundlich aufgenommen und war vergnügt mit den Leuten zusammen, besonders in der Versammlung. Er war sehr erfreut, daß sein Sohn unter eine so wackere Gemeinschaft kommen solle. Aber abends auf dem Heimweg konnte der Geist Gottes erst noch weiter mit ihm reden, so daß er in den Schnee kniete und zu seinem HErrn sagte: ‚Ich will dir's nur gestehen, es ist mir mehr um die gute Versorgung für meinen Christian zu tun gewesen, als um die Gemeinschaft der Gläubigen.‘ Er tat Buße über diesen ungöttlichen Gedanken; jetzt erst konnte er die Sache mit kindlicher Ruhe in Gottes Hand empfehlen, und mochte schon in der Stille ahnen, der HErr werde den Plan nicht wahr werden lassen. Gott fügte es nämlich so, daß gerade diejenigen im Gemeinderat von G., die den jungen Kullen wünschten, diese Absicht vereiteln halfen, wie Kullen später oft mit fröhlichem Lächeln erzählte. Unter zehn war nur einer, der gegen ihn war, wie es schien, aus irdischen Rücksichten. Nun bekam ein anderer lieber Mann zehn Stimmen, Kullen nur neun. Jeder Mitstimmende mußte drei Namen nennen, und erst hintendrein merkten diejenigen, die sich um Kullen bemüht hatten, daß sie ihre Stimmen bei den andern hätten zersplittern müssen, wenn er die Stelle hätte bekommen sollen. Kullen und die Seinigen hatten viel in der Sache gebetet. Daher schrieb ihm sein Vater auf die Nachricht von der fehlgeschlagenen Bewerbung: ‚Diese Nachricht hat meinem beschwerten Herzen wieder leicht gemacht; wir konnten Gott darüber danken; denn wir sahen allmählich so viel Gefahren für dich auf jener Stelle, die du fast nicht bestanden hättest.‘ Auch der junge Kullen konnte zuerst die Sache als vom

Herrn annehmen. Als ihm aber ein Gerücht zu Ohren kam von geheimen Ränken, die ein Höherer gebraucht habe gegen seine Anstellung, lag ihm in seiner Entrüstung der Gedanke nahe: ‚Wenn das wahr wäre, so würde ich mich höheren Ortes beschweren.‘ Dem begegnete aber im voraus der weise Vater, der die Welt besser kannte und solches Überhandnehmen der Ungerechtigkeit für die letzte Zeit in die Rechnung nahm. Er zeigte ihm, wie der Herr alles in seinem Plan verwenden kann, das Krumme wie das Gerade, und empfiehlt ihm ein Lied von Fricker, wo sich das beisammen finde, was dem Eigensinn begegnen und den Glauben stärken kann: ‚Geheimnis, das den Glaubensheld in seiner Kreuzeschul’ aufkläret, wie sich in dieser Schlangenvelt der Glaub’ durch Tapferkeit bewähret‘ usw.“

So durfte unser Kullen wieder in Mundelsheim bleiben zur Freude seines Schulmeisters. Aber mitten in seinem dortigen Wirken kam ihm eine Schulnot entgegen, aus der er sich vorerst nicht herauszuhelfen wußte. Es war die neue Organisation des Schulwesens 1811, die mit seiner Überzeugung in vollem Widerspruch stand. Er erkannte in manchen neuen Verordnungen, sowie in den neuen Schulbüchern manches Ungläubige und Antichristliche, und fühlte sich gedrungen, dem allem passiven Widerstand entgegenzusetzen. Mit seinem jüngern Bruder, der damals Privatlehrer war, einigte er sich schließlich, daß er sich offen gegen die Schulbehörde erklären wolle. Das führte zum Bruch: er trat aus dem Schulstand aus und lehrte ins elterliche Haus zurück, wo er den alternden Vater in der Ökonomie, und, als er leidend wurde, auch in der Schule unterstützte.

Er hätte in dieser Zeit durch eine reiche Heirat ein vermögender Mann werden können. Eine Witve lernte ihn kennen in einer Gegend des Unterlandes, in der er nicht viel geistliches Leben fand, und ließ ihn wissen, wie glücklich sie sich schätzen würde, ihn zum Schwiegersohn zu bekommen. Seinem Vater teilte er es mit nach einiger Zeit, obwohl er wenig damit umging und nicht einmal

seinem Bruder davon sagte. Er sagte aber seinem Vater gleich, es seien wohl brave und auch christliche Leute, die aber, soviel er prüfen könne, nicht wahrhaft erweckt und erleuchtet seien. Bezeichnend für des Vaters drastische Art ist die Antwort, die er dem Sohne gab: „Wenn du ein Esel sein willst, so kannst du es tun; einem Esel kann man viel aufladen.“

Nun durste unser Kullen eine Reihe von Jahren in der Stille bei den Eltern sein und fing jetzt auch schon an, hie und da in den Versammlungen mit dem Wort zu dienen.

2. Meisterjahre.

Im Spätjahr 1818 verlor er seinen innig geliebten Vater. Nach einem Dienstexamen, bei dem er des HErrn Durchhilfe in wunderbarer Weise erfahren durfte, wurde er zum Nachfolger seines Vaters bestellt. In der Neuordnung der Schulverhältnisse suchte er sich zurechtzufinden, ohne sein Gewissen zu belasten. Seine Mutter hielt ihm Haus. Die Schule zu versehen war ihm nicht bange. Wohl aber machte ihm der Gedanke Noth, daß er jetzt die Leitung der Versammlung übernehmen sollte. Er fühlte sich innerlich so unfähig dazu. Als er in den Tagen einmal auf den Acker ging, hörte er gleich vor dem Ort draußen ein wackeres Weib, das dort arbeitete, ihn aber nicht sah, vor sich hin sagen: „Wenn ich unsern alten Vetter Schulmeister wieder holen könnte, ich wollte ihn gerne mit den Nägeln aus dem Grab herauskragen.“ Kullen fühlte, daß es ihr eine Verlegenheit sein würde, wenn sie merke, daß er ihre Aeußerung mit angehört habe, und rief ihr zu: „Du hast recht, ich würde dir auch helfen.“ Damit glaubte er sie am wenigsten zu beschämen, obwohl sie nicht wenig erschraf. Er sagte viele Jahre nachher: „Sie hat recht gehabt; wenn jeder auch sein Pläglein ausfüllt mit Gottes Hilfe, so ist

doch jeder seiner Zeit geschenkt und für diese vom HErrn begabt und gebildet.“ An einem Sonntag war er besonders gedrückt und weinte sich auf einem einsamen Spaziergang aus. Auf einmal faßte er aus dem Wort Gottes den Mut, der HErr könne auch ihm den Stab des Glaubens in die Hand geben, wenn er schon nicht sei, was sein Vater war; es sei doch Gott ein Geringes, durch viel oder wenig zu helfen. Er kniete hinter einem Strauch nieder und war bald so selig in seinem Gott, daß er Loblieder singen konnte. Doch blieb es nicht immer so, und er lernte daraus, wie wenig der, der im Glauben lebt, sich auf ein solches Gefühl verlassen kann.

Seine große Schule war ihm sein Lebenselement. Es war ihm gegeben, bei allen Vorkommnissen recht ruhig und heiter zu bleiben. Er bereitete sich alle Morgen mit Gebet und Gottes Wort auf seine Schule vor. „Ohne Gebet“, konnte er sagen, „ist das Herz den ganzen Tag wie ein Garten ohne Zaun, in den alles Geschmeiß den Eingang hat.“ Die Bibel war ihm die Hauptsache im Unterricht, aber auch die anderen Fächer versäumte er nicht. Er ging gar väterlich mit seinen Schülern um, und weil er seine Religionsstunden mit mancherlei Beispielen und Gleichnissen durchwob, gelang es ihm, eine sonst seltene Aufmerksamkeit hervorzurufen. Beim Segen der Kinder nahm er darauf Bedacht, diejenigen Schüler recht nahe zu sich zu bringen, deren finsterner Charakter seine Nähe scheute. Er pflegte dann wohl zu solchen Schülern zu sagen: „Es scheint, wir sollen einander besonders lieb haben lernen, da wir so nahe beisammen sitzen.“ Und bei manchen half solch väterliches Zureden.

Er legte es recht darauf an, die Grundwahrheiten des Evangeliums immer und immer wieder seinen Schülern einzuschärfen, und das brachte die Frucht, daß doch jeder Schüler die Überzeugung aus der Schule mit fortnehmen mußte, daß er ein Sünder sei, daß er aber durch die Gnade Jesu selig werden könne. Noch in seinem Alter

rühmte das Kullen von seinen Hülbenern: „Wenn ein krank wird oder dem Tode nahe kommt, dann komme ich bei meinen Besuchen bald auf den Boden ihres Elends, was mir bei Fremden nur selten gelingt.“ Das war die Schulfrucht seines und seines seligen, gesegneten Vaters Schulhaltens.

Nach einigen Jahren war die Kraft seiner alternden Mutter der großen, sehr bewegten Haushaltung nicht mehr gewachsen; seine Schwestern zogen nach Korntal, um den jüngeren Bruder Johannes in der Leitung des Instituts zu unterstützen. Da war er fast genötigt, sich nach einer Lebensgefährtin umzusehen. Seine Hausgenossen machten ihn aufmerksam auf Maria Agnes Daumiller aus der nahe im Tale liegenden Ortschaft Dettingen, eine durch ihren festen Charakter und innigen Glauben ausgezeichnete Jungfrau. Ihr Großvater, der in Stundenreisen bekannte Christoph Handel, und ihre Mutter, welche sie in völliger Einfachheit erzog, hatten ihr manche unauslöschlichen Eindrücke mitgegeben. Kullen wollte zuerst nicht auf diesen Gedanken eingehen; er hatte lauter Bedenken, auch gar keine Neigung zu ihr; vor allem erschien sie ihm viel zu einfach. Nach langem reiflichen Erwägen und Prüfen unter viel Gebet bekam er doch die Freudigkeit, sie zum Weibe zu begehren; der Herr schenkte ihm auch eine Liebe zu ihr, die in den 25 Jahren ihres Ehestandes fast nie getrübt wurde.

Nach kurzem Brautstand verbanden sie sich am 30. April 1822. Die beiden Eheleute ergänzten sich trefflich. Wenn auch im Manne mehr die Liebe und in der Frau mehr die Wahrheit repräsentiert war, bildete sich doch kein Mißverhältnis heraus, weil sich die Frau trotz ihrer Charakterfesten Anlage doch unter ihr Haupt beugte. Keins von beiden hatte ein Geheimnis für sich, jedes war offen für das andere und ließ es gerne in sein Herz hineinsehen. So gab es nicht einmal Anlaß zu einem Wortwechsel. Wenn die Frau eine Abneigung gegen irgend jemand bei sich wahrnahm, so klagte sie es ihrem Manne. Der

riet ihr dann, einer solchen Person etwas zu schenken oder zu kochen. Das befolgte sie und fand den Rat bewährt. Erfuhr sie etwas Schiveres, so wartete sie den Abend ab und erzählte es ihrem Manne, sobald sie ihn allein hatte. Dann sagte sie zu ihm: „So, Vater, jetzt hast du es; es ist nicht nötig, daß du mir darauf antwortest; nur daß du es auch weißt.“ So machte sie sich's leichter. Der Mann half aber auch getreulich mittragen und sagte dann wohl bei Gelegenheit: „So sollten wir es auch mit unserm himmlischen Vater machen und Ihm unsern Gram im Gebet fleißig herausgeben, dann kämen wir bald zur Ruhe und könnten der Hilfe des HErrn warten.“ Zugleich hatte Rullen an seiner Frau eine Gefährtin gefunden, die ihn auch wissen ließ, was ihr nicht recht schien an seinem Tun und Reden. Er ließ sich's gefallen und dankte Gott im stillen dafür, weil er wohl wußte, daß eine Frau ihren Mann am besten kennen muß. Doch gestand er auch, daß es ihm einmal habe zu viel werden wollen. Fast hätte er diesmal eine Ausnahme gemacht von seiner Gewohnheit, mit der Hausmutter morgens zu beten; er wollte es in der Schule tun. Aber der Geist Gottes ließ ihm keine Ruhe; er überwand sich und betete mit seinem Weibe, und damit war die zarteste Liebe wieder hergestellt. Er sagte wohl manchmal, die Männer dürften sich wohl hie und da die Predigtlein ihrer Weiber gefallen lassen, wenn sie auch zuweilen tief einschneidend seien.

Acht Kinder wurden den Ehegatten geboren, von denen zwei früh starben. Die Eltern hatten stets ein außerordentlich liebliches, inniges Verhältnis zu ihren Kindern. Den Eltern war es nicht wohl, wenn ein Kind nur einen Tag nicht zu Hause war, und den Kindern mangelte alles, wenn sie nicht die lieben Eltern bei sich hatten. Der Vater lebte ganz für seine Kinder. Wenn er noch so müde war, ließ er sich von ihnen beladen und gab sich freundlich mit ihnen ab; sie waren seine Kleinodien, und er ließ sie allenthalben seine Liebe fühlen. Daher hatten aber auch die

Kinder eine warme Liebe zu den Eltern, und der Vater pflegte oft zu sagen: „Was muß doch Gott für eine Liebe zu seinen Menschenkindern haben, wenn ich meine Kinder schon so lieb habe.“ Es war ihm das größte Anliegen, daß seine Kinder in der Wahrheit wandelten. Er sorgte, daß sie viel Gutes sahen und hörten, daß sie namentlich mit dem teuren Wort Gottes recht in Berührung kamen, und wünschte sehnlichst, daß alles möchte reiche Früchte tragen. Er erzog sie mit Sorgfalt, vor allem in großer Einfachheit. Er ließ ihnen viel jugendliche Munterkeit zu und überlud sie nicht mit Lernen; gegen die Sünde, wo sie sich bei ihnen blicken ließ, verfuhr er mit strengster Festigkeit. Wenn sie in Streit kamen, tat er meist, als hörte er's nicht; er wußte, daß sie bald wieder aufhören würden. Höchstens sagte er zu seiner Frau, so daß es die Kinder hören konnten: „Was haben wir doch für dumme Kinder! Hast du es nicht auch schon gedacht, Mutter?“ Dann wollte auf einmal keines von ihnen für dumm gelten, und der Streit hatte ein Ende.

Einmal sprachen die älteren Kinder sehr mißvergnügt über etwas, was ihnen ganz gegen den Sinn ging; eins glaubte sich gegenüber dem andern zurückgesetzt. Da fing der Vater an, mit ruhiger Stimme im Zimmer auf- und abgehend zu singen: „Geht's der Natur entgegen, so geht's gerad' und fein usw.“ Da mußten die streitenden Stimmen verstummen. Er ging zart mit seinen Kindern um, und so konnte er sich auch wieder an ihr Zartgefühl wenden, und sie lernten es, mit viel Aufmerksamkeit den Eltern zu dienen. Sein Hauptanliegen war, daß die Kinder mehr durch das Beispiel der Eltern als durch Worte zum Wandel im Glauben gereizt würden. Besonders sollten sie nichts vom irdischen Sinn und Geiz im Hause spüren. Sie sollten nicht nur genug zu essen haben, sondern auch sonst, wenn sie etwas bedurften, sollten sie es ordentlich und recht haben. „Das Kind soll“, das war seine Meinung, „auch in Kleinigkeiten spüren, daß es seinem Vater alles wert

sei, daß er nicht an ihm spare.“ Das sollten nach seiner Anschauung die Kinder selbst dann fühlen, wenn sich die Eltern nach der Decke strecken müssen.

Der Vater war ein großer Freund der Musik, namentlich des Gesanges, und drum ließ er dem Herrn im Kreise der Seinigen manches Loblied ertönen, daß den Besuchern des Hauses das Herz oft davon warm wurde. Es herrschte kein Mißton im Hause und daher war es auch jedem so wohl in der Hülbener Schulfamilie.

In der Gemeinde war der „Bettler Schulmeister“ angesehen als ein Seelsorger und Vater. Wer ein Anliegen hatte, ging dem Schulhause zu und kam nie ungetröstet heraus. Kullen hatte eine Art, die Zutrauen erweckte, ein väterliches Herz, das weit genug war, allerlei anzuhören.

Weil Hülben ein Filial war, so wurde nur je am zweiten Sonntag Gottesdienst durch den Geistlichen gehalten. An den dazwischen liegenden Sonntagen las Kullen eine Predigt jener Gottesmänner Steinhöfer, Hartmann, Hofacker u. a. am Altar vor. Auch die Anmeldungen zum Abendmahl hatte er in Empfang zu nehmen, und weil ihm alle Gemeindeglieder so gut bekannt waren, konnte er manches Wörtlein anbringen, das haftete wie Nägel und Spieße. Der Wahrheit vergab er nichts, aber weil er so viel Liebe hatte, konnte man sie von ihm leichter annehmen als von einem andern.

Er wollte gerne allen dienen, die ihm in den Weg kamen, und übte dabei oft große Selbstüberwindung, daß seine Kinder selbst sich oft wunderten. Alle Leute, ohne Unterschied des Standes, gleichviel, ob sie ihm bequem oder unbequem kamen, selbst Landläufer und Leute, deren heimliche Feindschaft er kannte, nahm er mit Liebe auf. Seine Kinder hätten viele lieber wieder fortgeschickt; er aber sagte: „Kinder, jeder Mensch hat noch etwas Edles an sich, wenn es auch nah zusammen geht; was unter Gottes Himmel läuft, ist sein Geschöpf.“ In täglicher Selbstüberwindung

suchte er solche Liebe zu üben. Ein Mann aus seiner Gemeinde, der viel Böses über ihn austreute, und der sich überhaupt als sein Feind bewies, kam einmal in einer schweren Geldverlegenheit zu ihm und bat ihn um Hilfe. Kullen, der damals gerade selbst kein Geld hatte, ging hin und entlehnte auf seinen Namen die gewünschte Summe für den Bittenden.

Einmal zur Erntezeit waren die Ahrenleser auf seinem Acker so unverschämt, daß sie sogar vor den Garben voraus liefen. Kullens Kinder waren ganz erstaunt, daß der Vater zu solcher Unart schwieg. Er aber forschte nach in seinem Herzen, woher es denn komme, daß sich sein Herz auch so empöre, und als er merkte, daß der Geiz der Grund war, ließ er jene Leute nicht nur gewähren, sondern um die innere Lieblosigkeit recht zu überwinden, gab er jedem Ahrenleser noch ein tüchtiges Quantum obendrein.

Es war ihm fast unerträglich, wenn Leute mit finstrem, mürrischem Blick um ihn her waren. Als man seiner ältesten Tochter den Hausrat packte, war unter anderem auch ein Packer von einem benachbarten Städtchen da. Dieser Mann, dem es äußerst ungelegen kam, daß er in dieses fromme Haus mußte, machte es gleich bei seinem Eintritt bemerklich, daß er nur gezwungen komme. Kullen ließ sich das jedoch nicht anfechten. Er ging ihm nach, erwies ihm alle Aufmerksamkeit, bot ihm fleißig Erquickung an, nannte ihn nur seinen Fritz und war nach der ihm vom Herrn geschenkten Liebe äußerst freundlich gegen ihn. Es dauerte nicht lange, so war die kalte Eisdecke von dem freundlichen Sonnenschein hinweggeschmolzen, und der Mensch war die übrige Zeit wie umgekehrt, pfiff und sang und tat alles mit Lust.

Kullen machte es sich überhaupt zur Pflicht, Leute, die über die Gläubigen übel berichtet waren, recht viel Liebe fühlen zu lassen, um ihnen das wahre Christentum im rechten Lichte zu zeigen. Einer von den Demokraten, sein Patenkind, wollte ihn auch bei der Taufe seines Kin-

des als Paten haben. Kullen setzte sich zwar ungern zwischen die schlimmen Gesellen, aber als er einmal da war, griff er sie fest an mit dem Evangelium, und sagte schließlich: „Ihr Herren, ich habe ein Herz wie ein Scheunentor; wenn es auf mich ankäme, so möchte ich Sie alle mit in den Himmel nehmen.“ Sie meinten darauf, so seien die andern Pietisten nicht. Er aber sagte: „Doch, doch, so haben die andern auch ein Herz; nur können sie es nicht alle so sagen wie ich.“

In den Versammlungen am Sonntag, in den Monatsstunden in Hülben und in der Umgegend, auch bei Beerdigungen, bei welchen die Brüder zusammenkamen, legte der Herr einen Segen für viele auf das besprochene Wort und salbte seinen Knecht mit seinem Geist. Er konnte so dringlich einladen, so evangelisch reden und dabei ganz kindlich einfältig, daß einem das Herz weit werden mußte. Ganz besonders war ihm die Gabe eigen, populär zu reden, den Volkston zu treffen und mit anschaulichen Bildern die Geheimnisse des Reiches Gottes klar zu machen. Er glich dem guten Hausvater, der aus einem reichen Schatz Altes und Neues hervorbringt. Auch jüngeren Theologen, die ihn in großer Zahl besuchten, diente er gerne mit seiner reichen Erfahrung. Er konnte sehr offen und ungeschweht mit ihnen reden, setzte aber dann wohl hinzu: „Meinem eigenen Herrn Pfarrer würde ich das nicht sagen; er ist mein Vorgesetzter, und ich ehre sein Amt.“

Seinen Heiland groß zu machen und zu verherrlichen, das war seine größte Lust; da lebte alles an ihm, und man spürte es ihm an, daß er selbst erfuhr, was er wußte, und daß er redete, was er glaubte. So schüttelte er sichere Seelen auf, tröstete die Bekümmerten, richtete die Niedergeschlagenen auf, trieb Suchende an, noch suchender zu werden, tat alles, um die Seelen in Christo fest zu machen. Ihm konnte man alles anvertrauen; er hatte ein rechtes Priesterherz für allerlei Not und trug alles, auch die vielen ihm anvertrauten Nöten, dem Herrn fleißig im Gebet

vor. Er war ein kräftiger, anhaltender Väter; er ging nicht nur im Kämmerlein mit dem Herrn um, sondern sein Herz wollte stets bei Ihm sein. Oft verrieten seine Aeußerungen, daß er mit dem Freund seiner Seele innerlich beschäftigt war.

Einige Beispiele davon, wie schlicht und anschaulich er zu reden wußte, seien hier angeführt. Was er beim Holzspalten gelernt hatte, wandte er auf die Erziehung der Seelen an: „Schlag' nur nicht lange auf die harten Äste hinein, die so hervorstehen. In einiger Entfernung davon weiß der geschickte Holzhauer die rechte Stelle zu treffen, daß es mit einem Mal einen entscheidenden Sprung tut um den Ast herum.“

Daß man nicht hoffen dürfe, den alten Menschen zu befehlen, sondern daß derselbe in den Tod müsse, zeigte er an einem außerordentlich treffenden Beispiel. Ein Jäger hatte einen Fuchs gefangen und gezähmt. Er brachte es dahin, daß der Fuchs mit den Gänsen aus einem Gefäß fraß. Aber die Magd mußte mit dem Stecken dabei stehen; sobald sie den Rückenkehrte, hatte der Fuchs eine Gans am Hals; dann mußte sie ihn mit dem Stecken auf den Kopf schlagen, damit er das geängstete Tier wieder los ließ. So müssen wir auch den ganzen Tag Wache stehen und unsern alten Menschen hüten, damit er uns keine Tücke antut.

Das hielt Kullen den Besuchern seiner Versammlungen besonders oft vor, sie sollten doch ja recht aufrichtig gegen den Heiland werden und Ihn fleißig ins Herz hineinschauen lassen. Es sei außerordentlich wichtig, alle Dinge beim rechten Namen zu nennen, denn auch die falsche oder zu große Scham sei ein Strick des Satans, und der müsse zerissen werden. „Die Sattlernadel muß heraus,“ sagte er und führte alsdann folgendes Beispiel an: Ein königliches Roß bekam eine Geschwulst auf dem Rücken, und niemand fand die Ursache davon, auch die geschicktesten Tierärzte nicht. Es heilte eine Zeitlang, brach aber um so schlim-

mer wieder auf. Ein geschickter Tierarzt meinte, es müsse etwas in der Geschwulst stecken. Vorher war auch geschnitten worden, aber nicht tief genug. Jetzt ging's anders; man schnitt bis auf den Knochen, und da fand sich eine Sattlernadel, die durch den Sattel in den Rücken des Pferdes gekommen war.

Auch das pflegte er im Beispiel auszudrücken, wie Gott verschiedene Mittel brauche, um seine Menschen nach ihrem verschiedenen Charakter zu leiten. Sein Vater sei einmal in Urach gewesen und habe zugesehen, wie ein Transport edler Pferde nach Stuttgart durchgeführt wurde. Es wurde Halt gemacht. Der Führer des Transports rief einen Knaben herbei und trug ihm auf, ein mächtiges Pferd beim Zaum zu halten. Und es wäre das fast nicht einmal nötig gewesen, so ruhig war dasselbe. Darauf kam ein kleines Kößlein. „Zwei starke Männer her,“ rief der Führer, und siehe, sie wurden kaum Meister. Welch ein Unterschied! Kein Wunder, muß der Herr manchem Zaum und Gebiß ins Maul legen, bis er zum Herrn will.

In seiner Stellung zur Kirche war Kullen treu. Zwölf Geistliche waren in den dreißig Jahren seiner Tätigkeit in Hülben seine Vorgesetzten. Er stand gerne unter ihnen und bewies ihnen Achtung und Ehrerbietung. Auch mit vielen anderen Geistlichen stand er in engem, freundschaftlichem Verkehr, aber er blieb sich immer der Grenzen seines Berufes bewußt. Als das aufsehenerregende „Leben Jesu“ von Strauß erschienen war, fragte ihn sein Dekan, ob er es auch schon gelesen habe; er sei doch wohl der Mann dazu, es zu prüfen. Kullen sagte: „Das Buch werde ich nie lesen, denn ich habe den Beruf nicht, es zu lesen. Es ist Gift darinnen, und ich habe schon den Apotheker zugesehen, wie sie Mund und Nase verbunden haben, wenn sie mit Gift umgehen mußten.“

Über das Verhältnis von Kirche und Staat hatte er seine eigenen Ansichten. Es war ihm ein Schmerz, daß er die Trennung von Staat und Kirche sich vorbereiten sah.

Er war noch ganz ein Anhänger der alten Zeit und hatte den vielfältigen Segen gesehen, der neben manchem Schwierigem der Kirche in der Verbindung mit dem Staate zuteil geworden war. „Und,“ sagte er, „wenn auch die äußere Kirche ihren Boden verliert und vielleicht auch bald den Schutz des Staates nicht mehr genießt, so halten wohl die lebendigen Glieder dennoch zur Kirche, aber dem Staate geht es dann eben wie einem Mann, der seine Frau nicht mehr hat; er wird vollends liederlich.“

Er hielt es für erfolglos, wenn Gläubige mit allerlei Mitteln einer Sache begegnen wollten, die doch unaufhaltsam kam; aber dazu riet er, daß man die Not der Zeit mehrmals am Tage im Gebet vor den Herrn bringe. Er hätte sich durchaus keinem politischen Verein angeschlossen. Nirgends unterschrieb er seinen Namen, auch nicht einmal bei einer an sich rechtmäßigen Bittschrift; er sei froh, daß sein Name im Himmel angeschrieben sei. Auch Herren, die um Stimmen warben bei Wahlen und ihn um seinen Einfluß baten, gab er meistens kurzen Bescheid. Einem sagte er einmal, er gäbe nie einem Manne seine Stimme, der nicht die Bibel vom ersten Vers des Alten Testaments bis zum letzten Vers der heiligen Offenbarung im Neuen Testament glaube. Er hielt es für gefährlich, wenn man den Unglauben und sein politisches Treiben mit denselben Waffen bekämpfen wolle. Da müsse der Glaube Not leiden, wenn man auf einen Boden trete mit den Feinden des Glaubens.

Der ganze Geist der neuen Zeit war ihm in der Seele zuwider; für sich war ihm nicht bange, aber für seine Kinder, seine Schüler und seine Patenkinder betete er häufig. Bei den Aufruhrversuchen da und dort sah er wohl, wie Gott sein Gericht über die Hohen der Erde führen wolle. Aber als ein republikanisch Gesinnter sich darauf berufen wollte, daß Gott in der Schrift sage, Er wolle an die Hohen im Volke, und diese Zeit sei jetzt gekommen, da antwortete er: daß wisse er wohl aus dem Worte Gottes,

aber der Freund habe doch nicht ganz recht gelesen; es stehe dort nicht, er solle das tun, sondern Gott habe sich das vorbehalten.

Er sagte oft, es sei ihm ein Schmerz, daß der Herr etwas von der Herrlichkeit zurückgezogen habe, die Er auf die Obrigkeit gelegt habe, und man müsse zu Gott beten, daß Er sie ihr wieder schenke. Er meinte immer, man verfare viel zu schonend mit den Volksverführern. Anstatt daß man sie im Gefängnis unschädlich mache, säßen sie in Ämtern und Würden.

Die Obrigkeit hieß er „seine liebe Obrigkeit“, gab willig alle Abgaben und Steuern. Als man noch den Zehnten in Garben gab, sorgte er stets dafür, daß immer die zehnte Garbe die vollste war. Er betete fleißig für alle seine Vorgesetzten, vom König bis zu seiner einfachen Dorfobrigkeit.

Als ein Einfall der Franzosen drohte, meinte er: „Sie haben ein Recht an uns; denn sie holen nur das wieder, was wir seit langer Zeit von ihnen geholt haben.“ Er meinte französische Art und Tracht, auch französischen Geist und Sünde. Er freute sich seiner kurzen Hosen, die er noch nach alter Weise trug; die werde ihm wohl kein Franzose nehmen wollen.

Wenn das revolutionäre Wesen den Sieg nicht bekam, so war nach seiner Anschauung das Gebet der Kinder Gottes das größte Hindernis. So müssen wohl auch die Republikaner des Nachbarstädtchens gedacht haben, die ihm drohten, sie würden ihm eine Ragenmusik bringen. Als Kullen davon hörte, bat er, die Leute schön von ihm zu grüßen. Wenn sie kämen, würde es ihm eine Freude sein, sie nach vollendeter Ragenmusik in seine Stube heraufzubitten und ihnen ein Glas Wein vorzusetzen, ehe sie heimzögen. Er wolle ihnen dann mit seinen Kindern auch ein Liedlein vorsingen, das ihnen vielleicht besser gefallen werde, als ihre Musik. Die Lärmmacher kamen nicht.

3. Trübsals- und Siegesjahre.

Gott machte es bei seinen Kindern oft so, daß Er sie zu ihrer Bewährung eine rechte Kreuzeschule durchlaufen läßt. So hatten auch die Kullenschen Eheleute mancherlei zu tragen. Schon der Tod von zwei lieblichen Kindern schlug den Elternherzen tiefe Wunden; doch wußten sie, daß sie daheim waren bei dem HErrn. Im Jahre 1833 lag der Vater von Neujahr an neun Monate todkrank darnieder, und es war nur Gottes wunderbare Güte, die ihn wieder genesen ließ. In dieser schweren Zeit stürmte eine Menge von bitteren Erfahrungen auf die Eheleute ein. Kullen hatte den HErrn ernstlich gebeten, Er möge ihm doch einen recht wackeren Vertreter schicken. Es kam einer; aber er kam gleich angetrunken ins Haus und bewies sich als ein finsterner, unzugänglicher Mensch. Eins der Kinder nach dem andern wurde schwer krank, und obwohl die geängsteten Eltern zum HErrn um Verschonung schrien, stiegen die Wasser der Noth immer höher. Sie waren manchmal dem Verzagen sehr nahe, aber sie dursteten in dieser schweren Zeit doch immer wieder erfahren, wie Gottes Wort die betrübten Herzen aufrichten und trösten kann.

Wehmütig war es für den alternden Lehrer, daß seine Geschwister, die in Korntal wohnten, nacheinander in die Ewigkeit abgerufen wurden. Ein jüngerer Bruder war im Jahre 1812 mit der württembergischen Garde unter Napoleons Fahnen nach Rußland gezogen und wahrscheinlich bei Moskau umgekommen. Als der Institutsvorsteher Kullen in Korntal, der einzige ihm noch gebliebene jüngere Bruder, im Jahre 1842 gestorben war, war unser Kullen zugegen bei der Begräbnißfeier. Er sagte nachher in der Versammlung: „Jetzt bin ich noch allein übrig, das älteste von neun Geschwistern. Ich muß das Niedrigste sein, daß mich der HErr so lang dalassen muß. Mir geht es wie einem Schulkind, das im vierzehnten Jahr noch nicht genug

gelernt hat und das man deshalb noch ein paar Jahre länger in der Schule lassen muß.“

In dem Teuerungsjahr 1847 gab es auch viel Not durchzumachen. Da die Schulleute in Hülben so sehr bekannt waren als freigebige Leute, so strömte es herbei mit armen Hungernden, die um Brot baten. Und keiner wurde weggeschickt. Man teilte aus, unverdrossen und immer wieder, und Kullen hat nachher nicht genug rühmen können, wie Gott mit seinem geheimen Segen wunderbarlich durchgeholfen habe.

Die schwerste Erfahrung war aber das Erkranken der lieben Hausmutter und ihr seliger Heimgang nach vielen Leiden am 30. November 1847. Ihr Gatte war zuerst wie gebrochen an ihrem Sterbelager; aber er konnte sich alsbald in Gott fassen und alles Nötige anordnen zum Begräbniß. Bezeichnend für ihn ist es, daß er am Morgen des Beerdigungstages zu seinen Kindern sagte: „Wir wollen uns doch vom Herrn bewahren lassen, daß heute keine eiteln Tränen geweint werden, wie es so oft an Gräbern geschieht.“ Er hoffte, er werde der teuern Entschlafenen bald nachfolgen.

Nach dem Heimgang der Mutter ließ Kullen seine Kinder mehr die Lasten der Haushaltung tragen. Vorher war alle Sorge mit Vorbedacht von den Eltern allein getragen worden. Es war gegen ihre Überzeugung, den Kindern Geld unter die Hand zu geben, solange die Eltern am Leben sind, die alle ihre Bedürfnisse kennen und befriedigen. „Sparkassen und dergleichen Dinge“, sagte Kullen, „machen Kinder nur geizig, ziehen ihren Sinn ins Irdische hinein, ehe sie erstarrt und gereift sind für die Besorgung desselben.“ Jetzt mußte er den Kindern den Haushalt überlassen, der immer unruhig und mühevoll war. Neben der großen Familie und den vielen Gästen hatte Kullen immer einige Kostgänger, zum Teil junge Leute, welche sich auf den Lehrerberuf vorbereiten wollten, in den letzten Jahren Geisteschwache, die er mit viel Liebe

und Geschick behandelte. Die Kinder Kullens teilten sich in die Geschäfte des großen Haushaltes und standen treulich dem alternden Vater zur Seite. Derselbe ließ sich auch gerne in allerlei Dingen von ihnen beraten; jedoch gab es Dinge, in denen er seine eigene, feste Überzeugung nicht preisgab. Wenn sie ihn bei ungünstigem Wetter nicht gerne nach auswärts gehen lassen wollten zu Versammlungen und Monatsstunden, weil sie für seine Gesundheit fürchteten, so konnte er sagen: „Die Haushaltung ist eure Sache, aber die Stunde ist die meinige.“ Und er ging, weil er, solange er irgend konnte, dem Herrn dienen wollte.

Als ihm seine Kinder einmal sagten, daß sie auf einem nahen Markt etwas einkaufen wollten, da sagte er, er wolle mitgehen auf den Markt. Sie konnten sich gar nicht denken, was der alte Vater auf dem Markte zu tun habe. Als sie ihn darnach fragten, war seine Antwort: „Ich will da drunten Wahrheit verkaufen.“ Als er ins Städtchen hinabkam, ließ man seinen Bekannten und andern sagen: „Nach Tisch hält man eine Stunde in dem und dem Haus.“ Die große Zahl derer, die sich einfanden, bewies, daß es nicht an Leuten fehlte, die sich gerne ein wenig Eintrag tun ließen in ihren Marktgeschäften. Und ihm war es darum zu tun, daß doch auch vom Samen des Wortes etwas dazwischen hineingestreut werde, weil auch für Gläubige der Markt so viel Zerstreundes und Versuchliches hat.

Irdische Dinge hatten für ihn immer weniger Anziehungskraft. Als er einmal durch eine der schönsten Straßen der Hauptstadt gegangen war, sagte er nachher, er habe den ganzen Weg herunter nur ein Wort an allen Häusern gelesen und in Gedanken buchstabieren müssen, nämlich das Wort „Eitelkeit“.

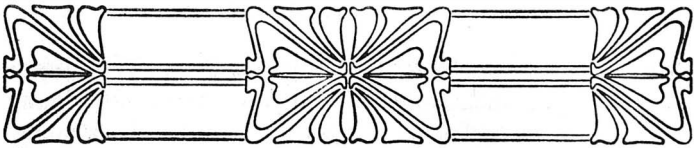
Viel Freude verursachte in seinem Hause die Verheiratung seiner ältesten Tochter Sophie mit dem Lehrer Wubeck in Basel. Als dieser zum ersten Male an ihn schrieb, dachte er: „Ich werde doch nicht meine Sophie noch nach Basel geben müssen.“ Sein Herz hing so sehr an seinen

Kindern, daß es ihm, als man ihm die eine Tochter nehmen wollte, zumute war nach jenem Wort: „Ihr beraubet mich aller meiner Kinder.“ „Und doch,“ setzte er später hinzu, als er den Schwiegersohn Bubeck einer Anzahl von Brüdern vorstellte, „jetzt habe ich sieben Kinder statt sechs. Aber so ist das menschliche Herz. Es sieht lauter Verlust, wo der Herr uns reich machen will.“ Dennoch vergoß er am Hochzeitstage manche stille Träne, besonders im Gedanken an die heimgegangene Mutter, und sein stilles, nachdenklich eingekehrtes Wesen ließ manche ahnen, daß er ihr bald nachfolgen werde.

Das Heimweh nach seiner Gattin hat ihn überhaupt nie verlassen. Mit niemand sonst konnte er sein Herz so teilen, wie er mit seinem Weib hatte tun können. Seine Leibeskraft nahm auch immer mehr ab. Manche Bitterkeit, die er im Alter noch da- und dorthier erfuhr, half, ihn von den Dingen dieser Welt zu lösen. Seit vielen Jahren plagte ihn ein Husten, der seine Kräfte nach und nach aufzehrte. Im Frühjahr 1850 strengte er sich einige Male zu sehr an, so besonders bei der Beerdigung einer treuen Hausfreundin, zu welcher er einen dreistündigen, sehr beschwerlichen und zur Winterzeit sogar gefährlichen Weg zu gehen hatte. Am 29. April war er zum letzten Mal unter seinen Schülkern. Am 1. Mai hielt er die letzte Versammlung, in welcher er am meisten den Gedanken bewegte, man müsse sein Herz nur recht fleißig in Gottes Wort hineintragen. Von der Zeit an mußte er liegen; der Arzt fand ihn nicht eigentlich krank und wollte ihm daher auch nichts verschreiben. Er selbst sagte: „Ich bin ein sonderbarer Kranker, kein Glied tut mir weh, kein innerer Teil ist krank; nur bin ich so todmüde.“ Von Pfingsten an wurde sein Zustand schlimmer, und jede Hoffnung auf Genesung schwand. Dabei blieb er aber ganz heiter und sagte öfters: „Wenn ich nach meinen Sünden sehen will, so ist's gerade, als ob der Heiland die Hand darüber hält, so daß ich sie nicht sehen kann.“ Er hatte

vollen Frieden im Herzen und spürte keine Todesfurcht, er freute sich im Gegentheil sehr auf seinen Heimgang. Sein Herz war voll, seine Kinder zu segnen. Er ermahnte sie zum Abschiede, doch ja recht zusammenzuhalten, in niedrigem Sinn einherzugehen und sich zur Gemeinschaft der Kinder Gottes zu halten, auch bei Verfolgungen, so werde es ihnen wohlgehen. In den letzten Tagen seines Lebens wurde sein Leiden sehr schwer, und oft beängstigten ihn Erstickungsanfälle. Am 12. Juni 1850 entschlief er nach heftigem Kampf unter dem Gebet der Seinigen, tief betrauert von seinem Hause und auch von einem großen Kreise von Geschwistern, die wußten, daß sie an ihm viel verloren hatten.





Vierter Abschnitt.

Maria Agnes Kullen (die Mutter).

Über die Mutter hat der Sohn Johannes Kullen, von dem dieses Büchlein zuletzt und hauptsächlich reden will, selbst ausführliche Aufzeichnungen gemacht. Dieselben sind so kennzeichnend für seine eigene Art, daß wir dieselben mit einigen Abkürzungen hier wiedergeben.

1. Das Elternhaus.

Meine Mutter wurde geboren am 1. Januar 1789 in Dettingen und empfing in der heiligen Taufe die Namen Maria Agnes. Sie war eine geborene Daumüller. Ihr Vater war ein schlichter Landmann, der unerwartet an einem Schlagfluß starb. Ihre Mutter war die Tochter des ehrwürdigen Christoph Handel, von dessen edlem Sinn und Wesen jetzt noch in unserer Gegend erzählt wird. Namentlich hatte er die Gabe und Gnade besonderer Tatkraft. Als er einmal vom Felde kommend nach Hause ging, hatte er Sorge, ob seine Gäste — er war zugleich Schankwirt — ihn diesen Abend durch lautes Treiben u. a. nicht sehr beunruhigen würden. Dann bat er seinen Herrn und Heiland um Hilfe und Beistand. Nun sei es ihm innerlich geworden, er solle seinen Wirtschilb „hinüberschlagen“, d. h. wegnehmen und die Wirtschafft aufgeben, dann habe er Ruhe. Er besprach sich nicht mit Fleisch und Blut; das Wirtschaffen wurde aufgehoben.

Der frühere Stadtpfarrer Burt teilt mehreres Lebensworte über Christoph Sandel im „Christenboten“ vom Jahre 1841 mit:

Es ist etwas Edles um die stille Gelassenheit
im Unglück.

Als Christoph einst in der Ernte seine Garben heimführte, fiel sein Karren um; darüber ward seine Tochter höchst aufgebracht, fing ein großes Geschrei an und meinte, der Karren müßte im Augenblick wieder aufgerichtet werden. Christoph aber trat an den gegenüberliegenden Brunnen und sagte: „Ich will zuvor ruhig trinken, dann richten wir den Wagen wieder auf, laden die Garben und fahren im Frieden heim.“

Die Liebe muß eingehandelt werden.

Christoph hielt viel darauf, mit allen seinen Nachbarn, mochten sie nun seine religiöse Überzeugung teilen oder nicht, in gutem Einvernehmen zu stehen. So hatte er in seinem Hofe eine sehr bequeme, bedeckte Stiege, die den Eingang in sein Haus bildete, die aber seinen beiden Nachbarn beim Einfahren in den Hof äußerst hinderlich war. Auf diese Einfahrt hatten sie keinen rechtlichen Anspruch. Nachdem Christoph eine Weile zugeesehen hatte, wie sich die Leute behelfen mußten, ließ er, ohne daß jene ein Wort sagten, seinen bedeckten Eingang wegbrechen und an einem für ihn ungleich weniger bequemen Ort einrichten. Diese nachbarliche Liebe gewann ihm so sehr die Herzen jener zwei Bauern, daß sie vor Freude sich freiwillig erbieten, ihm alle zu der Veränderung nötigen Baumaterialien unentgeltlich beizuführen. Christoph aber, der den Charakter der Leute aus Erfahrung kannte, nahm das Anerbieten nicht an, damit seine eigentliche Absicht nicht gestört würde, wenn sie nun dächten: „Wir haben es ihm wieder wett gemacht“, und ließ alles auf seine eigenen Kosten ausführen.

Von da an zeigten die Leute, denen er fortan mit aller Freundlichkeit und Liebe begegnete, solche aufrichtige Liebe, solche Achtung gegen ihn, daß sie ihm bei jeder Gelegenheit ihre Gegendienste anboten, und es auch in wirklichen Nothfällen durch die That erprobten, daß es ihnen ein rechter Ernst damit sei. Namentlich leisteten sie ihm bei den häufigen Kriegsvorspannen alle seine Fuhren zum Theil ungesucht und freiwillig, auch gegen seine Absicht und Willen, um geringe Bezahlung.

Ein tapferer Soldat — das Vorbild eines Christen.

Einst hatte Christoph längere Zeit einen kaiserlichen Soldaten bei sich im Quartier, mit dem er sich als einem rechtschaffenen und verständigen Manne gern ins Gespräch einließ. Unter anderem äußerte sich der Soldat einmal dahin: „Ich bin sehr zufrieden mit meinem Stand, und es hat mich noch keine Stunde gereut, daß ich Soldat geworden bin; ich werde es auch bleiben, solange ich dazu tauglich bin. Wie es Leute geben kann, die mit dem Gedanken ans Desertieren (Entweichen) umgehen, ist mir ganz und gar unbegreiflich. Ich sehe auch gar nicht ein, wie man irgend einen Grund haben soll, mit der Behandlung unzufrieden zu sein, die man als Soldat erfährt. Man darf ja nur befolgen, was man einem befiehlt, so hat man es gut. Ich bekomme meinen Sold und meine Montur, wie sich's gehört, und weiter brauche ich nichts. Unser General hat uns gesagt, das Schlimmste, was ein Soldat tun könne, sei, wenn er seinen Posten verlasse; ein rechter Soldat weiche von demselben nicht einen Finger breit, möge ihm auch begegnen, was da wolle. So halte ich es denn auch pünktlich sowohl in der Garnison als im Felde. Und so, wenn ich eine Kugel daherkommen sähe und könnte hoffen, mein Leben dadurch zu retten, daß ich mich bückte, würde ich es doch nicht tun; denn ich würde befürchten,

daß dadurch ein anderer statt meiner umfäme.' — Da sagte Christoph: ‚Eine solche treue Anhänglichkeit an unsern himmlischen König sollten wir alle haben, und dieselbe redliche Unterwerfung unter seine heiligen Gebote und gnädigen Fügungen. Wie schön wäre es, wenn wir alle diese Zufriedenheit besäßen, und uns so gerne mit dem begnügen ließen, was uns beschert ist, und ebenso willig all die Beschwerden erduldeten, die uns auf dem Laufe durch dieses Leben zustößen, wenn wir aber jene uninteressierte Liebe zu unseren Streitgenossen hätten, welche sich fürchtet, irgend eine Last auf den andern zu wälzen, die wir selbst tragen sollten, und lieber selbst den Tod für andere erduldeten.‘ (1. Joh. 3, 16.)

2. Die Jugendzeit.

Es ist nicht zu verwundern, wenn ein solcher Großvater, wie Christoph, ein Segen für seine Enkeltochter, meine Mutter, war, wie es für den Timotheus zum Segen gewesen, daß er eine wackere Mutter und Großmutter gehabt hat.

Das Lernen in der Schule wurde meiner Mutter nicht schwer. Wenn ihr Lehrer ein Lied zum Auswendiglernen aufgab, so habe sie es gewöhnlich noch in der Schule eingeübt. Dazumal waren allerdings die Volksschulen noch lange nicht so überhäuft mit Lernstoff wie jetzt. Es gab noch mehr Zeit zum Memorieren von Bibelsprüchen, Psalmen und vielen Liedern. Aber Singen muß auch ziemlich gepflegt worden sein, denn die Mutter konnte in ihren späteren Jahren noch mit ganz seltenen Melodien ihre kleinen Kinder in den Schlaf singen.

Es ist ein prächtiges Kapital für das Leben, wenn Kinder eine schöne Anzahl Bibelsprüche und Kernlieder in ihr Gedächtnis sicher aufgenommen haben. Das hast du schon oft erfahren, wenn du nachts ein oder zwei Stündchen nicht schlafen kannst und dann, anstatt dich hundert

von unnützen, wertlosen, vielleicht sogar hochmütigen, eigenliebigen, lieblosen und auch sorgenvollen Gedanken zu überlassen, jene Lieder, welche du dir in deiner Schulzeit einprägtest, betrachtetest. Auch das Singen (geschehe es innerlich im Herzen, oder mit heller, lauter Stimme) kann uns zu vieler Erbauung, zum Verscheuchen der Sorgen, zum Vertreiben schwerkümmtiger Gedanken gereichen. Mein Vater ging an einem Sonntag vormittag ins Freie und wollte sich in der guten, frischen Luft mit seinem treuen Herrn und Heiland unterhalten, aus Ihm nehmen Gnade um Gnade. Allein allerlei unnötige Gedanken erfüllten sein Inneres. Derselben wollte er los werden und sang deshalb mit mutiger Stimme:

„Ach alles, was Himmel und Erde umschließet,
Sei von mir viel tausendmal schönstens begrüßet;
Was hören kann, höre:
Ich will sonst nichts wissen,
Als meinen gekreuzigten Jesum genießen!“

Jetzt seien die wertlosen, verkehrten, inneren Störer auseinander „gestoben“, wie eine Anzahl Hasen davonspringe, wenn man unter sie hineinrufe: He da!! — und mein Vater habe nun mit dem lieben Heiland umgehen und Segen bekommen können.

Somit hat der Lehrer in Dettingen wohlgetan, daß er sich das Einüben von Singweisen angelegen sein ließ. Namentlich rühmte meine Mutter ihm nach, er habe seinen Schülern das Gebetlein ans Herz gelegt: „Herr, laß mich an dir kleben, wie eine Klett' am Kleid!“

Hat dieses kurze Gebet einen besonderen Eindruck auf meine Mutter gemacht, und hat sie es von da an, wo es ihr wichtig geworden, wirklich zu ihrer Lieblingsbitte erkoren? Der Herr, der unsere Gebete erhört, weiß es. Er schenkte ihr die Gnade, daß sie, man darf sagen, in steter Verbindung mit ihrem Herrn und Gott, der ihr der Allgenügsame war, blieb, und daß weder Furcht noch Lust sie von Ihm trennte. Bei ihr war das Bleiben am Herrn,

das Verbundensein mit Ihm ein stetiges, wie das Bleiben einer gesunden Rebe am Weinstock. Fehler, Mißgriffe, Übereilungen ihres alten Menschen kamen freilich auch vor; aber sie durften die Vermählung mit ihrem Heiland nicht im eigentlichen Grunde erschüttern. Welch großes Gnadengeschenk! So ist es begreiflich, daß sie namentlich eine gehorsame Tochter war. Nach ihrer Konfirmation diente sie der Mutter, die etwas Feldwirtschaft betrieb. Einmal sagte diese zu ihr, sie solle jetzt das Kraut (den Weißkohl) setzen, und zwar auf dem und dem Teil des Ackers. Agnes wußte, daß der bezeichnete Ort der unrichtige sei, weil der Acker dort viel weniger fruchtbar war, und erwähntes Gewächs guten Bodens bedarf. Aber sie wollte der Mutter nicht widersprechen, sondern folgte und das Kraut sei prachtvoll geraten.

O, daß unser nachwachsendes, junges Geschlecht sich des Segens, den Gott auf die Erfüllung des vierten Gebots legt, so vielfach verlustig macht! Wieviel besser würde es in der Welt stehen, wenn Kinder ihren Eltern und Herren gehorsam wären. Wir haben hier die Gewohnheit, daß wir mit den Schülern an ihrem Konfirmationstage nach den Gottesdiensten bei guter Witterung spazieren gehen nach irgend einem der vielen schönen Aussichtspunkte der Alb, die von Hülben aus zu erreichen sind. Wenn man sich draußen gelagert hat, dann wird gesungen, und es werden auch lehrreiche Geschichten erzählt. Bei dieser Gelegenheit lege ich den Kindern namentlich auch die Lehre gern ans Herz, welche die Fabel vom Fischlein enthält. Zu demselben sagte sein sterbender Vater: „Kind, bleibe in dem kleinen Gebirgssee, den wir seit Jahren miteinander bewohnen. Du hast darin alles, was du brauchst, gesundes, silberhelles, frisches Wasser, gute, reine Luft, treffliche Nahrung und Schutz vor Sturm und Schnee, auch vor Räubern. Folge mir, dann wird es dir wohl ergehen.“ Das Fischlein beherzigte längere Zeit diese Mahnung; endlich wollte es aber doch untersuchen, wohin das Bächlein

fließe, das in dem kleinen Weiher seinen Ursprung hatte. Es schwamm im Bache weiter und weiter, sah blumenreiche Wiesen, blühende Obstbäume, später Dorf um Dorf, Stadt um Stadt. „Ach,“ rief es, „was hat mein lieber Vater entbehrt, daß ihm solche Augenweide nicht zuteil geworden; wie bemitleide ich ihn von ganzem Herzen!“ Nun kam das Fischlein in den Fluß; es eilte vorüber an großen Kirchen, gewaltigen Domen, wunderbaren Fabriken. „O, was hat mein Vater versäumt! Wie froh bin ich, daß ich aus der Einsamkeit meiner Wiegenstätte herausgetreten bin!“ Viele andere Fischlein wurden seine Kameraden; es gab Spiele aller Art; jetzt ging's in den Strom. Ein Wunder wechselte mit dem andern: Segelschiffe und Dampfschiffe schnurrten an ihnen vorüber, und die herrlichen Ufer mit ihren Villen und Burgen! Jetzt kam das Meer! Die Glückseligkeit des kleinen Neulings kannte keine Grenzen. Plötzlich aber fuhr ein Haifisch mit aufgesperstem Rachen auf ihn zu. Mit Ausbietung aller Kräfte und der größtmöglichen Geschwindigkeit wollte das Fischlein in den Strom und, wie es dachte, in den Fluß, Bach und Gebirgssee zurückeilen; aber es kann nur noch rufen: „O, lieber Vater, hätte ich dir gefolgt!“ und — es war vom Seeräuber verschlungen.

Meine Mutter bekam auch Gelegenheit, nicht bloß der Mutter Gehorsam zu leisten, sondern sie auch zu ehren, wie es das vierte Gebot will. Die Mutter wurde nämlich an ihrem Lebensabend sehr leidend. Kurzer Atem beschwerte sie, welches Übel ja eines der schlimmsten ist. Da konnte die Leidende selbst in kalten Tagen kein warmes Zimmer ertragen, und die pflegende Tochter vermochte mit dem Apostel Paulus zu fühlen, wenn es bei ihm auch durch „Frost“ gegangen ist. Wie wohlthuend, wenn eine kranke Mutter immer wieder sehen kann: meiner Tochter wird auch die anstrengendste Pflege nicht zu viel; sie bleibt durch Gottes Kraft unverdrossen und willig!

Mit diesem Leben in kindlichem Gehorsam war bei

meiner Mutter der Gang strenger Sittlichkeit und Sittsamkeit verbunden. Ich weiß nicht, hat das herrliche Lied von Chr. F. Richter: „O wie selig sind die Seelen, die mit Jesu sich vermählen,“ — alle jungen Leute, die das Glück haben, lesen zu können, sollten es auswendig lernen — ihr besonders gedient, oder war es eine besondere Liebe zu ihrem Herrn und Heiland, die sie an Geist, Seele und Leib so rein erhielt. Das viele Lesen im teuren Worte Gottes war auch ein Haupthalt für sie. Christliche Blätter gab's noch fast gar keine, und vollends politische Schriften oder Zeitungen drangen nicht in die Stübchen meiner Mutter. Selbst in fernerer Zeit, nachdem sie die Gattin meines Vaters geworden war, sahe man sie nicht in Zeitungen lesen; auch nahm sie keine Unterhaltungsschrift in die Hand.

Außer den kirchlichen Gottesdiensten besuchte Agnes die Erbauungstunden der Gläubigen, so daß sie nicht ohne Umgang mit Gleichgesinnten war. Es bestand zudem in ihrer Gegend eine Mädchenstunde, die ihr manchen Segen gebracht haben wird. Doch hatte sie nur ganz wenige vertraute Freundinnen. Der liebe Heiland war der Schatz, der ihr Herz ausfüllte, in dessen Umgang ihre Seele Weide fand. Daß ihre Mutter sie nicht warnen mußte, etwa in Feierstunden an Orte zu gehen, wo Söhne und Töchter sich einfanden, war begreiflich. Einmal sei es ihr, wie sie uns erzählte, begegnet, daß sie, als sie durchs Fenster geschaut, einen lieblichen Jüngling gesehen habe. Dessen Erscheinung machte einen Eindruck auf sie. Sie fühlte aber, daß dieser Eindruck nicht zu den guten und vollkommenen Gaben gehöre, die von oben herabkommen, vom Vater des Lichts, und der Heiland schenkte ihr die Gnade, daß sie sich zu dem Liebe flüchtete:

„Reuscher Jesu, hoch von Adel,
Unbeflecktes Gotteslamm,
Reinlich, heilig, ohne Tadel,
Du, mein reiner Bräutigam!

Du Krone keuscher Jugend,
 Du Liebhaber reiner Tugend,
 Ach entziehe mir doch nicht
 Dein holdselig Angesicht!"

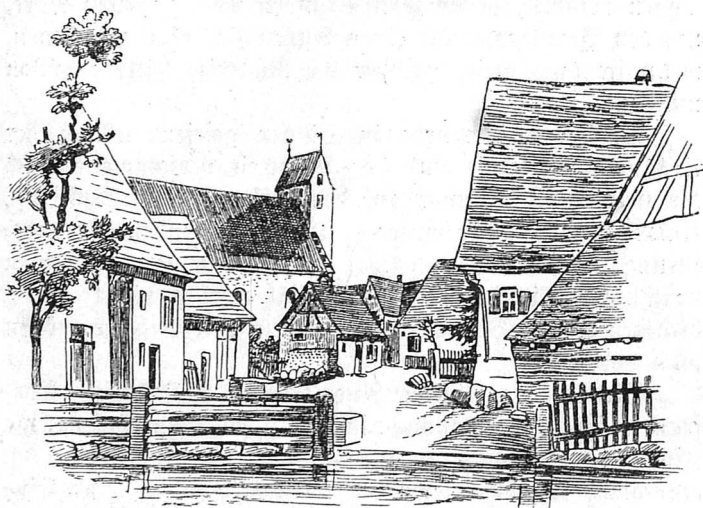
Die Betrachtung dieses gottgeheiligten Gesanges vertrieb das, was ihr Inneres einnehmen wollte, und der feurige Pfeil war gelöscht. — „Widerstehe den Anfängen!“ sagten frühere Weisen. „Kleine Feuerlein sind gut löschen,“ wenn's gleich geschieht. — Ich hörte einst erzählen, wie in Kriegszeit vom feindlichen Heer eine Granate herüber geschickt worden sei. Der Kriegsmann, neben den sie auf den Boden gefallen, nahm sie, voll Geistesgegenwart und Mut, und warf sie schnell in den nassen Weggraben. Das Eilen, das sofortige Gehorchen auf die Stimme Gottes hat im Befehrgang eines Christen oft unbeschreiblichen Wert.

Agnes blieb, wie von weltlicher Gesellschaft und sündlicher Zerstreung, so auch von der Eitelkeit in Kleiderpracht und anderem Luxus ferne. Sie trug sich sehr einfach. Sich von einer rasch wechselnden Mode regieren zu lassen, das wäre ihr zu geringfügig gewesen und für eine Nachfolgerin des Herrn auf schmalem Wege zu unwürdig. Diese Einfachheit behielt sie bei durch ihr ganzes Leben. Doch war dieselbe so, daß sie nicht armselig sein sollte.

3. Im eigenen Hausstand.

Agnes war 33 Jahre alt geworden, hatte schon mehrere Jahre zuvor ihre Mutter verloren und wäre wohl ebenso gerne in ihren seither gewohnten Verhältnissen geblieben, wie Mose bei seinen Schafen. Nun aber bat mein Vater, Christian Friedrich Kullen, Schullehrer in Hülben, 36 Jahre alt, um ihre Hand zum Ehebunde. Sein Bruder, der spätere Institutsvorsteher Johannes Kullen in Korntal, hatte ihm drei Jungfrauen genaunt, von denen er eine

wählen möge, die Agnes aber zur ersten im Vorschlag gemacht. Er kannte ihren innern Wert. Meinem Vater gefiel solcher Rat nicht alsbald. Er fühlte keine eigentliche Neigung zu der Vorgeschlagenen; aber er hatte den Eindruck, sie sei dennoch diejenige, die der himmlische Hirte ihm zur Gehilfin auf dem Lebensweg bestimmt habe. Und wie glücklich wurde er! Der Herr schenkte ihm große Liebe zu



Blick auf die alte Kirche von Hilsben.

ihr, und wie war sie ihm förderlich auf dem Wege zum Leben!

Es wurde zwar Agnes nicht leicht, dem Anfragenden ein Ja zu geben, und mein Onkel sagte zu ihr, ein Mädchen habe in dieser Beziehung alle Freiheit; selbst wenn der Landesfürst um ihre Hand bitten würde, dürfte sie Nein sagen. Vielleicht fürchtete meine Mutter, sie werde durch die Verheiratung, durch ein Versetztwerden in ganz andere Verhältnisse, aus der innigen Verbindung mit ihrem hochgelobten Herrn und Heiland etwas herausgerüttelt; es könnte geschehen, daß sie ihrer Gatten mehr liebe, als

ihren großen HErrn, der ihr gemacht worden zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. Der HErr half ihr aber zur Freudigkeit, und während ihr der himmlische Hohepriester und König der Augenugsame blieb, an dem ihre Seele noch mehr hing, als an meinem lieben Vater, so gewann sie diesen in ihrem nur kurze Zeit dauernden Brautstande so lieb, daß sie, wie sie in ihren älteren Tagen erzählte, gerne zehn Stunden weit gelaufen wäre, um den Bräutigam nur einen Augenblick sehen zu können, wenn sie auch gleich nachher die Rückreise hätte antreten müssen.

Die Hochzeit wurde in Hülben gefeiert. Nach der kirchlichen Trauung und der Mahlzeit versammelten sich die Gäste und Freunde auf dem stillen „Neuenkäßlein“, einem in der Nähe unseres Dorfes liegenden Bergvorsprunge, der, rechts und links von Tälern begrenzt, einen prächtigen Blick in das ruhige Pfählertal gewährt. Dort draußen wurde Versammlung gehalten. Ich hätte mögen auch dabei sein.

Viel irdische, leibliche Ruhe traf die neugebackene Ehefrau in ihrem Hausstande nicht an. In Schulhäusern, wo Kinder so viel und oft aus- und eingehen, singen, auch manchmal im Chor lesen und lernen, gibt es keine Einsiedlersstille, und wenn sich das zweite Lehrzimmer auf dem gleichen Boden mit dem Wohnzimmer des Lehrers befindet, können auch die Treppen nicht in großer Sauberkeit erhalten werden. Es muß dies von einer Frau „übernommen“ werden, die an solches nicht gewöhnt ist, und ich tröstete meine liebe Gattin schon mit jenen hellen, goldenen Gassen, von welchen Hermes in dem Liede singt:

„Ich hab' von ferne, HErr, deinen Thron erblickt.“

4. Die Mutter ihrer Kinder. *)

Der liebe Gott schenkte meinen Eltern rasch nacheinander ein Häuflein Kinder. Das erstgeborene, ein sehr lebhaftes Töchterlein, hieß Sophie, zu deutsch „Weisheit“. Diese Tochter machte viele Freude, sie faßte leicht und wußte ihre Gedanken gewandt auszudrücken. Sie war in der Schule eine treffliche Schülerin, leistete aber auch in Handarbeiten Vortreffliches.

Ihr Lieblingsgeschäft war das Stricken. Bei demselben kann man leichter mit andern verkehren und kann in der Gesellschaft an der Unterhaltung teilnehmen.

Unser weibliches Geschlecht ist zu beneiden wegen des Strickens. Es wird ein Geburtstag oder etwas Ähnliches gefeiert. Männer und Frauen, Söhne und Töchter sitzen an der Tafel. Man singt einige Lobe-Verslein, man spricht nicht bloß vom guten Wetter und vom Preis der Butter, sondern der Vater, der die Kinder geistig anregen möchte, wirft Fragen aus allerlei Gebieten auf. Alte und Junge wissen dieses und jenes zu sagen. Aber was sollen die lieben Herren während der angenehmen, nützlichen Unterhaltung mit ihren Händen anfangen? Die Frauen sind in dieser Beziehung nicht in Verlegenheit, sie stricken drauf los, und ungeachtet der lebhaftesten Debatte, an der sie sich eifrig beteiligen, ist ihre Arbeit wunderschön geworden. Die Männer aber greifen zur Zigarre; der kleine Wilhelm wirft sein Glas auf den Boden, und der Vater denkt: „Ei, wie schade! Es hat 18 Pfennig gekostet!“ Er vergißt aber, daß er für seine drei Zigarren, die er nachmittags verbrannt, ebensoviel oder mehr ausgegeben hat, und daß der, wenn auch nicht bedeutende Giftstoff derselben doch ein Klein wenig ihm geschadet hat.

Was aber solche gesellige Zusammenkünfte betrifft, so

*) Wir lassen hier gerne die Aufzeichnungen des Joh. Kullen über seine Geschwister ziemlich unverkürzt folgen.

bin ich im allgemeinen kein besonderer Liebhaber derselben; ich habe manchmal nach ihrer Beendigung kein völlig ruhiges Gewissen, sondern den Eindruck: Es wäre mir jetzt wohl, wenn ich in den vier Nachmittagsstunden, die eigentlich doch verschwächt worden sind, meine kleineren Kinder hätte lesen, schreiben und rechnen lassen, und hätte nachher im Garten mit ihnen gearbeitet. Also nicht viele Visiten! Gar keine sind aber zu wenig.

Der lieben Mutter war es am wohlsten im Umgang mit ihren Eigenen und mit ihrem Herrn und Heiland. Sie wußte, wo viele Worte geredet werden, da geht es ohne Sünde nicht ab. Bei den Eigenen ist man nicht genötigt, immer zu sprechen. Eine halbe Stunde kann vorübergehen, und lautlose Stille herrscht im Wohnzimmer; die Mutter flickt Hemden; Riese und Wilhelmine stricken Kinderstrümpfe, und Albert fertigt seine Hausaufgaben. Alle fühlen sich behaglich, und Ruhe tut ihnen wohl. Der Vater sagt: „Warum so still? Ich habe euch doch schon oft gesagt, daß ich beim Schreiben von Briefen und beim Fertigen von Grabreden durch Reden und Gespräche um mich her nicht gestört werde; es wird wohl daher kommen, daß ich nie ein eigenes Zimmer für mich hatte; ohnehin,“ fügt er hinzu, „muß ein Christ dem Apostel Paulus gleichen, der durch Gottes Kraft und Gnade sagen konnte: ‚Ich kann niedrig sein und kann hoch sein.‘ In meiner Lage würde er sagen: ‚Ich kann Aufsätze machen, wenn’s recht still um mich her ist, und wenn’s recht laut zugeht, wenn mein Papier zufällig ziemlich rauh, oder gar zu glatt ist.‘ „Aber,“ erwidert Albert, „Vater, ich bringe schwere Tafelrechnungen nicht heraus, wenn so viel neben mir geschwätzt wird.“ „Drum willst du,“ entgegnet ihm der Vater, „nach der Fabel vom Fuchs und Wolf erst ein Mensch werden. Du mußt, um ein tüchtiger, brauchbarer, vielseitiger Mensch zu sein, dich in alle möglichen Verhältnisse schicken, dich nach der Decke strecken lernen. Der Mensch kann außerordentlich viel, wenn er will. Vielleicht hast du einmal,

wenn du als kräftiger Jüngling den Feldzug gegen Rußland mitmachen mußt, keinen andern Tisck, als dein Felleisen und keine andere Tinte, als verdünnte Stiefelwiche, wenn du deinen Eltern schreiben willst, — und siehe da, du bringst doch ein Brieflein fertig.“

Die Tochter Sophie hatte eine besondere Unterhaltungsgabe und diente damit in besonderer Weise, wenn sich das Haus mit Gästen füllte. Zu ihrer Konfirmation widmete ihr ihr Pate und Onkel Johannes Kullen in Korntal ein wunderbares Gedicht, dessen Verse mit den Buchstaben ihrer drei Namen begannen. Er dichtete diese Verse auf einer Rückreise von Hülben nach Korntal in seinem char à banc, einem Chaischen, das er in der Schweiz, wo solche Gefährte nicht selten waren, zum Geschenk erhalten hatte. Dasselbe war auf drei Seiten, auch oben verschlossen, und nur auf der linken Seite offen. Auch diese konnte man durch Ledervorhänge verhüllen. Der teure Dichter verschloß außerdem sein Herz gerne vor dem, was es beslecken konnte; er brauchte nicht alles zu sehen und zu hören, was auf der Straße vorging. Und so paßte das seltsame Fuhrwerk, das manchen Spott in unserm Lande auszustehen hatte, und das manches Lachen erregte, trefflich für ihn.

In seinem Institut war Sophie eine Zeitlang zur Ausbildung. Als sie heimkehrte, machte sie den Eltern große Freude durch ihren fröhlichen Geist, mit dem sie alle Arbeit in dem großen, oft beschwerlichen Haushalt auf sich nahm. Die Eltern hatten lange Zeit neben ihren Kindern drei geisteschwache Pfleglinge, einige Jahre sogar vier solcher Schwachen; — da gab's Arbeit genug.

Eine besondere Freude aber war es für die Mutter, daß der treue, himmlische Hirte einen noch stärkeren Gnadenzug an das Herz ihrer Erstgeborenen kommen ließ. Die Tochter erkannte in bußfertigem Sinn vieles, was in ihrem bisherigen Leben nicht recht gewesen war. Der Herr schenkte ihr göttliche Traurigkeit, die eine Reue zur Seligkeit wirkt, welche niemand gereuet. Sie griff nun begie-

rig nach dem Worte Gottes; sie erkannte, daß sich auch während der Geschäfte und täglichen Arbeit Zeit finden lasse, einen kräftigen Lob- und Dankpsalm, auch einen wunderbaren Bußpsalm zu lesen. Sie las, lernte, betete, sang und wurde innerlich fröhlich.

Das zweite Kind, das der lieben Mutter geschenkt wurde, erhielt den Namen Christiane. Es war ein liebliches Kindlein; die Eltern durften es aber nicht lange behalten; schon im zweiten Lebensjahre wurde es ihnen wieder entrisfen.

Die dritte Tochter wurde Elisabeth Wilhelmine genannt. Nach der Erklärung des Vaters heißt Wilhelmine „Kriegsheldin“. Sie hatte den richtigen Namen erhalten. Ein männlicher Geist und Charakterfestigkeit waren ihr geschenkt. Auffallend war ihre Anlage zur Musik. Sie hat später dieses herrliche Pfund nicht vergraben. Auch hatte sie prächtige Gaben für andere Schulfächer.

Der Vater hatte ein wunderbares Geschick, biblische und andere Geschichten kindlich und anschaulich zu erzählen. Wie haben da die zwei Töchterlein, auch die zwei nachfolgenden Kinder, gelebt, wenn er sich zu solcher Unterhaltung hergab! Müde kam er oft von der Schule, die, weil er alle Altersklassen ohne Hilfslehrer zu unterrichten hatte, ziemlich schwer war, ins Wohnzimmer und setzte sich in den ledernen Altvaterstuhl. Das eine der Töchterlein stand ihm dann zur Rechten, das andere zur Linken, oder ruhte es gar auf seiner Schulter, das dritte Kind saß auf seinem Schoß usw., und sie vereinigten sich in der Bitte: „Vater, erzähl' auch eine Geschichte!“ — „Ach, Kinder, ich bin so müde.“ — Dann stellte er sich, als schläfe er; die Augen wurden geschlossen, und er schnarchte, als wenn es Mitternacht wäre. Aber das zudringliche Volk öffnete ihm die Augen: „Vater, du schläfst nicht, du tust nur so.“ — „Ach, ich weiß keine Geschichte, es fällt mir keine ein.“ Allein kleine Kinder hören dieselbe Geschichte zehn- und zwanzigmal gerne. Da durfte denn der geliebte Vater oft wieder Alles

aus den Kammern seines Gedächtnisses aufzischen. Wie oft wird er später gedacht haben: „Das war mein goldenes Zeitalter.“

Der Institutsvorsteher Johannes Kullen in Korntal erkannte bald, daß seine Nichte Wilhelmine eine gar große Begabung zum Lehrerinnenberuf habe. Er bat die Eltern, daß sie ihm die Tochter zur Erziehung und Heranbildung übergeben möchten. Die Eltern gingen auf den Plan ein, und so kam die Tochter nach Korntal als Schülerin; nach einem längeren Aufenthalt in der französischen Schweiz zur Erlernung der französischen Sprache durfte sie später als Lehrerin im Töchterinstitut in Korntal wirken, leider erst, nachdem ihr geliebter Onkel gestorben war.

Während ihres Aufenthalts in der Schweiz konnte sich die sorgende Mutter nicht über die Furcht hinwegsetzen, das geliebte Kind werde im fremden Lande sterben. Sie klagte diese ihre Not dem lieben, priesterlichen Bruder „Michele“, dem Michael Bez von Lonsingen, der gewöhnlich jeden letzten Samstag im Monat zur hiesigen Bruderkonferenz kam. „Nein, Schulmeisterin, deine Wilhelmine stirbt nicht in der Schweiz,“ sagte der teilnehmende, mit großer, stattlicher Statur ausgerüstete Mann Gottes. Jetzt konnte die Mutter solches auch glauben. Dagegen hatte jetzt der Priester, wie er später mitteilte, die Last zu tragen.

Dieser sanfte, milde, leutselig angelegte Bruder „Michele“ hat auch sonst gute Rollen gespielt. Er war mit einem seiner Mitbürger in Zwist geraten. Dies beunruhigte ihn, denn das Wort Gottes ruft uns zu: „So dir einfällt, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so versöhne dich mit deinem Bruder!“ Und so wollte Michele wieder auf guten Fuß mit dem Gegner zu stehen kommen. Nun fügte es sich unter Gottes Leitung, daß beide sich in einer auswärtigen Mühle zusammenfanden. Dies war dem wackern Bruder sehr erwünscht. Er warf sich, denn der Tag hatte sich geneigt und die Nacht war angebrochen, im Freien

in der Nähe des Mühlenwerks auf die Kniee und bat den Herrn, Er möge Gnade zur Versöhnung mit seinem Nächsten geben. Hierauf bot er diesem freundlich Hilfe zur Arbeit beim Mahlen an. Diese wurde aber mit kaltem Tone abgewiesen. Michele warf sich wieder auf seine Kniee und wiederholte hernach sein dienstfertiges Anerbieten; aber es hatte keinen Erfolg. Zum dritten Male suchte er das Betplätzchen und hat es wahrscheinlich ähnlich gemacht, wie der liebe Heiland in Gethsemane, von dem es heißt: „Und er betete heftiger.“ Nochmals bittet er den Feindseligen, er solle sich von ihm helfen lassen. Jetzt war dessen Eisrinde gebrochen: versöhnt gingen sie voneinander.

Das vierte Töchterlein, das im März 1826 die Eltern erfreute, wurde dem zweiten nachgenannt: Christiane Friederike, d. h. friedliebende Christin. Als sie etwa 60 Jahre später wegen Abgabe von homöopathischen Arzneimitteln verklagt und vor obrigkeitliche Behörden gestellt wurde, sagte sie, ihr Name bedeute eine friedliebende Christin, und das habe sie stets sein wollen, weshalb es ihr gar unlieb sei, daß sie in solche Streitfachen habe verwickelt werden müssen. Sie war mehr nach innen gekehrt als ihre beiden ältern Schwestern, war hauptsächlich eine Maria-Seele, die gerne sich zu Jesu Füßen setzte und seiner Rede zuhörte. Schule, Gottesdienst, Versammlung, Wort Gottes waren Lieblingsfachen für sie. Das Lernen machte ihr nicht viel Mühe. Sie konnte noch nicht alle Worte gut aussprechen, als sie schon gastweise je und je in die Schule des Vaters ging. Einmal sollte die ältere Schwester Sophie das Schulgebet sprechen. Diese verstand sich nicht gerne dazu, wie es manche Kinder gibt, die in solch feierlicher Stille äußerst schwer öffentlich auftreten. Sie sagte daher zu Nane (Christiane): „Bete du für mich!“ Richtig stellte sich das kleine Ding an die in der Mitte des Schulzimmers stehende Säule und fing an: „Dir, o Jesu, Seelenlicht!“ aber statt weiter zu sagen: „Geber aller guten Gaben,“ sagte sie: „A,“ d. h. ach! Sie konnte das Wörtchen noch

nicht richtig jagen. Dann lief sie zur allgemeinen Erheiterung wieder schnell ihrer Schulbank zu. Sie war später auch kurze Zeit zu ihrer Ausbildung im Töchterinstitut in Korntal und kehrte dann wieder ins Elternhaus zurück.

Am 27. Mai 1827 wurde der erste Sohn geboren und dem Vater und Onkel in Korntal nach Johannes genannt. Der liebende Vater hätte gewiß abermal eine herzliche Freude an einem Töchterchen gehabt, denn er wußte, daß alles, was Gott tut, gut ist; dessen ungeachtet war ihm ein männlicher Sprosse auch sehr lieb, denn er ließ, um seiner Freude Ausdruck zu geben, jedem Schüler zwei „Becken“ (Brötchen) austheilen. Der Sohn war gerne um die Mutter; sie erfreute ihn namentlich, wenn sie ihm biblische Geschichten erzählte. Er hatte sie sehr lieb, und wenn sie, von Kopfschmerz geplagt, sagte: „Johannes, ich werde bald sterben,“ so habe ich, wie mir später erzählt wurde, geantwortet: „S au sterba!“ („Ich auch sterben.“) Die Mutter: „Dann komme ich ins Grab.“ Ich: „S au nei liega!“ („Ich auch hinein liegen.“)

In einer Nacht brach einmal ein Gewitter aus. Da durfte ich mich zu meiner großen Freude zwischen beide Eltern ins Bett legen. Die kleine Nane hätte dieses Glück gerne mit mir geteilt, allein ich sagte zu ihr: „Heiland bewahra!“ d. h. Der liebe Heiland werde uns bewahren, so daß es nicht nötig sei, daß sie sich auch noch zwischen die Elternbetten begeben. So kann es ja uns Alten auch gehen, wenn wir gesichertes tägliches Brot haben, und ein Bedürftiger klagt uns seine Armut, — daß wir ihm tröstend sagen: „Der liebe Gott wird für dich sorgen.“ Schön wäre es von dem das Schwesterchen beruhigenden Brüderlein gewesen, hätte es zu ihm gesagt: „Ja, komm nur, wir schränken uns ein und haben dann beide Platz!“ Und so ist's oft auch recht wohlgetan, wenn wir um armer Bittenden willen uns auch eine Art Kasteiung auferlegen, z. B. erst nächstes Jahr einen neuen Überrock kaufen und uns noch ein Jahr mit dem seitherigen behelfen, damit der

Bedürftige auch mit einem handgreiflichen Trost von uns bedacht werden kann.

Bei der gelinden Erziehung, die wir genossen, fallen uns gewiß jene Pferdebesitzer, Bauern und Kutscher ein, die fast gar nie Gebrauch von ihrer Peitsche machen, sondern die Kunst verstehen, durch eine kleine Bewegung des Zügels das Zugtier gerade so anzutreiben, wie ein Grobian durch erbarmungslose Liebe es zu tun pflegt. Doch erinnere ich mich auch folgenden Vorfalls: Mit einigen Knaben war ich an der hinteren „Lache“ (einem kleinen Teiche), und ich sah zu, wie jene lieben Frösche an eine Schnur banden. Nun kam ich abends zu spät nach Hause. Ich wurde mit keinen Vorwürfen empfangen und war, mich endlich ins Bettlein machend, froh, daß alles so gut abgelaufen sei. Allein, ehe ich von der Macht des süßen Schlafes überwältigt war, kam die Mutter und züchtigte mich dermaßen mit der Rute, daß rote Striche wohl einige Zeit Zeugen der züchtigenden Liebe blieben. Das vortreffliche Traktament tut mir heute noch gut.

Einmal schaukelten wir das kleinste Geschwisterchen so stark, daß die Wiege umfiel. Der Vater strafte ein jedes Kind für den Übermut. Nachdem wir uns abends niedergelegt hatten, fragte der Vater: „Sophiele, hast du mich wieder lieb?“ — „Jawohl, gewiß!“ Ebenso hieß auch die Antwort der weiteren Befragten. Endlich kam die Anrede auch an mich, und meine Entgegnung hieß: „Noi, i ma di et.“ (Nein, ich mag dich nicht.) So dunkel der Schatten war, den ich hierdurch auf mich warf, so mißfiel er den Eltern doch nicht; er zeuge von Aufrichtigkeit.

Nach der Geburt des Johannes vergingen mehr als drei Jahre, und es schien, das Kinderhäuflein werde sich nicht weiter vermehren. Das wäre der Kinderfreundin sehr leid gewesen; allein ein Traum sagte ihr, daß ihr noch drei Lieblinge würden geschenkt werden. Und dieser Traum ging wirklich in Erfüllung.

Am 30. Juli 1830 erfreute ein prächtiges Töchter-

lein alt und jung. Es war ein liebliches Kind, das mit reichen, schönen Geistesgaben ausgerüstet war. Es erhielt die Namen Katharina Theresia. Als es noch nicht drei Jahre alt war, erkrankte der Vater und lag 42 Wochen schwer darnieder. Der lieben Mutter gingen in dieser Zeit die Wasser oft bis an die Seele. Einmal sah Thereschen die Schwergeprüfte weinen. Da sagte das Kind: „Mama, du mußt et (nicht) greina (weinen), du mußt bloß beta (beten).“ Und ichneu fügte sie hinzu, sie wolle jetzt selbst auch beten, kniete hinter dem Bettvorhang nieder, und ihr kindliches Bitten wird geheißen haben: „Lieber Heiland, mache auch den lieben Vater wieder gesund!“ — „So ihr nicht werdet, wie die Kinder!“

Das Wesen der kräftig heranwachsenden Theresie hatte etwas Männliches, Tatkräftiges; sie schrak vor tüchtigen Leistungen nicht leicht zurück. Weiblichem Wesen in der schlimmen Bedeutung des Wortes war sie abgeneigt. Geschwägigkeit, Langsamkeit, Unentschlossenheit waren ihr zuwider. Namentlich konnte sie frömmelnde Art fast nicht ertragen. Sie hätte zum Beispiel am großen Waschzuber lieber mit bösen Weibern gewaschen, als mit solchen, die gar fromm und gottselig reden, aber über diesem holdseligen Schwagen das Waschgeschäft vernachlässigen, und von denen man wußte, daß bei ihnen Wort und Wandel nicht übereinstimme. Ihre Meinung war in jenem Verslein ausgedrückt, das von einem Jünger Jesu verlangt, daß er sich beweiße „mehr im Wandel, als im Wort“.

Der zweitjüngste Bruder hieß Christian Friedrich, wie der Vater, und wurde geboren am 4. Dezember 1831. Er wuchs stattlich auf und wurde fast ein halbes Haupt größer als die andern. Für ihn wäre es, menschlich geredet, besser gewesen, wenn er das erstgeborene Kind der Eltern hätte sein können. Die bei seinem Heranwachsen schon alternden Eltern waren vielleicht zu milde in der Erziehung. Es gab auch so vieles im Haushalt, was die Eltern in Anspruch nahm: nach und nach wuchs die Zahl

der Kostgänger auf vier. So wurde der heitere, muntere Knabe nicht genug beaufsichtigt. Er machte den Eltern Sorge; doch sagte die Mutter manchmal: „Ihr werdet sehen: der letzte, der beste!“ Sie meinte, wenn der leutselige Mensch, der mitleidige, gutmütige, der für andere durchs Feuer gegangen wäre, sich bekehre, daß er wohl noch wacker werden könne durch des HErrn Gnade.

Etwa zwei Jahre nachher wurde der Familie noch das letzte Glied geschenkt. Es war ein Sohn, der den Namen des Dettinger Urgroßvaters, Christoph, bekam. Er wurde in dem für die Eltern so schweren Jahre 1833 geboren, in welchem der Vater zum Tode krank darniederlag. Dieser jüngste Sohn wurde nur wenige Monate alt, und so blieben den liebenden Eltern sechs Kinder, vier Töchter und zwei Söhne.

Alle durften, was der Mutter gewiß besonders dankenswerth war, den Schulunterricht vorzugsweise beim sanften Vater genießen. Dem mitleidigen, zarten Mutterherzen wäre es äußerst schwer geworden, wenn sie ihre Kinder einem harten, strengen Oberherren hätte übergeben müssen. Sie legte mir auch in ihren späteren Jahren, als ich ins Lehramt eingetreten war, nahe, ich solle doch recht schonend mit meinen Schülern umgehen; es tue ihnen und ihren Eltern so wehe, wenn sie mißhandelt werden. Wenn sie in manchen Fällen auch nicht so weit im Lernen kommen, so habe dies weniger zu sagen, als wenn die schönste Zeit ihres Lebens durch Unbarmherzigkeit von seiten ihrer Lehrer verbittert werde. Lehrer sollten sich diesen Rath meiner Mutter besonders hinsichtlich der schwachbegabten Schüler ins Herz schreiben, denn wir Lehrer können uns oft, auch schon bei vieler Erfahrung, nicht genug in die äußerst geringe Fassungskraft mancher Sechsjährigen hineindenken, und es bleibt ein schreiendes Unrecht, wenn solche Schwäche wegen ihres schweren Begreifens oder Nichtbegreifens geprügelt werden. „Mit dem Maß, da ihr mit messet, wird man euch wieder messen.“ Schreiber dieses

hat heute noch Mitleiden mit einer Mutter, die ein Söhnlein hatte, dem das Erlernen eines Spruches gar schwer fiel, und die endlich merkte: wir bringen es nicht bis zu der Zeit fertig, wenn die Aufgabe hergesagt werden mußte, und die deshalb mit dem Sohne weinte.

Auch war die Mutter sehr erbarmungsvoll gegen die armen Haustiere. Ihr Herz wurde ihr nicht wenig schwer, wenn sie solche sehen mußte, die Hunger leiden oder übermäßig arbeiten oder tyrannische Behandlung erfahren mußten. Auch war es ihr unfaßlich, wenn man schlecht genährten Zugtieren, die einen beladenen Wagen hinter sich hatten, die Last noch dadurch vermehrte, daß sich Bauer und Bäuerin und vielleicht noch ein paar Kinder auf das Fuhrwerk setzten.

Besonders angenehm war es unserer Mutter, wenn sich der Vater Zeit nahm zur Beschäftigung mit seinen Kindern, namentlich wenn er im Sommer vormittags sich zu uns Kindern an den Tisch setzte und mit uns im Neuen Testamente las. Zu jener Zeit hatte er nur nachmittags Schule, da die hiesigen Schulkinder in den ersten Tagesstunden anderwärts beschäftigt wurden. Der Vater hatte bei genannter Bibellektion das von Bengel übersezte Testament in der Hand, und konnte somit hin und wieder den Grundtext beibringen, wie auch die kurzen Gebetsseufzer, die der große Schriftforscher vielfach dem besagten Werke einflocht. Wir Kinder lasen der Reihe nach, immer einen oder zwei Verse, übten uns dabei im fertigen Lesen, und schon das weiße Käppchen des Vaters, das er beim Betrachten der Heiligen Schrift neben sich legte, zeugte davon, wie hoch er das Buch aller Bücher achte und ehre.

Besonders lieblich waren aber die Winterabende, wenn die Mutter, am Spinnroden sitzend, die Spindel große Gänge auf dem Zimmerboden machen ließ, und der Vater mit uns Kindern je vier Kapitel aus dem Alten Testament las. Wenn es freilich an die Geschlechtsregister ging, wurde mancher ehrwürdige Name auch „verunnamt“. Doch

war der Vater, wenn solches bei den Kindern vorkam, glücklicher als einer seiner Amtsbrüder in früheren Zeiten, der dem Schüler, welcher an einem schweren Wort herumstotterte, zurief: „Überhupf (überspring) den Bettel.“ Der war der Lesekunst selbst nicht ganz mächtig gewesen. Die Mutter hatte auch gerne, wenn an solch langen Abenden das Rechnen und Schreiben recht geübt wurde. Daß die Töchter ordentlich Hand anlegen mußten bei jeder häuslichen Arbeit, das versteht sich von selbst.

Da wir Kinder sehr liebe, wackere Paten hatten, so wurden wir auf Weihnachten von denselben mit prächtigen Geschenken bedacht. „Jetzt kommt's Korntaler Christkingle," hieß es, und welche Schätze brachte es mit! Auch von anderen Seiten her wurden wir beglückt. Die Freude war groß. Wenn der Jubel aber einige Zeit gedauert hatte, konnte die Mutter sagen: „Kinder, räumt den reichbeladenen Tisch ab; traacet eure Säcklein fort. Jetzt kommen die Brüder zum Morgenbetstündchen (am Sonntag morgen vor dem Gottesdienst), und diese zum Teil weniger Bemittelten können ihren Kindern keine solch prachtvollen Geschenke anschaffen; dann könnte es ihnen wehe tun.“

So ist es auch sehr bedauerlich, daß in unserer Zeit, in der viel sozialdemokratischer Sauerteig gärt, der Reichtum sich oftmals der Armut gegenüber breit macht. Ein hiesiger, wackerer, fleißiger, sparsamer Maurer erzählte mir, er habe in einem Hause in Urach gearbeitet und ein gutes Besper bekommen; aber es habe ihm doch etwas ausmachen wollen, daß der Eigentümer des Hauses, der den ganzen Tag umherlaufe und nichts arbeite, neben ihm funkelnden Rotwein und irgendwelchen Braten sich zu Gemüte geführt habe. Wenn er es nur nicht gerade neben ihm verzehrt hätte!

Die Besitzer großer Geschäfte und Fabriken sollten nicht neben den oft viel bestaubten, bleich aussehenden, spärlich gekleideten Arbeitern in silberbeschlagenen Autos ausfahren, in die zweite oder gar erste Klasse der

Eisenbahn steigen usw. Vor hundert Jahren hätten die Armen das alles ertragen und ehrerbietig ihre Verbeugung vor dem reichen Herrn gemacht; aber jetzt ist der Geist ein anderer, und dieser sollte auf solche Weise nie gereizt werden. Wie sehr wird der Fabrikant K. in U. geachtet, geschätzt und geliebt von seinen Arbeitern; er ist selbst täglich bei ihnen in dem Geschäft, trägt sich nicht luxuriös, hält sich schlicht und einfach, und so kann er seine Getreuen mit schönen Christgaben erfreuen u. s. f.; und er darf keinen Streik befürchten.

Ein bewegtes Haus voller Leben war das Schulhaus in Hülben. Die Nissen und Nichten von Korntal durften ihre Ferien oft hier in Hülben durchleben. Einmal wurden sieben Knaben in die „dritthalbschläfrige“ Himmelbettlade im „Kämmerle“ (sonniges Zimmer neben dem oberen Schulraum) so gebettet, daß sie sich „überzwerch“ (quer) nebeneinander legten, also der Breite nach. Der Vater ging einmal mit solchen lieben, fröhlichen Besuchen, Söhnlein und Töchterlein, — es waren mit uns eigenen vierzehn kleine Menschenkinder — nach Urach, um uns Freude zu bereiten. Die muntere Schar hüpfte und sprang, wie junge Lämmer. Nun rief der Vater: „Kinder, habt ihr auch Geld? Wir müssen in Urach doch auch einkehren.“ — „Nein,“ habe unsere sorgenlose Erwiderung gelautet, „du hast ja Geld.“ Dieses Kinderwort gefiel dem Vater sehr, und er erzählte es in Erbauungsstunden öfters. Wir sollten es dem lieben Gott gegenüber gerade so machen. „Ich habe kein Geld, aber Du, himmlischer Vater, hast ja genug! Ich habe keine Liebe mehr zu meinem Nachbar, der mich beleidigte, aber Du hast als Gott der Liebe viele Liebe! Gib mir auch solche!“ Die Apostel konnten bezeugen: „Wir haben aus seiner Fülle genommen Gnade um Gnade.“ Wenn man einen so reichen Vater habe, brauche man sich nicht ängstlich abzusorgen.

Beiden Eltern lag es an, daß ihre Kinder rechtes Vertrauen zu ihnen faßten. Drum suchten sie ihnen möglichste

Freiheit zu gewähren. Daneben bewiesen sie ihnen gegenüber ein sehr zartes Gewissen. Es konnte der lieben Mutter bei ihrem männlichen Wesen begegnen, daß sie über einen Mitmenschen, dessen Handlungsweise sie mißbilligte, etwas scharf urteilte, und daß sie nicht immer die Wahrheit jenes trefflichen Mahnwortes vor Augen hatte: „Sage nicht über andere, was du ihnen nicht selbst sagen magst.“ Aber es stand nicht lange an, daß sie auch vor uns Kindern offen bekannte und sagte: „Das, was ich heute vormittag oder gestern über diesen oder jenen geurteilt habe, hat mir der liebe Heiland übel genommen; ich nehme hiermit meine Worte zurück.“ Die moderne Pädagogik würde solche Geständnisse nicht für klug erklären; aber durch solche wurde uns die Mutter nur noch achtbarer und ehrwürdiger. Ihre Taten predigten, was Kindererziehung anbetrifft, mehr als ihre Worte.

5. Die Pflegemutter.

Durch Gottes Güte wurden die ökonomischen Verhältnisse meiner lieben Eltern je länger, je mehr erleichtert. Es kam von einem reichen Weinhändler S. aus Stuttgart, dessen Namen meine Eltern noch nie gehört hatten, die Anfrage, ob sie nicht seinen schwachbegabten Adolf in Pflege und Kost nehmen wollten. Er wolle 150 Gulden jährliches Kostgeld bezahlen. Das war zu jener Zeit, wo alle Lebensbedürfnisse viel billiger waren, eine große Summe. Die Eltern, bei denen das Geld auch je und je rarer war, als auf vielen hiesigen Feldern die weißen Kalksteine, nahmen die Sache als von Gott kommend an und sagten zu.

Sie bekamen an Adolf einen sehr lieben, für Liebe empfänglichen, aber geisteschwachen Pflegling. Wie wird das Herz meiner Mutter geblutet haben, als derselbe von seinem Vater hiehergebracht und von diesem mit dem Versprechen verabschiedet und beruhigt worden war: „So, Adolf, ich schicke bald nachher den Kutscher, der dich wieder

abholt," der Sohn aber bald immer und immer wieder jammernd fragte: „Wann kommt mein Kutscher?“ Der beimitleidenswerte Heimwehfranke sah sich eben in ganz andere, viel einfachere Verhältnisse versetzt, zudem mag der Trennungsschmerz seiner Mutter ihm sehr nachgegangen sein. „Wann kommt mein Kutscher?“ so hieß es immer wieder. Endlich sagte mein Vater: „Lieber Adolf, der Kutscher kommt nicht. Dein lieber Vater hat dich uns übergeben; jetzt bin ich dein Vater, und Frau Kullen ist deine Mutter.“ — „No muß i also do bleiba?“ war die Antwort. „Ja, Adolf!“ — Und von dieser Stunde an war er getröstet und so gerne in Hülben, daß er, als er später einen Besuch in Stuttgart machte, aber nicht so bald wieder in das geliebte Altdörflin zurückkehren durfte, als er wünschte, aus dem Elternhause entwich und erst in einer benachbarten Ortschaft wieder eingeholt werden konnte.

Die neue Pflegemutter hatte vielleicht ein noch mütterlicheres Herz als die eigene. Auch war es dem Pflegesohne gar angenehm, daß er sich in hiesiger Gemeinde, durch deren Gassen keine strengen Polizeidiener schreiten, so frei bewegen durfte. Wie freute es die Eltern, wenn sie hören durften, Adolf habe einen hiesigen Kranken besucht, demselben den Puls gefühlt und gesagt: „Befehr' dich nur; jetzt mußt du bald ‚hintere‘“ (in die Ewigkeit); oder daß er in seinen Gebeten die Worte verlauten ließ: „Segne, o Herr, auch unsere Ehegatten und Kinder.“ Diese Bitte hatte er wohl hic und da in den Erbauungsstunden von seinem Pflegevater aussprechen hören.

So sehr nun Adolf der Mutter ergeben und zugetan war, so stach er doch — wohl in Folge plötzlichen Zorns — einmal mit einer Dunggabel nach ihrer Brust. Gott verhütete zwar schlimme Folgen; doch meinten die Eltern, es sei das vielleicht ein Wink, daß sie den sonst artigen Kostgänger fortgeben sollten. Als letzterer von solcher Absicht hörte, lag er, so lang er war, auf dem Küchenboden und betete: „Ach lieber Heiland, laß mi (mich) doch mei'

Schulbas (so nannte er die Pflegemutter) b'halta!" (behalten). Dieses dringende Flehen, auch der heiße Wunsch seines Vaters, man möchte doch den Sohn nicht entlassen, waren für die Mutter das Zeichen, daß Adolf im Hause verbleiben solle.

Zwei Jahre später fragte der Apotheker K. in Stuttgart an, ob sein neunjähriger, schwacher Wilhelm nicht Genosse unseres Hauses werden dürfe. Die Eltern nahmen ihn auf, und dieser freundliche Knabe gewöhnte sich leicht in unserm Hause ein.

Nun hat sich die Mutter vielleicht den nicht ganz göttlichen Gedanken erlaubt: „Gut ist gut — und besser ist besser.“ Sie wußte, daß Herr S. noch einen geisteschwachen Sohn hatte, der an einem nicht recht passenden Platz untergebracht war, und daß Herr S. ihn gern in unser Haus geben würde. So sprach sie dem Vater zu, er solle sich anbieten, er wolle den Knaben aufnehmen. Dieses Anerbieten wurde freudig angenommen, und so bekamen wir drei geisteschwache Zöglinge ins Haus.

Robert, der zuletzt Aufgenommene, war zuweilen jähzornig, heftig, konnte auch recht fluchen, und der liebe Gott hätte vielleicht solche Bürde der Mutter nicht aufgelegt; sie sagte sich, sie habe hierin einen eigenen Weg gemacht und war hierüber oft bekümmert. Namentlich fürchtete sie, daß mein Bruder und ich durch solches Vorbild das Fluchen lernen könnten.

Im Jahre 1843 kam noch ein vierter Kostgänger zu den anderen, Gustav K. von Lorch. Derselbe war äußerst lebensfroh und sang oft mit seiner reinen, guten Stimme; aber dann versiel er wieder in fast schwermütiges Wesen. Daß es bei diesen Kostgängern manche Arbeit und manche tägliche Übung gab, liegt auf der Hand.

6. Die Hausfrau und ihre Dienstboten.

In den ersten elf Jahren ihres Hausstandes hatte die liebe Mutter große Erleichterung durch ihre Dienstmagd Bäbele. Diese besorgte hauptsächlich die Geschäfte auf dem Felde und im Stalle. Sie war eine außerordentlich flinke, fleißige Magd. Von langsamem Gehen wußte sie eigentlich gar nichts, und das Kostbarste an ihrer regen Tätigkeit war eine Unverdroffenheit, die willig und hurtig tut, was ihr befohlen ist. Und wie durften und konnten meine Eltern sich auf ihre Treue verlassen! Wenn sie auf einige Zeit verreisten, und Bäbele das Hauswesen ganz allein zu verwalten hatte, so durfte man nicht die Sorge haben: „Wird in dieser Zeit das Horn-, Feder- und Borstenvieh nicht vernachlässigt werden? Wird sich Bäbele nicht von zweifelhafter Kameradschaft besuchen lassen?“ Da war nicht nötig, daß man irgend Kasten und Schrank vorher abschließe. Wenn die Familie wieder zurückkehrte, war das Haus von oben bis unten gepuzt und gesäubert, der Rahmtopf voll Rahm, der Milchschrank voll Milch, die Butterplatte voll Butterballen. Wenn Bäbele der Herrschaft einen Pfennig zu einer Doppelkrone hätte umwandeln können, welche Freude hätte sie gehabt! kamen Gäste ins Schulhaus unmittelbar vor dem Essen, so sah man keine trüben Wolken im Angesicht der tätigen Dienerin, wenn nicht mehr viel für sie übrig blieb, sondern sie hätte eher gesagt: „Ach, Frau Base, seid doch meinerwegen nicht besorgt, ich weiß ja die Brotschublade,“ oder hätte sie in solchem Falle den Hunger ganz verloren. Auch war sie ein gutes Vorbild für uns Kinder in Sinn, Wort und Tat. Das mag namentlich die liebe Mutter oft zum Dank gegen den treuen Gott gestimmt haben. Elf Jahre lang aber einen solchen „Glücksstern“ im Hause zu haben, ist eine lange Zeit, ein gutes Zeichen für Frau und Magd, und bei Wohltaten, die man Jahr für Jahr genießen darf, muß man sich in acht nehmen, daß man dieselben nicht

endlich als Raub mit gleichgültigen Herzen dahinnimmt, als müsse es so sein.

Meine Mutter wird sich oft mit dankbarem Sinn glücklich geschätzt haben, daß der liebe Gott ihr so eine treffliche Stütze in ihrem Väbele beschert habe; doch denke ich noch daran, daß die Mutter, als sie einmal aus Plattichs „Hausregeln“ über die Art, wie man Dienstboten behandeln soll, vorlesen hörte, mit traurig=bußfertiger Stimmung äußerte, sie hätte ihren Mägden auch anders, und zwar noch viel barmherziger entgegenkommen sollen.

In gar tiefe Buße und Biegung unter die gewaltige Hand Gottes wurde die Mutter durch folgenden Umstand geführt. Als Väbele sich nach dem Nachbarorte Böhringen verheiratete, wurde deren jüngste Schwester hier ihre Nachfolgerin; sie war bedeutend jünger als die ältere Schwester. Sie erkrankte nach einiger Zeit, und zwar auf solche Weise, daß meine Mutter sonderbarerweise die Krankheit anfangs für äußerst unbedenklich, ja fast für erheuchelt hielt. Doch nach kurzer Zeit führte das heimtückische Leiden zum Tode. Jetzt war die Mutter wie zusammengeschmettert. Berge von Versäumnissen türmten sich vor ihrer Seele auf: du hast der Magd nicht einmal geglaubt, daß sie so bedenklich krank sei, und hast ihr an treuer, mütterlicher Liebe und Erbarmung so viel abgehen lassen! Tag für Tag lag sie unter dem Gericht Gottes. „Versäumt ist versäumt; hin ist hin; ich kann nichts mehr nachholen, nichts mehr an der lieben Hingeschiedenen gut machen!“ — „Mit dem Maß, da ihr mit messet, wird man euch wieder messen.“ — „Ich habe mich damit auch schwer an meinen eigenen Kindern versündigt. Das eine und andere wird auch einmal außerhalb der Heimat erkranken, und man wird's ihm nicht glauben usw.“ Die Sonne ging auf, die Sonne ging unter; aber die gewaltige Hand Gottes lag immer noch auf ihr. Endlich kam die Hilfe aus Rindermund. Ihr jüngster Sohn Christian, dazumal wenige Jahre alt, der nichts wußte von der tiefgehenden Pflugschar, die das Herz

der Mutter zerriß, sagte an einem Wintertage zu ihr: „Mutter, sieh auch dort hinüber aufs Dach des Nachbarn, wie weiß dort der Schnee ist!“ In demselben Augenblick aber sprach ihr Herr und Heiland ihr zu durch seinen Geist: „Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden.“ (Jes. 1, 18.) Jetzt konnte sie volle Vergebung und auch das glauben, daß der Herr an ihren Kindern nicht messen werde, wie sie gemessen habe. Kein Wunder, wenn sie ihrem Heiland so ergeben war und so innig an Ihm hing, daß sie in späteren Jahren wohl sagte: „Wenn ich ans Sterben denke, freue ich mich zwar auch auf meine zwei Kinderlein, die mir vorangegangen sind, auch auf meine liebe Mutter, aber am meisten freue ich mich doch auf meinen Heiland.“ — „Wem viel vergeben ist, der liebt viel.“

Einige Zeit nach dem Hinscheiden der Elisabeth, um die sie so bußfertig getrauert hatte, diente der Mutter noch kurze Zeit ein Hülfbener Mädchen zur Aushilfe; dann waren ihre Töchter so herangewachsen, daß man Dienstbotenarbeit entbehren konnte.

7. Die Jüngerin ihres Heilandes.

Meine Mutter hat sich von ihrem Heiland vor allem mit viel Liebe füllen lassen gegen ihre Nebenmenschen.

Ihr mildes, mitleidiges Herz gegen Arme, gegen Unterdrückte, Witwen und Waisen, gegen Frauen, die Grund hatten, eifersüchtig zu sein, gegen Menschen und Tiere, die unter zu schwerer Geschäftslast seufzten, ihre tätige Hilfe da und dort, aber auch ihre Schärfe gegen Bedrückte der Unschuldigen, gegen Hohe und Tyrannische, namentlich gegen Hurer und Ehebrecher, konnten nicht ohne Eindruck auf unser Kindergemüt bleiben. In Beziehung auf Übertretung des sechsten Gebotes hätte sie fast jenem wackeren, aber furchtbar gestrengen Strafen recht gegeben, der den Ehebruch mit dem Tode bestrafen ließ. Die armen, be-

mitleidenswerten Weiber, die unter derartigen Männern zu leiden hatten, dauerten sie ungewöhnlich.

Meine Mutter hatte immer tiefes Mitgefühl, wenn sie sahe, wie die Holzpälter mit oft großer Kraftaufwendung das knorrige, harte Schulholz (das die Gemeinde dem Lehrer liefern mußte) verkleinerten, und sie meinte, solche Leute wären guten Weines viel würdiger als manche andere, die denselben oft reichlich genießen. In einem Sommer waren im Hause Schreiner beschäftigt, die auf Rechnung hiesiger Gemeinde verschiedenes besorgen mußten. Getränk war dazumal wenig im Keller, wie es hin und wieder trockene Jahrgänge nach dieser Seite hin gibt; — man muß sich auch in solche Zeiten schicken. Dann ließ die Mutter jedem der Handwerker zwei Häfelein mit wunderschön gerahmter gestandener Milch hinstellen, weil ein Gefäßlein nicht wohl für einen Mann ausreiche.

Auch ging ihr die Armut hiesiger Ortsgenossen sehr zu Herzen. Namentlich war es ihr schwer, hier ein sehr liebes, etwas langsames, einfältiges Weib zu wissen, das mit einem rohen, trunksüchtigen Mann verheiratet war, und das, wie die Mutter meinte, „unter die Mörder“ gefallen war. Wenn die Mutter ihr auch wieder einen Brotlaiab gab, so war der Gedankengang der Spenderin wohl der: „Ach, ich sollte ihr alle Wochen ein paar solcher Sechspfänder verabreichen können,“ und solche Logik verschlechte die etwaigen selbstgefälligen Gedanken: „Ich bin doch recht wohlthätig, oder ich gebe, wie jener im Tempel, den Zehnten von allem, was ich habe.“ Das wahre, praktisch-tätige Christentum macht nicht hoffärtig, sondern demütig.

Gott hat's der lieben Mutter reichlich gesegnet, wenn sie in allen Fällen dieser Art sich willig und bereit machen ließ, mit rechter Liebe zu helfen.

Auch das mußte auf uns Kinder einen gar heilsamen Einfluß ausüben, daß wir stets sahen, in welcher herzlichsten Glaubensverbindung die Mutter mit ihrem Herrn und Heiland stand. Wenn sie etwas tat und darüber von Sun-

berten von Bekannten und Unbekannten getadelt worden wäre, so setzte sie sich ruhig darüber hinweg, wenn sie überzeugt war, ihre Handlungsweise habe dem Herrn gefallen. Ich sah eine große, wunderbare Maschine. Dieselbe wurde fortwährend durch ein herabfallendes Tröpflein Öl angefeuchtet, so daß man nicht von Zeit zu Zeit, etwa morgens, mittags und abends hat sagen müssen: „Jetzt muß man auch wieder das Werk schmieren.“ — Im Psalmbuch steht das Verslein: „Ich aber bete.“ Es soll im Grundtext heißen: „Ich Gebet,“ gleichsam: „ich bin ein personifiziertes Gebet.“ So ist der von großer Trockenheit aufgerissene Boden unserer Gärten und Felder auch ein personifiziertes Gebet nach Regen, wenn man dabei auch keine Worte, kein Flehen vernimmt.

Und wie war der Mutter das Lesen des Wortes Gottes ein großes Bedürfnis! In ihren ledigen Jahren hat sie sich schon so viel auf die herrliche Weide desselben begeben, und bei ihrem guten Gedächtnis hätte sie etwa denken können: „Ich kenne das werthe Bibelbuch ja von außen und innen.“ Aber es ging ihr, wie uns gesunden, arbeitssamen, namentlich auch jungen Leuten: Wie viele Stücklein Brot haben wir schon geessen; wir kennen die Farbe, die Beschaffenheit, den Geschmack dieses edlen Nährstoffes gar genau; aber immer freuen wir uns wieder auf dasselbe; es entleidet uns nicht.

Daß sie in dem Frühling ihres Lebens viel gelesen und genossen hatte, kam ihr im arbeitsreichen Sommer ihrer Wallfahrt sehr zu statten. Der Herr schenkte ihr ja ihre ersten fünf Kinder in ganz kurzer Zeit. Da konnte sie für diesen geistlichen Genuß oft nicht viel Zeit finden. Ein Besuch, der dies längere Zeit beobachtet hatte, zankte sie, daß sie so wenig das Wort Gottes lese. Die Getadelte aber erwiderte ihm mit ruhigem Herzen: „Ich habe mein Teil in meinen Jugendjahren gelesen.“ Sie konnte jetzt von dem Vorrat zehren, wie die Bienen im Winter von dem mit Emsigkeit im Sommer Ersammelten. Eine Predigt lesen

und in solcher Zeit das drei Monate alte Töchterlein im Bettlein weinen oder aus Heißhunger schreien lassen, ist kein richtiger Gottesdienst. Später aber, als das nachwachsende Geschlecht der Mutter unter die Arme greifen konnte, kehrte sie wieder gern zu ihrer Lieblingsbeschäftigung zurück. Wenn die Morgengeschäfte am Tage besorgt waren, dann konnte die Mutter sagen: „Kinder, jetzt wollen wir auch ein Wort Gottes lesen,“ setzte sich in den Lehnstuhl und las aus der Schrift Alten und Neuen Testaments so vor, daß man merkte, wie alle die Ermahnungen, Drohungen, Verheißungen, Belehrungen und Tröstungen ihr überaus wichtig seien.

Sie hatte neben der Bibel wohl noch einige Lieblingsbücher: etwa Bogakhs „vertrauter Umgang einer gläubigen Seele mit Gott“, Kiegers „Psalmen“ und „kleine Propheten“ oder Stingers „Wörterbuch“ und „Psalmen“. Aber sonst war sie der Ansicht, daß man nicht alles mögliche zu lesen nötig habe, wenn das Buch aller Bücher das tägliche Hausbrot bildet. Christliche Blätter gab es viel weniger als heute. Wochenblättern schenkte sie keine Aufmerksamkeit. Auch wäre es ihr gar nicht lieb gewesen, wenn wir Kinder uns viel mit christlichen Unterhaltungsschriften und Erzählungen befaßt hätten.

Die Mutter war aber doch nicht engherzig. Sie konnte herzlich lächeln, wenn eine der Töchter sie etwa mit einem drolligen Schlagwort überraschte. Besonders hörte sie einmal mit Wohlgefallen, daß ihre Älteste auf einer Reise in einem Omnibus einem Herrn auf eine äußerst verfängliche, unpassende Frage die Antwort gegeben hatte: „Die Frage ist keiner Antwort wert.“

Aber doch war auf dem Angesicht der lieben Mutter meist der Ernst der Ewigkeit ausgeprägt. Bei vieler Schüchternheit, die ihrem Wesen eigen war, hatte sie doch die Gabe, den Nächsten hin und wieder zu strafen. So kam antzshalber dann und wann der berühmte, äußerst leutselige Dr. J. in unser Haus. Er wußte gar interessant und lustig

zu erzählen, und fing dabei selbst immer wieder ein großes Gelächter an. Endlich sagte die Mutter, der es zu viel wurde: „Herr Doktor, ich habe kürzlich bei Dtinger gelesen, man lese vom lieben Heiland mehrmals, daß er geweint, nie aber, daß er gelacht habe.“ Den gescheiten Herren freute offenbar diese prächtige kurze Predigt, doch bemerkte er in wohlwollendem Ton: „Ach, Frau Kullen, lassen Sie die Leute lachen, solange sie lachen können; es kommen oft schwere Zeiten, in denen es ihnen von selbst vergeht.“

Dieser gottgeheiligte Ernst der Mutter bildete einen Zaun um unser Haus, und das hatte für uns heranwachsende Kinder einen großen Wert.

Neben fleißiger Betrachtung des göttlichen Wortes war ihr die Gemeinschaft der Heiligen zu großem Bedürfnis geworden. Womöglich versäumte sie keine der Erbauungsstunden, die im unteren Schulzimmer am Sonntag zweimal und an den Abenden des Mittwochs und des Samstags hauptsächlich von dem lieben Vater gehalten wurden. Auch ging sie gerne in auswärtige Versammlungen, die aus Anlaß von Beerdigungen gehalten wurden. Sie und sie gingen die Eltern zu dem alten Bruder Martin Fauser in Glems, der so gar nichts Frömmelndes an sich hatte und nur ein Christentum in der Tat achtete.

Von ihm wird folgendes Geschichtlein erzählt. Er war in einer Versammlung sehr gesegnet und warmen Herzens geworden, daß er gemeint haben wird, jetzt werde er nie mehr von einer Sünde überwältigt werden können. Lobend und preisend trat er den Heimweg und hierauf den Gang zum Laubsammeln an einem steilen Berge an. Er füllte die Säcke und wollte dann auf dem jähen Abhang, nachdem er sitzend die Arme in die Riemen des Tragkorbes gelegt hatte, sich mit der schweren Last aufrichten; allein er vermochte es nicht. Die Versuche wurden wiederholt, aber ohne Erfolg. Jetzt machte er einen bedeutenden Schwung, um aufzukommen: allein die Laubsäcke, zu rasch

in schiefer Linie in die Höhe versezt, bekamen das Übergewicht und rollten, Martin mit fortreißend, den Abhang hinab. Nun fing der fromme Mann an, voll Bornes zu fluchen. Welch eine tiefe Demütigung für ihn, nachdem ihm vorher sein Heiland so teuer gewesen war!

Besonders gern besuchte die Mutter zwei mit ihr eng verbundene Schwestern, das „Dorle“ in Würtingen und das obengenannte „Bäbele“ in Böhringen. Der Gottesmann Paulus Gollmer in Dettingen, ihr Vetter, galt ihr auch sehr viel. Wie nahm sie so innigen Anteil, als ihn und seiner Gattin zwei geliebte Kinder zu gleicher Zeit ins Grab sanken.

Ein treuer Freund war auch der Bruder Clemens Brändle in Auingen bei Münsingen. Sein einziges Kind, eine wackere Tochter, war schwer erkrankt, aber er, der Vater, glaubte nicht, daß sie sterben werde. Er meinte, dann würde ihn der Herr über Vermögen versuchen. Meine Mutter bedeutete ihm, er solle sich doch auf das Hinscheiden der Geliebten gefaßt machen; des Herrn Gedanken seien manchmal andere, als die unsrigen, und dennoch laße er nicht über Vermögen auf. Die Tochter starb, und der kinderlose Vater sagte einige Zeit nachher: „Schulmeisterin, du hast recht gehabt; der Herr hat mir meine Tochter genommen; hat mich aber, weil ich besondere Stärkung erfahren durfte, doch nicht überfordert.“

Auch der alte Jörg von Würtingen war den Eltern sehr zugetan. Wie oft kam er als ganz alter Greis noch hieher in die Konferenzen und konnte dann sagen: „Ich wollte eigentlich nicht kommen; aber ich dachte dann, es werde das letzte Mal für mich sein.“

Am meisten Gewicht hatte aber von so manchen lieben Brüdern für die liebe Mutter der Dunkel Johannes Kullen von Korntal. Schon in ihren Jungfrauenjahren fand sie viel Nahrung für ihr Herz in seinen Stunden, und sie war hochbegnadigt von ihrem Herrn, daß sie dennoch so frei bleiben durfte von aller persönlichen Anhänglichkeit und

Schwärmerei. Ihren jungen gläubigen Mitschwestern und Altersgenossinnen gelang das nicht immer. Sie bedauerte und verabscheute das. Sie sah es um solcher Gefahr willen nicht gerne, wenn junge Brüder und junge Schwestern sich gegenseitig erbauten; es heiße Ps. 148, 12 nicht umsonst: „Alte mit den Zungen sollen loben den Namen des Herrn,“ und nicht: „Junge mit den Zungen.“ Sie duldete es auch nicht, daß wir Söhne Briefwechsel haben durften mit unsern Väsklein, und die Töchter mit den Vettern, und je frömmere die Briefe gewesen wären, desto weniger hätten sie der weisen Mutter gefallen. Auch Alter schützt hierin nicht vor Torheit. „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“

Das Verhältnis zu ihrem Vatten war ein überaus friedliches. Ihre Charaktere ergänzten sich gegenseitig. Das entschieden männliche Wesen der Mutter, das Königliche ihres Geistes und das sehr Weibliche ihres Gemütes, alles paßte vortrefflich für die freundliche, sanfte, muntere Art des Vaters. Streit gab es nie. Die Mutter nahm dieses und jenes, was das Leben in dieser Welt mit sich bringt, schwerer; der Vater kam leichter darüber hinweg. Sie suchten sich namentlich innerlich zu fördern. Doch sagte der Vater mehrmals nach ihrem Hinscheiden: „Ich habe meinem Weibe viele Liebe erwiesen, aber ich fühle die große Schuld, daß ich ihr im Geistlichen lange nicht das gewesen bin, was ich ihr hätte sein sollen.“ Merke, lieber monsieur! Deine liebe Frau soll an dir einen Baum haben, der das ganze Jahr grünt, blüht und süße Früchte des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung trägt. Sarah konnte so an ihrem Manne hinaufsehen, daß sie ihn „Herr“ hieß, und wenn sie seine Uneigennützigkeit, seinen himmlischen Sinn, seine Friedfertigkeit, seine Gebetsbeharrlichkeit, seine Demut, auch seine Tapferkeit bewundern mußte, wird sie gedacht haben: „Was habe ich doch für einen Mann, dessen die Welt nicht wert ist!“

Im Jahre 1833 mußte die Mutter während der schwe-

ren Krankheit des Vaters durch schwere Not hindurch, durfte aber nicht nur Gottes treue Hilfe, sondern auch den treulichen Beistand vieler Geschwister reichlich erfahren.

Schön war es, daß sie in der letzten Zeit ihres Lebens alle ihre Kinder um sich versammelt sehen durfte. Auch die Tochter Wilhelmine kam wieder heim. Die Mutter glaubte, das weibliche Geschlecht sei nicht eigentlich zum Lehren berufen; wenn eine Tochter diesen Beruf längere Zeit ausüben müsse, werde sie gewöhnt, viel zu befehlen, sich als die erste in ihrem Schulstaat anzusehen. Wenn sie sich dann verheirate, werde sie nicht wohl ihrem Manne untertan sein und gerne dienen und gehorchen können. Auch fürchtete sie, in Töchterinstituten habe man so viel Anlaß, der Eitelkeit in schöner Kleidung zu frönen; es wolle kein Glied dieser Anstalten das einfachste sein; eine jede Tochter oder Lehrerin möchte das schönste Schürzchen oder Kleid haben. Zu solchen Befürchtungen kamen noch andere Gründe, und so bestand die Mutter darauf, daß ihre Wilhelmine heimkomme. Dieselbe nahm gerne alle Arbeit auf sich, erteilte namentlich mit großer Freude den jüngeren Geschwistern Unterricht.

8. Der Heimat zu.

Für die Eltern waren die letzten Jahre besonders lieblich. Es war wie ein Vorfabbat, ehe sie zur Ruhe des Volkes Gottes eingingen. Denn auch äußerlich war das Leben einfacher und ruhiger geworden; sie hatten einen Teil ihrer Acker verkauft. Oft hieß es da: „Psalter und Harfe, wacht auf!“ Wie viel wurde von den vier ältern Kindern am Klavier gesungen! Der liebe Vater sagte öfter: „Wir haben es so schön; alle Glieder der Familie haben einen Beruf; es fehlt nicht an täglichem Brot, wir dürfen so viel unverdiente Liebe und Ehre genießen, nur — das eine drückt uns, daß die Mutter so viel leidend ist.“

Ja, das war der Vermutstropfen in aller Freude.

Das leidige Kopfwegh, an dem sie schon früher gelitten hatte, stellte sich immer häufiger ein. Dazu kam ein immer heftiger auftretendes schweres Magenleiden. Das leibliche Leiden diente ihr zur Bewährung. Sie war in solcher Trübsalszeit nur um so mehr auf den HErrn geworfen. Er half ihr von Tag zu Tag durch. Wenn die leibliche Kraft mehr und mehr schwindet, in welcher man hin und wieder göttliche Taten zu verrichten meint, wobei aber oft manches dem HErrn nicht ganz Wohlgefällige sich einmischt, und wenn der himmlische Schmelzer mehr und mehr die Schlacken absondert und irdische Stützen zerbricht, so fühlt man das geistige Armsein um so stärker, und der große Heiland und starke Held ist um so unentbehrlicher.

Eine herrliche Beilage hatte der freundliche Hirte und HErr ihr darin aus großer Gnade verliehen, daß sie sich stets einer gewissen Hoffnung des ewigen Lebens getrösten konnte. „Ohne solche,“ sagte sie, „könnte ich nicht leben.“ Der letzte Sommer (im Jahre 1847) war namentlich eine schwere Leidenszeit für sie. Wie wäre ihr da — menschlich geredet — ein stilles Heim, mehr äußere Ruhe zu gönnen gewesen. Aber der HErr ließ es zu, daß das Haus unendlich viel angelaufen wurde, und es wird der Leidenden alles zum Besten gedient haben. Legen mußte sie sich erst im Spätjahre. Gott sei Lob und Ehre, daß sie mit andern Geschäften durch des HErrn Gnade und Kraft fertig geworden war, so daß sie jetzt Leiden „ihr Geschäfte“ sein lassen konnte. Manche, die den herannahenden Tod verspüren, haben noch dies und jenes zu bereinigen. Sie müssen vielleicht diesem oder jenem Nebenmenschen einen Ersatz zuwenden, weil sie ihn beim Verkauf oder Einkauf etwas im Vermögen geschädigt haben; sie haben den Eindruck und die Einsicht, daß in dem eigenen Besitz noch etwas von fremdem Gut „untermenget“ sei. Oder sie sind nicht mit allen Verwandten und Bekannten recht versöhnt.

Meiner Mutter war es auch einmal begegnet, daß sie eine ihrer Bekannten nicht recht lieben konnte. Und doch

fühlte sie sich darüber in ihrem Gewissen gestraft. Nun geschah es, daß jene ihr unsympathische Mitbürgerin in große Noth geriet, und diese Noth erweckte solches Bedauern mit ihrer traurigen Lage, daß meine Mutter ihr mit vollem Mitleiden beibringen und ihr Liebe, Theilnahme und Hilfe freudig erzeigen konnte. Dieser Umstand gereichte der Mutter zu großem Danke gegen den treuen HErrn. Sie fühlte durchaus, daß Er ihr zur Feindesliebe geholfen habe. Auch in früherer Zeit sagte sie einmal: „Der liebe Heiland ist es eben ganz und gar! Wenn ich beten kann und beten will, so hat Er es gewirkt, mich dazu angetrieben und mir die Kraft hierzu gegeben. Wenn ich demüthig, gelassen, freigebig, lobend und dankend, geduldig sein kann, so hat Er dies in mir zuwege gebracht. Er wirkt das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen.“

In dieser kindlichen, einfältigen Abhängigkeit vom HErrn blieb die Mutter bis an ihr Ende. Darin war ihr viel geschenkt. Sie lag im Blick auf Tod, Grab und Ewigkeit wunderbar kindlich=ruhig in ihrem Krankenstübchen. Nichts durfte sie anfechten. Eines Tages sagte sie zu uns: „Ich weiß nicht, ob ich auch recht daran bin. Wenn ich ans Sterben, an die Ewigkeit denke, so habe ich gar keine Angst und gar keine Sorge. Ich meinte, ich sollte auch eine gewisse Furcht herbeiziehen können; aber es gelingt mir nicht.“

Nur ganz kurze Zeit war ihr der frohe Glaubens=blick verdunkelt. Gerade in diesen Stunden bekam sie einen Besuch von dem früher erwähnten alten Bruder Martin aus Glems: dieser hatte gehört, daß die Schulmeisterin von gar keiner Todesanfechtung, sondern nur von gänzlicher Sorgenlosigkeit wisse. Er konnte dies nicht recht fassen. Er wußte immer so viel von Unzulänglichkeit, von Unvollkommenheit und davon zu sagen, daß er das Kleinod noch nicht völlig ergriffen habe; das Gefühl des Unwürdigseins vor Gott und des geistlichen Armseins war bei ihm im Vordergrund. Nun gereichte es ihm mehr zur Er=

mutigung, daß er die Schwester in Hülben im Garten Gethsemane traf, als wenn er sie auf den Höhen des Tabor gefunden hätte. Mir kam es vor, Gott habe dem Bruder Martin zulieb, damit derselbe nicht irre werde an Gottes Führung, es zugelassen, daß die Mutter gerade bei seinem Besuch etwas vom Schatten des Todestales erfahren mußte.

Beschwerlicher wurde das Leidenslager dadurch, daß die Kranke noch von einem Schlage gerührt wurde, der ihr auch die Zunge lähmte. Da lag sie wie Gold im Feuer. Sie hätte gern ihren Geliebten noch dieses und jenes gesagt, — aber sie konnte nicht. Der ältesten Tochter Sophie war es namentlich ein Gebetsanliegen, der große, himmlische Arzt solle der Kranken, ehe er sie abrufe, noch einmal die Sprache verleihen. Der Herr hat dieses Schreien nicht unerhört gelassen. Sie wurde kräftig genug, das Wenige, was sie zu sagen hatte, auch noch zu sagen.

Der Herr eilte nicht sehr mit ihr hinweg. So schwach sie war, so glimmte das Fünkchen des Lebens von Tag zu Tag fort. Rührend trat noch einmal die selbstlose Liebe zu ihren Kindern hervor. Sie sagte zu denselben: „Ich habe den lieben Heiland gebeten, Er solle mich nicht in der kalten Winterzeit sterben und begraben werden lassen. Ich hätte sonst so Mitleiden mit euch. Ich weiß, daß ihr um mich trauert, wenn ich von euch geschieden bin; wenn ihr nun bei strenger Kälte an meinem offenen Grabe stehen müßtet, so würde es euch so frieren, denn wenn man traurig ist, so friert es einen um so mehr.“ Erst am 30. Nov. 1847 schloß sie ihre Augen. Und doch hat der Herr ihren Wunsch gewährt. Am 4. Dezember wurde ihre Hülle ins Grab gelegt als Saatkorn zu herrlicher Auferstehung. Der Herr aber schenkte trotz dem namentlich auf der Abhöhe oft so strengen Wintermonatē einen solch warmen Tag, daß man nach der Grabrede und dem kirchlichen Gottesdienst die Versammlung unter freiem Himmel unter einem ehrwürdigen, alten Birnbaume halten konnte.

Für die Heimgegangene aber ist bezeichnend ein Zeugnis, das ihr der verwandte Hausvater Warner vom Armenhause in Dorntal, der nicht zum Begräbniß kommen konnte, in einem Briefe ausstellte: „Ich kann es fast nicht über's Herz bringen, der lieben Mutter nicht das Geleit zur Grabesruhe zu geben, um meinetwillen, um mich um so lebhafter und ernstlicher an dem Grabe der theuren Entschlafenen zu erneuern, zu erneuern und zu stärken an ihrer Liebe, die sie auch auf mich und die Meinigen so reichlich ausfließen ließ, an ihrem kindlichen, einfältigen und doch heldenmäßigen Glauben, der mich so oft beschämte, an ihrer Glaubensgewißheit in ihrem Gnadenstande, die ich so oft bewunderte, an der kunstlosen Führung ihres Christentums, wobei ihr Blick immer auf das Nützigste und Nützlichste schaute mit Umgehung aller unnötigen Skrupel, an ihrer Lauterkeit und Geradheit, an ihrer jede Falschheit, Heuchelei und frömmelndes Wesen hassenden Aufrichtigkeit, an ihrer oft bis ans Weißende grenzenden Schärfe gegen alles, was nur Schein und nicht Wesen war, kurz an ihrem ganzen Lebensbild, wie es in Christo als dem Mittelpunkt wurzelte, an ihrem königlichen Wesen, das die manchmal rauhe Schale gar nicht beachten ließ; ja, ich sage, es gereicht mir zur Demüthigung um meinetwillen, daß ich den Segen ihres Begräbnißes nicht mitgenießen kann, wie ich es gerne möchte.“

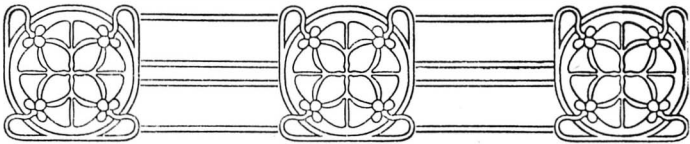
Du, mein Lieber, hast vielleicht schon eine Mühle gesehen, die von drei Rädern getrieben wird. Wenn eins derselben, ein Hauptrad zerbricht, dann will das Mahlen nicht mehr recht gehen. Solche Sorge hatten wir auch nach dem Tode der Mutter. Wird das Rädchen unseres Hauswesens sich auch noch ordentlich ohne die geistliche Kraft der Dahingeshiedenen drehen können? Welche Segnungen hat ihr Gebetsumgang mit ihrem Herrn in die Familie gebracht! Wie hat ihr barmherziger Sinn zum Mit-leiden gegen Arme, Kranke, Verwaiste, Unterdrückte, Heimatlose und Fremdlinge aufgefordert; wie hielt ihr Ernst

und ihr geheiligtes Wesen den leichtfertigen Geist vom Hause fern!

Napoleon I. hat einst seine Umgebung gefragt: „Was fehlt unserer Zeit?“ Die Antworten werden verschieden ausgefallen sein, denn es mangelte, wie jetzt auch, an Genügsamkeit, Einfachheit, Mäßigkeit u. a. Napoleon sagte schließlich: „An Müttern.“ „Gut gegeben, Majestät,“ hätte ich geantwortet. — Frage die berühmten Gottesmänner, die durch Wort und Tat bezeugen durften, daß die Welt ihrer nicht wert war: „Was habt ihr für Mütter gehabt?“ Wem fiel nicht ein die fromme Monika, die Mutter des Kirchenvaters Augustinus.

Nun, die Lieben scheiden; kräftige Pfeiler brechen, aber jenes Sprüchlein der Wahrheit sagt: „Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit!“ Ein bekannter Gottesmann sagt über den Tod der Apostel Petrus und Paulus, man hätte meinen sollen, das junge Bäumchen der christlichen Kirche wäre zugrunde gegangen ohne diese kraftvollen Stützen; aber der Herr hat sein Werk auch ohne sie weiterführen können. So ist Er auch uns nach dem Abscheiden der Mutter beigestanden und hat uns nicht verlassen.





Fünfter Abschnitt.

Johannes Kullen.

In das Hüllbener Schulhaus, das uns nun schon recht bekannt geworden ist, wurde unser am 4. März 1905 heimgegangener Johannes Kullen geboren. Er hat einen Teil seines Lebenslaufes auf Wunsch seiner Kinder aufgezeichnet, und diese Aufzeichnungen geben wir, soweit sie reichen, im Auszuge wieder.

1. Jugend- und Lernjahre.

„Ich wurde am 27. April 1827 geboren. Meiner lieben Mutter machte mein Erscheinen große Freude. Auch mein Vater hat sich meiner Geburt gefreut. Er war überhaupt ein großer Kinderfreund; mehr als einmal sagte er, wenn die liebe Mutter ihn mit Zwillingen bedenke, so werde er aus Freude mit Posaunen blasen lassen. Nicht hören konnte er, daß man große Kinderhäuflein für eine Last ansehe; er glaubte, der liebe Gott könne gerade so leicht und so gut ein Duzend Kinder ernähren, wie ein einziges.

Meine ersten Jugendtage verliefen im Sonnenschein wärmster, elterlicher Liebe. Im ganzen war ich mehr ein Mutterkind. Wenn die Eltern einen auswärtigen Besuch machten und die Uracher Steige so herauf kamen, daß der Vater zehn bis fünfzehn Schritte voraus war, und wir vier Geschwister entgegen gingen, so sprangen die Schwesterlein begeistert dem Vater zu und blieben bei ihm hängen;

ich aber eilte an ihm vorbei, wie wenn er mich nichts anginge, auf die Mutter zu.

Als die Zeit herankam, daß ich schulpflichtig wurde, da war das für mich nicht so schwer, wie für manchen kleinen Knaben, dem große Angst vor der Schule und vor seinem Lehrer eingeflößt wurde. So erzählte der Bruder Mathäus Franz in Oberlenningen: ‚Meine Mutter sagte zu mir vor dem Eintritt in die Schule: ‚Da darfst du nicht schnaufen‘ (atmen). Nun habe ich gehorcht und das Atmen aufgeben wollen. Ich bemerkte jedoch bald, daß meine Mitschüler doch schnauften, sogar lächelten und sich räusperten. Dann habe ich gepfiffen. Da rief aber der Lehrer: ‚Wart, ich will dir deine Pfeife beschneiden.‘ Der Bruder wollte, wenn er in einer Versammlung dies erzählte, damit sagen, wir seien je und je gar zu fromm, und dann schlage es auf einmal wieder ins Gegentheil um.

Mir durfte bei dem Beginn meiner Schuljahre vor dem Lehrer nicht grauen; er war ja mein leutseliger, milder, freundlicher Vater. Derselbe war mit Leib und Seele in seiner Schularbeit und konnte wohl sagen: ‚Ich bin sehr gerne in meiner Familie oder an einem Ort, wo das teure Wort Gottes rein und lauter verkündigt oder besprochen wird, aber das süßeste Gefühl habe ich in meiner Schule.‘

Unvergeßlich sind mir die Sonntage. Da ging der Vater gern, wenn Kirche und Versammlung vorüber waren, mit uns Kindern hinaus auf einen stillen, waldigen Bergvorsprung. Da lagerte man sich, und der Vater teilte Altes und Neues aus dem Schatz seines Wissens und Gedächtnisses mit. Und am Schluß hieß es dann: ‚Netzt wollen wir auch noch ein Lied anstimmen und in das stille Tal hinunter ertönen lassen‘, und da wurde manches fröhliche Loblied gesungen.

Den Kindern Freude zu bereiten, war den Eltern das größte Vergnügen. Wieviel Mühe gab sich der Vater, wenn es galt, den Weihnachtsbaum mit eßbaren und nicht

effbaren Kostbarkeiten zu behängen. Die Eltern hatten viele Patenkinder, und bis diese alle mit Christbescherungen bedacht waren, so hatte das Geldtäschchen manche ‚Erleichterung‘ erfahren; allein der Vater sagte: ‚An unsern eigenen Kindern darf es nicht ausgehen.‘ Und welche Freude bereiteten uns die Geschenke von unsern Paten, namentlich den Korntalern. Da rückte eine große Küche an, oder ein Baukasten, oder ein stolzes hölzernes Kofz.

Einem dieser meiner Kofse ging es sehr schlecht. Ich wollte, nachdem es mir längere Zeit mit großer Hingebung, Stille und Geduld gedient hatte, es anatomisch untersuchen und spaltete deshalb den schön geformten Holzleib. Hat das darauf hingewiesen, daß ich Oberflächlichkeit später nicht lieben werde, oder auf sonst etwas, ich weiß es nicht.

Auch ein Buch kam übel weg. Man fand mich einmal hinter den Betten, wie ich ein Blatt um das andere ans jenem Buch herauschnitt. Was für ein Instinkt hat mich wohl damals getrieben? Wahrscheinlich war ich, völlig unbenußt, der Meinung, daß es der Bücher zu viel gebe. Dieser Ansicht huldige ich auch jetzt noch. Das hatte ich von den Eltern geerbt. Meine Eltern hatten, trotzdem sie sehr wenig außer der Bibel lasen, so viel Einsicht, Verstand, Weisheit und Beurteilungsgeschick, viel mehr als viele Bücherwürmer, viel mehr als manche ungläubigen Professoren.

Die Musik habe ich von Jugend auf geliebt. Der Vater war für die damalige Zeit ein gewandter Klavierspieler. In freien Abendstündchen konnte er so ins Phantasieren hineinkommen, daß es ein Vergnügen war, ihm zuzuhören. Am meisten ergöhte es aber uns Kinder, wenn er uns auf dem Klavier den Krieg vorführte. Zuerst kam das Trompetenstücklein, hernach folgten Kanonenschüsse. Diese wurden dadurch hervorgebracht, daß der Spieler mit der ganzen flachen Hand auf die Baß Tasten schlug, also verschiedene Töne zugleich hervorzauberte. Dann folgte das Gewehrfeuer. Alle Finger hatten heftige Arbeit, und

immer wieder folgte Kanonendonner. Jetzt wimmerten die Sturmglocken, weil die beschossene Stadt in großen Brand geraten war. Nochmals schreckvolles Kanonengekrach und Infanteriegewehrfeuer, hierauf Zigeunermusik — und endlich, nach ruhmvollem Kampfe, der prachtvolle, weittönende Siegesmarsch.

Von den Vettern und Basen, die oft nach Hülben zu Besuch kamen, waren es namentlich zwei, mit denen mein Herz in der Jugend eng verbunden war: Gottlob Warner, der spätere Elberfelder Pfarrer, und Samuel Kullen, der als Pfarrer in Beirut in Syrien gestorben ist. Sie waren beide ungefähr in demselben Alter wie ich. Eines schönen Tages erhielt ich einen Brief von ihnen, ich solle auch am nächsten Dienstag in ein näher bezeichnetes Schlafgemach gehen und das dort befindliche Bett aufdecken, ich werde einen Schatz darin finden. Was fand ich dort zur verabredeten Zeit? Die beiden von Korntal angekommenen Vetterlein, angekleidet, im Bett versteckt. Wir verlebten oft schöne Ferientage zusammen. Abends, wenn wir zur Ruhe gingen, sagten beide Vettern noch ein erbauliches Lied oder irgend ein liebes Wort Gottes, und ich den 91. Psalm.

In einer Vakanz war den beiden Vettern vom Onkel Kullen der Auftrag gegeben, sie sollten auch ein Tagebüchlein führen. Nun wurden kleine Heftchen eingestochen, aber es ging mit den Einträgen nicht hoch her. An vielen Tagen hieß es: ‚Nichts Besonderes.‘ Die Sache gefiel mir aber sehr, und vielleicht sind jene Tagebüchlein die Ursache, daß ich in späterer Zeit vom Jahre 1844 bis auf diesen Tag solche führe. Allerdings sind meine Tagebücher mehr äußerer Art, weniger Mitteilungen vom inneren Leben. Bei solchen inneren Rundgebungen kann sich leicht die Gefahr von Selbstbespiegelung und ähnlichem einstellen.

Die Besuche aus Korntal erwiderten wir öfter. Ich durfte einmal sechs Wochen in der schönen Gemeinde zubringen. Bei dieser Gelegenheit sollte mich mein Onkel

Kullen zugleich beobachten, ob ich wohl die Fähigkeit habe, die Gottesgelehrsamkeit zu erlernen, da die beiden Vetter sich derselben zuwandten. Ich hatte aber keine Lust zur Theologie, und sagte mehr als einmal: ‚Ich will werden, was mein Vater ist.‘ Und heute bin ich noch froh, daß mir das Amt eines Pfarrers nicht geworden ist. Das Studiren der wöchentlichen Predigten wäre mir höchst wahrscheinlich keine Lieblingsfache geworden, ich hätte mir aber dabei den Vorteil zu erlauben gesucht, daß ich schon Montags die Predigt auf den künftigen Sonntag gemacht hätte, um vom Dienstag bis Samstag erleichtert und froh mich bei dem Gedanken zu fühlen: ‚Sie ist doch schon fertig!‘ Müßig hätte ich aber an den genannten Tagen doch nicht gehen wollen, denn bei Predigern ist die Tätigkeit unter der Kanzel fast wichtiger als die auf der Kanzel. Dagegen hätte ich die öffentlichen Kinderlehren unstreitig gerne besorgt, denn mit jungen Leuten spreche ich, wenn zugleich Erwachsene und Alte zuhören, mit Lust. Man kann dies und jenes für beide Teile sagen, was man nicht so leicht könnte, wenn nur Alte Zuhörer sind; auch kann man eine Darstellungs- und Mitteilungsform gebrauchen, die Jungen und Älteren gefällt, die aber doch nicht ganz passend scheinen würde, wenn nur Alte anwesend wären.

Unsere Magd Bäbele war uns wie eine Mutter, und es war dem lieben Vater nicht leicht, als er ihr in Böhren zur Hochzeit die Staffeldrede — die Rede wurde von der Treppe, der ‚Staffel‘ eines Hauses aus gehalten — halten mußte. Er legte derselben die rührenden Worte zugrunde: ‚Ich befehle euch unsere Schwester Phöbe, daß ihr sie aufnehmet in dem Herrn, wie sich's ziemet den Heiligen, und tut ihr Beistand in allem Geschäfte, darinnen sie euer bedarf. Denn sie hat auch vielen Beistand getan, auch mir selbst.‘

Bei dieser Hochzeit bot mir der liebe Bräutigam auch Bier an. Ich hatte solches noch nie gekostet, und es mundete mir nicht im geringsten. Seit jenem Jahre 1835 bis auf den heutigen Tag habe ich wenigem Bier zugesetzt. Ich

wünschte, daß in dieser Beziehung alle meine Mitmenschen wären wie ich, der ich ein armer Sünder bin. Wie viel Kummer, Jammer, Noth, Sorge, Zwist, Armut, Abkürzung der lieben Gnadenzeit hat das viele Biertrinken veranlaßt! Der liebe Gott erbarme sich über viele, daß sie nicht mit dem reichen Mann in der Hölle Durst leiden müssen!

Von den Eltern erhielt die Braut unter anderen Geschenken eine Anzahl schöner Zinnteller. Wenn wir nun in den nächsten Jahren einen Besuch bei ihr und den Thriegen machen und auch über Mittag bleiben durften, so freuten wir Kinder uns über die blanken Geräte, die lange Zeit frei blieben von Einschnitten, denn sie kamen nicht häufig in Gebrauch, da auf irdenen Tellern gegessen wurde. Zudem verirrte sich Fleisch, das man hätte schneiden müssen, selten auf den Tisch dieses einfachen Hauses.

Unsere Welt und Zeit wäre viel besser daran, wenn jene frühere, lobenswerte Einfachheit wieder zur Herrschaft käme und nicht so viel Bier, Wein und Branntwein verbraucht würden.

Als die Zeit meiner Konfirmation heranrückte, erhielt ich den ersten Unterricht von dem Pfarrverweser B. Er legte bei demselben das gute Konfirmationsbüchlein von Dekan Hartmann, dessen Predigten von vielen hochgeschätzt wurden, zugrunde. Ich zog aber leider wenig Gewinn aus den für aufmerksame Hörer gewiß guten, erbaulichen Unterrichtsstunden. Das kurze Gesicht, das der Lehrherr hatte, erlaubte uns Jüngeren, ziemlich stark achtlos zu sein, und wir flochten, in den hinteren Schulbänken sitzend, Kettchen von Roßhaaren. (Dessen ihr euch jetzt schämet.) Lehrer, behalte alle deine Schüler unverwandt im Auge!

Den zweiten und letzten Vorbereitungsunterricht zur Taufbundeserneuerung empfing ich von dem Dekan Dr. B., einem durch Herausgabe von Werken der Weltgeschichte berühmten Gelehrten. Mein Vater erteilte wöchentlich auch Konfirmationsunterrichtsstunden, damit die Geistlichen nicht

gar zu oft den mühsamen, im Winter je und je auch verschneiten Pfad von Dettingen machen mußten. Dem oben genannten Dekan Dr. Z. kam er recht nahe; derselbe achtete seinen Schulmeister, was er auch dadurch zu erkennen gab, daß derselbe ihm sein jüngstes Kind aus der Taufe heben mußte.

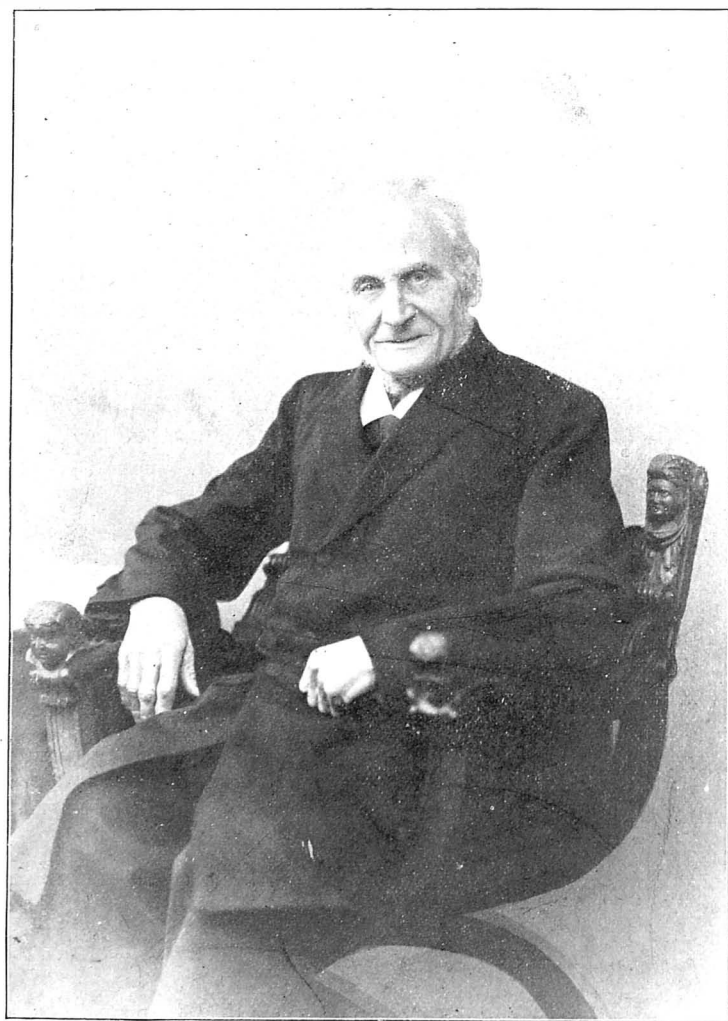
Bei der Einsegnung bekam ich folgendes Verzeihen als Dankspruch:

„Wahrheit ist das Wort des Herrn,
Lies und hör' es immer gern!
Mehr als alle Schriften lies es,
Mehr als alle Bücher üüb' es.
Wohl dir, wenn zu jeder Zeit
Seines Wort's dein Herz sich freut!“

Am Morgen meines Festtages war ich sehr gerührt, die liebe Mutter weinte auch. Bei ihr waren es wohl Ergüsse des bestmeinenden, gottergebenen Herzens, bei mir spielten vielleicht auch Bewegungen des feierlich gestimmten Gemüths mit. Mein Onkel Kullen aus Norntal schrieb mir einen schönen Brief des Inhalts, ich solle auch jene Worte beten:

„Nimm gar, o Gott, zum Tempel ein
Mein Herz hier in der Zeit!
Ja, laß es auch dein Wohnhaus sein
In jener Ewigkeit!“

Dazu verehrte er mir das Gebetbuch seines Pfarrers in Norntal, des unvergeßlichen späteren Prälaten Kapff. Warum tat er dies, der liebe Mann Gottes, der eines solchen Hilfsmittels nicht bedurfte? Er stand in fortwährendem Gebetsumgang mit Gott. Und das Gebet war für ihn kein ‚Muß‘, sondern ein ‚Darf‘, ein Privilegium, dessen er sich ebenso freute, und bei dem es ihm gerade so wohl war, wie dem Vogel, wenn er freie Luft atmen, und dem Fisch, wenn er in großer Sicherheit im lautern Wasser schwimmen darf. Er ahnte, als er mir jenes Gebetbuch gab, vielleicht, daß ich, was öffentliche Gebete anbelangt, keine be-



sondere Gabe habe. O wie zitterte ich bei meinem ersten Gebet nach einer Abendstunde hier, die mein Vetter Samuel Kullen gehalten hatte; er hatte mich eigentlich zu dem Gebet genötigt. Sollte mir jenes Gebetbuch zugleich als Anleitung zu derartigen Gebeten dienen? Schwerlich! Das Beten soll gewiß nicht in Büchern gelernt werden. Es ist eine Sache des Herzens. Und ich kann meine liebe Schwiegermutter gut verstehen, der solche kleinen Gebetsstündchen nicht recht heimelig waren, bei denen man den Eindruck bekam, dieses oder jenes Gebet sei vorbereitet oder mit schönen Worten ausgedacht worden.

Sprich auch öffentlich zu deinem HErrn und Heiland, wie dein Herz dich treibt. Je einfacher, desto besser! Wie habe ich mich seinerzeit über die einfachen Gebetsworte gewundert, die der sehr geachtete, gelehrte Gottesmann Gess, früher am Missionshause in Basel, später als Professor der Theologie tätig, sprach beim Begräbniß seines Schwiegervaters! Der bekannte Pfarrer Rein in Nonnenweier hat oft nur die wenigen Worte zum Beginn einer Versammlung gesprochen: ‚HErr, segne uns! Amen!‘ Ein anderer bekannter Gottesmann hat ausdrücklich den Rat gegeben, man solle sich beim öffentlichen Gebet kurz fassen. Wie kurz ist das Vaterunser! Freilich alles mit Ausnahme; man soll kein Gesetz machen. Dem Bruder Joseph Lamparter war solche Gebetsgabe verliehen, daß auch lange, lange und viele Bitten und Dankfagungen nicht ermüdeten. Doch wird jedenfalls in diesen Dingen jenes Wort Römer 12, 1 nicht unberücksichtigt bleiben dürfen, wo vom vernünftigen Gottesdienst die Rede ist.

Unvergesslich ist mir eine Aeußerung meines Vaters, die er tat in meiner Konfirmationszeit. Als der Schneider einige Tage vor der Konfirmation die Kleider brachte, und ich sie anzog, sagte mein Vater: ‚So, äußerlich wäre jetzt alles recht; wenn es innerlich auch so ist, dann steht es gut.‘

Nach dem Austritt aus der Schule im April 1841
Aus einem schwebischen Dorfschulhause.

bereitete ich mich auf das Seminaristen-Examen vor. Präparandenanstalten gab es noch keine, und die Schulamtszöglinge hatten nur drei Jahre in einem Seminar oder in einer Privatbildungsanstalt zu verbleiben; sie konnten auch von einem tüchtigen Schulmann vorbereitet werden. Letztere Erlaubnis wurde auch meinem Vater erteilt. Ehe er mich aber in die Vorbereitung nahm, mußte ich ein Examen in Esslingen machen, das mir die Berechtigung zum Schulamtszögling gab. Ich bestand die Prüfung und wurde damit Landinspizient.

Mein Lerngeschäft, das im Jahre 1842 bei meinem Vater begann, nahm allerdings keinen so geregelten Fortgang wie bei meinen Altersgenossen im Seminar. Im Februar 1843 fuhr gänzlich unerwartet das merkwürdige Gefährt des Onkels Kullen aus Korntal vor unserm Schulhause vor; der Kutscher brachte die Weisung, ich solle mich alsbald zu unserm Onkel Barner ins Armenhaus nach Korntal begeben. Derselbe sei schwer erkrankt, und ich solle seine Schule besorgen. Was war zu machen? Die Eltern und ich mochten nicht nein sagen, und so reiste ich am folgenden Morgen ab. Meine Mutter sagte beim Abschied: „Ich gönne es dir, daß du gleich so dran mußt und eine schwere Aufgabe bekommst. Dadurch bist du auf den lieben Heiland geworfen; man wird dich nicht zum Beten mahnen müssen; die Verhältnisse treiben selber!“

Ich wohnte nun im Armenhause, die große Schule mit gut unterrichteten Kindern war mir übergeben, — und ich war noch nicht 16 Jahre alt. Die Disziplin machte mir viel zu schaffen, wie sich leicht denken läßt. Da besuchte mich hin und wieder in meiner Schule Pfarrer Kapff und mahnte die Kinder zum Bravsein; es werde für sie ein Unsegen sein, wenn sie mir mein Amt sauer machten. Besonders angenehm war es für mich, daß meine Schwester Wilhelmine zu gleicher Zeit am Töchterinstitut Lehrerin war. Als der kranke Onkel Barner genas, durste ich um die Osterzeit wieder heimkehren.

Nach kurzer Zeit durfte ich aber wieder als Schüler nach Korntal zurückkehren. Ich wurde Zögling des dortigen Knabeninstituts. Neben dem guten Unterricht, den ich genoß, hatte ich in jenem Jahr in Korntal reichen geistlichen Segen. Predigt und Kinderlehre des Pfarrers Kapff, der durch seine Predigtbücher und sein Kommunionbuch weithin bekannt ist, brachten mir reichen Gewinn. Nach der Kinderlehre besuchte ich die Erbauungsstunde, die im Sommer bei geeigneter Witterung im Garten des Töchterinstituts unter einem Apfelbaum gehalten wurde. Es waren verschiedene Bänke in Kreisform dort angebracht. Herrliche, herzergreifende und tröstende, mutmachende und zur Buße reizende, kräftig nährenden geistliche Speise wurde geboten. All die einzelnen alten Brüder sind mir unvergesslich. Für mein Herz waren diese Stunden von großem Wert. Auch die Versammlungen abends im Saal, dem gottesdienstlichen Raum der Gemeinde, versäumte ich nicht.

Ein weiterer Segen und leiblicher und geistlicher Nutzen war für mich der Umstand, daß ich im Armenhause mit dem Lehrgehilfen des Dnkels Barner in einem Zimmer wohnte und schlief. Er wurde mein väterlicher Freund. Nach der Sonntagsversammlung ging er am Nachmittag oft mit mir in den Wald, und wir beteten in einem aufgegebenen, verlassenen Steinbruch auf den Knien. Unsern Zimmerspiegel hängte er oft umgekehrt an die Wand, damit wir uns nicht in Selbstgefälligkeit bespiegelten. Weil er schon älter war, und erst, nachdem er das Schuhmacherhandwerk tüchtig erlernt hatte, sich im Seminar zu Lichtentern noch zum Lehrer ausbilden ließ, so fiel es ihm sehr schwer, sich neben seinem Schulamt noch auf die Lehrgehilfenprüfung, die er noch nicht bestanden hatte, vorzubereiten. Vielleicht wäre er glücklicher gewesen, wenn er sein Handwerk nicht verlassen hätte. Er rief einmal aus: „Ich möchte lieber das Ewigkeitsexamen machen, als das beim Konsistorium!“ Da meine Unterrichtsstunden im Sommer schon morgens gegen sechs Uhr begannen, so

mußte ich ziemlich früh aufstehen, was mir damals nicht immer leicht werden wollte. Des Sonntags wollte ich gerne länger schlafen; aber mein Zimmergenosse war nicht damit zufrieden, und mit den Worten des weisen Salomo: ‚Schlafe noch ein wenig, schlummre noch ein wenig, schlage die Hände ineinander ein wenig, daß du schlafest, so wird dich die Armut überfallen, wie ein Fußgänger, und der Mangel, wie ein gewappneter Mann‘ (Sprüche 6, 10. 11) suchte er mich in senkrechte Stellung zu versetzen.

Bei meinen Mitschülern war ich im allgemeinen wohl gelitten. Unter ihnen war auch Albert von Suckow, Sohn des Obersten von Suckow, der mir besonders zugetan war. Derselbe war schon im Jahre 1870 Kriegsminister, erhielt hohe Auszeichnungen und starb im Ruhestande in Baden-Baden. Von dort grüßte er mich noch einmal zu meiner großen Freude mit einem Briefe und seinem Bildniß.

Als die beiden Vettern Gottlob Varner und Samuel Kullen ins theologische Seminar eintraten, der erstere in Schöntal, der andere in Blaubeuren, durfte ich sie mit ihren beiden Vätern und meinem Vater zur Aufnahme dorthin begleiten. Zu erbaulichem Eindruck wurde meinem Vater in Schöntal, daß an dem Zimmer, dem Kasten, dem Pult und andern Dingen schon, ehe wir ankamen, der Name Varner angeschrieben war. So werde es, meinte er, auch im Himmel in des Vaters Hause sein; da werde bei den vielen Wohnungen auch angezeichnet stehen, welche davon ein hinübersehendes Kind Gottes sein eigen nennen dürfe nach Gottes großer Barmherzigkeit.

Im Frühjahr 1844 kehrte ich ins Elternhaus zurück, um mich auf die im nächsten Jahre mir bevorstehende Lehrgehilfenprüfung vorzubereiten. Schon im Dezember mußte ich unvermuteterweise Stellvertreter für einen kränklichen Lehrgehilfen in Grafenberg werden. An meinem Schullehrer hatte ich einen wackeren, gläubigen Prinzipal. In meinem Kosthause bekam ich einen guten, kräftigen

Tisch. Es ist mir eindrücklich geblieben, wie meine Kostwirthin immer so besonders dankbar war für das tägliche Brot. Sie hatte das teure Jahr 1817 mit durchlebt und wußte gesunde, kräftige Nahrung zu schätzen. Mein Zimmer war mit einem schlechten Ofen versehen, weshalb ich mich mit Einheizen nicht abgeben wollte. So konnte es geschehen, daß Waschwasser und Schwamm morgens eingefroren waren. Aber ich blieb recht gesund und gutes Mutes.

Der Aufenthalt in Grafenberg dauerte nur einen Monat. Im Januar 1845 wurde ich nach Hülben, in den lieben Heimatort, als Provisor berufen. Und ich wurde wieder ganz Kind im Elternhause. Meine Besoldung ließ ich meinen Vater einnehmen. Hatte ich Geld nötig, so wurde es mir, ohne daß ich darum bat, gereicht. Die Mutter wollte eigentlich auch kein eigenes Geld haben. Der Vater mußte auszahlen. Ich für meinen Teil halte es anders und habe Mitleiden mit Frauen, die den Gemahl um jeden Zehner bitten müssen.

Im Familienkreis hatten wir eine gar liebliche Zeit. Als auf den Wunsch der Mutter die Schwester Wilhelmine ins Elternhaus zurückgekehrt war, waren alle sechs Kinder zu Hause. Da hallte unser Haus oft wider von Gesang und Musik. In diese Freude hinein kam dann aber eine große Trübung, die Krankheit und der Heimgang der theuren Mutter im Jahre 1847.

Mein Vater ging nach der Mutter Tod mit alter Treue all seiner Arbeit nach; da und dort merkte man doch die Spuren des Alters. Ein stilles Heimweh nach der entschlafenen Mutter hat ihn nie mehr verlassen. Nach der Unruhe des Sonntags war er oft abends müde. Er hätte dann gerne gesehen, wenn ich die Abendstunde übernommen hätte. Ich war zu schüchtern dazu, und jetzt noch darf ich mich damit trösten, daß der liebe Heiland sein Lehramt auch erst im dreißigsten Jahr begonnen hat. Mußte

ich, wenn der Vater verreist war, dennoch für ihn einstehen, so las ich eine Predigt vor, und die Brüder beteten vor und nach der Versammlung.

Die Schwestern mußten nun die Last des großen Haushaltes auf sich nehmen und lernen, sich die täglichen Übungen in demselben gefallen zu lassen. Allerdings halten wir Menschenkinder da manches für ein Leiden, und, genau besehen, ist es keines. Eine Hausfrau hat etwa ein Dienstmädchen, das gar langsam, oder das flink, aber unpünktlich, oder das schwätzig und redselig, oder das neugierig und wißbegierig am unrechten Orte ist; immer wieder wird es der Hausfrau schwer, sich darein zu schicken. Auf einmal wird der Hausherr krank und stirbt nach drei Tagen: die Besoldung fällt weg, das Vermögen ist sehr klein! Bei der Witwe reicht's nicht mehr zu einer Magd. Wie oft jammert sie: ‚Ach hätte ich meinen teuren Mann wieder, ich wollte nicht einen Klagen über ein Mädchen mehr über meine Lippen gehen lassen.‘

Ich las unlängst, daß ein junger Mann eine Seereise machen mußte. Er hatte einen Begleiter, der dieselbe aus Vergnügen, und um seine Kenntnisse zu bereichern, unternahm. Ersterer murrte und klagte fortwährend über die Schiffskost, über die Seekrankheit und über alles Mögliche und Unmögliche. Der andere war stets lustig, heiter und munter. Was jenem unerträglich schien, machte diesem Spaß. ‚Es ist doch großartig schön, auch einmal seekrank zu sein und von mächtigem Sturme ordentlich geschaukelt zu werden‘, das war seine Auffassung der Sachlage. Und beide hatten doch das ganz gleiche Schicksal.

Das Jahr 1848 brachte auch in unser nicht an der Weltstraße gelegenes Dörflein Aufregung. Es wurde durch den seltsam eigentümlichen Franzosenlärm, der so viele Städte und Orte erschreckte, beunruhigt. Unser sehr lieber Pfarrer Kapff, der Helfer in Dettingen war, flüchtete sich auch hierher, und ein anderer Beamter, der seinerzeit geäußert hatte, er kenne das Wort ‚Furcht‘ nicht dem Namen

nach, floh auch von seinem Posten. Doch zogen die Gewitterwolken vorüber, ohne sich zu entladen.

Auch nach dem Hinscheiden der Mutter besuchte der Vater die Monatsstunden fleißig; ich durfte ihn gewöhnlich begleiten, was das Amt um so mehr erlaubte, als des Samstags im Sommer keine Schule war. Dafür wurde an regnerischen Nachmittagen der Woche Schule gehalten. Die Monatsversammlungen in Dettingen, Würtingen, Zainingen bestanden schon seit langer Zeit. Und es gab in jener Zeit eine ganze Schar wackerer Brüder, die manchem zum Segen wurden. So durfte sich auch der Vater, der sich mit ihnen allen in herzlicher Liebe verbunden wußte, nicht vereinsamt fühlen.

Bei denselben machte sich übrigens jetzt ein allmähliches Abnehmen der Körperkräfte bemerkbar, und wir merkten wohl, daß es sich nicht erfüllen würde, was eine Zigeunerin, die den Vater den Geldbeutel öffnen sah und auf eine größere Gabe begierig war, ihm geweissagt hatte: ‚Sie werden neunzig Jahre alt.‘ Die Schwestern bemühten sich, ihm in der äußeren Pflege und Wartung nichts abgehen zu lassen. Sein Aussehen blieb lange Zeit gut; er hatte rote Wädschen und im Alter noch jugendliches Wesen. Das zeigte sich namentlich, wenn er seinen Gästen etwas erzählte.

Das Jahr 1847 brachte uns ungewöhnlichen Obstsegen. Die Zeitung berichtete in jenen Tagen, ein Mann habe zwei Säcke Kartoffeln ins Oberamt Urach gebracht und einen Gegentausch dafür gemacht, bestehend in zwanzig Säcken guten Obstes. Da ließ es unser Vater nicht fehlen, uns mit diesen gesunden Früchten reichlich zu bedenken. Kam eine Verkäuferin vom benachbarten Thal mit einem Korb prächtigen Obstes, so kaufte er nicht selten den ganzen Korb. Wenn er sonst einmal weniger kaufte, so las er nicht die schönsten heraus; ‚die andern müssen auch fort,‘ meinte er.

In dieser Zeit war in geistlicher Hinsicht die vier-

jährige Wirksamkeit des früheren Korntaler Pfarrers Kapff in Münsingen ein großer Segen für die ganze Alb. Die Münsinger Kirche konnte kaum die vielen Zuhörer fassen, die auch von benachbarten und entfernteren Orten zu seinen Predigten herbeikamen. Meinen Vater liebte und achtete er sehr. Als er seinerzeit in Münsingen aufzog, und im Gasthaus zur Post in Urach die Münsinger Herren ihn begrüßten, sah er unter den Versammelten auch meinen Vater. Schnell lief er auf ihn zu, ihn mit herzlichem Kuß bewillkommend. Es schien dem edlen Mann Gottes, der so gerne die Worte anführte: ‚Und laß mir in dem Weltgetümmel die Ewigkeit sein vorgestellt‘, eine besondere Gnade und Freude zu sein, daß er an fremdem Ort, inmitten von Unbekannten, einen Bruder im Herrn erblicken durfte. Auch in seinen Predigten ‚hing er den Schild weit hinaus‘ und ließ klar erkennen, daß er sich mit aller Entschiedenheit zu Gottes Volk halten wolle. Er durfte in seinem Leben viel Lob, Anerkennung und Ehre erfahren, aber auch an Demütigungen fehlte es nicht. Er gab einmal später eine Anzahl seiner Predigten in Druck mit dem Titel: ‚Gewünschtes und Geschmähtes‘. Wieviel seine verschiedenen Erbauungs- und Predigtbücher, namentlich auch sein Kommunionbuch Segen schafften und noch wirken, ist Gott allein bekannt. Wieviel trefflichen Wahrheitsamen durfte er später als Prälat und Stiftsprediger in Stuttgart austreuen; wie vielen auch durch seine Korrespondenz mit gutem Rat, mit Hilfe und Beistand dienen!

Im Jahre 1848 mußte ich mich bei der Soldatenaushebung in Urach einstellen. Mit meinen singenden Altersgenossen ging ich nicht; mein lieber Vater begleitete mich hinunter. Ich zog die Losnummer 102, hätte demnach Soldat werden müssen, wenn ich nicht als Lehrer frei geworden wäre. Dazumal wurden alle Schullehrer ohne Musterung frei. Mein Vater bewirtete meine Schulkameraden im Gasthause zur Post und gab ihnen den Rat, sie sollen, wenn je gesungen würde, ein Lied des Gefang-

buches anstimmen. Die Entschuldigung, sie hätten keine Bücher, war eine nicht böse gemeinte Ausflucht; auch eine triftigere hätte nicht vermocht, dem im Volksleben so lang und tief eingewurzelten Unfug zu wehren. Das Singen von Volks-, Soldaten- und Vaterlandsliedern würde man ja nicht ungern hören, aber es wird auch Anstößiges und Unpassendes gesungen, und, was das Hauptübel ist, viel zu viel getrunken. Wäre ich in die Linie der Wehrmänner eingereiht worden, so hätte sich wahrscheinlich bald Angst und Sorge in unserer Familie eingestellt, weil die Unruhe des Franzosenlärms und in Verbindung damit viel Kriegsgerüchte die Herzen vieler schreckten und ängsteten.

Während jener Zeit wurde ich für einige Wochen als Hilfslehrer zu dem erkrankten Schullehrer in Neuhausen a. d. Erms berufen. Für mich war der Aufenthalt dort gewinnreich. Der Prinzipal, ein feiner Mann, unverheiratet, war ein Muster von Ordnung, wie sich wenige finden werden. In der Schule wollte er immer der erste sein, kein Schüler sollte vor ihm ins Klassenzimmer treten; das führte er auch durch und hätte lieber sein Frühstück stehen lassen, als daß er seinem Grundsatz untreu geworden wäre. In seinem Hauswesen und in seiner Schule herrschte peinlichste Ordnung; sein Unterricht war außerordentlich gründlich und lehrreich. Auch in der Versammlung in Neuhausen hatte ich reichen Gewinn und Segen. Doch kehrte ich nach der kurzen Unterbrechung gern wieder ins Elternhaus zurück.

Gern denke ich an den ersten Besuch des Betters Gottlob Barner, den derselbe von seinem ersten Vikariat Sielmingen aus in Hülben machte. Solche Besuche hat er in den nächsten Jahren oft wiederholt. Einmal begleitete ich ihn zu Pferd, da er reitend hieher gekommen war, zurück. Da er nicht wußte, ob er nicht irgend eine Amtshandlung noch übernehmen müsse, weil sein Prinzipal oft von plötzlichem Kopfweh überfallen wurde, so mußten wir den fünf Stunden langen Weg mit unsern Rossen eilen, und da ich

am gleichen Tage wieder zurückkehrte, war ich von dem scharfen Ritt ordentlich durchgeschüttelt und ermüdet. Jetzt in meinem Alter sieht man es mir nicht mehr an, daß ich in jüngeren Jahren Freude am Reiten hatte. Im allgemeinen sah man mich aber doch selten hoch zu Roß. Der Herr sagt: ‚Gehet hin in alle Welt!‘ Zum Besuch von Monatsstunden bin ich wohl nie geritten. Aber auch heute noch in meinem Alter sehe ich gerne einen Reitersmann und Pferde. Wir lesen ja auch in der Offenbarung von weißen Pferden. Zu unserer Hochzeit schenkten uns liebe Geschwister das Bild von der Herabkunft des hochgelobten Heilandes und der Seinigen auf weißen Rossen. Einer unserer Besuche stand einmal nachdenklich vor diesem Bilde und sagte endlich: ‚Diese Pferde haben die Eigenschaft, daß sie nicht jeden aufsitzen lassen.‘ Der Bruder Ulrich Fischer von Zainingen hatte die naive Ansicht, geduldige Pferde, welche durch gar schwere Arbeit und rohe Behandlung viel durchmachen müssen, würden zu oben genannten Schimmeln herangebildet und würdig gemacht zu jenem himmlischen Geschäft.

Der Vetter Samuel Kullen besuchte uns auch öfter von Tübingen aus, wo er noch studierte. Durch denselben wurde mir auch der Mann zugeführt, mit dem mich innige Jugendfreundschaft verband, Theodor L. Derselbe war verwaist; Vater und Mutter waren gestorben. Mein Vater hatte Mitleiden mit ihm und sagte zu ihm die freundlichen Worte: ‚Betrachten Sie mich als Ihren Vater.‘ Das war für den Verlassenen ein herrliches Evangelium. Die Art, wie der Vater in Versammlungen sprach, hatte, wie es scheint, besonders segensreichen Einfluß auf ihn. In Tübingen stand er unter den Segenseindrücken, die von wackeren Professoren, namentlich von Professor Beck, ausgingen, fand auch ernst gesinnte, das Heil wahrhaft suchende Mitstudierende. Auch der Tübinger Gemeinschaft schloß er sich an, in der geistgesalbte Brüder mit dem Worte dienten. Da L. neben seinen trefflichen Gaben und seinem tief-

gründenden Arbeitseifer etwas Kindliches hatte, so sträubte er sich nicht, auf Aufforderung auch in den Versammlungen zu reden, und was er sagte, fiel ins Gewicht; man spürte, der junge Mann steht in der Bekehrung; was er sprach, das kam von Herzen und ging zu Herzen. Mit mir verkehrte er auch einige Jahre nachher noch fleißig durch Briefe, bis sein Weg sich so gestaltete, daß wir auseinander kamen. Damals war er mir zum Segen. Was er redete, wenn er nach meines Vaters Heimgang bei seinen Besuchen die Stunde hielt, drang mir fast immer tief ins Herz. Wir liebten uns wie David und Jonathan. Seine erste Predigt und seine erste Kinderlehre hielt er in Hülben. Aus der letzteren ist mir unvergeßlich geblieben, wie er davon sprach, daß man dem Heiland vor dem Gang nach Golgatha den Purpurmantel auszog und seine eigenen Kleider anzog. So habe der Mensch, wenn es mit ihm zum Sterben gehe, auch seine eigenen Kleider an. Vorher, in gesunden Tagen, prange man manchmal mit fremden Federn, das Kind mit denen des Vaters oder der Mutter, ein Freund mit denen des Freundes; aber im Tode falle das alles ab. Da habe man nur sein eigenes Öl in der Lampe.

Im Sommer 1849 mußten wir auf kurze Zeit einen jungen Schäfer in unser Haus aufnehmen. Demselben wurde einmal ein Schaf gestohlen, und ich mußte beim Obergericht in Urach als Zeuge erscheinen. Das war für mich eine unguete Sache. Die Wahrheit mußte doch treu und gewissenhaft bezeugt werden, und doch verfeindet man sich gewöhnlich hiedurch mit dem Angeklagten. Und doch möchte ich mit jedem Menschen in Frieden stehen. ‚Wenn es möglich ist, so habt mit allen Menschen Frieden!‘ In solchen Fällen wäre vielleicht angezeigt, daß man nachher den Bestraften und Verurtheilten aufsucht und ihm liebend ernst sagt: ‚Ich mußte natürlich die Wahrheit reden; man darf ja doch nie, namentlich vor dem Gericht nicht, lügen; aber ich habe dich doch lieb. Frei-

lich hättest du um keinen Preis in die Sünde willigen, hättest überhaupt in letzter Zeit mehr beten und dich an den lieben Heiland halten sollen! Weil du nun arm bist, so nimm als Zeichen, daß ich nicht mit dir ‚verzürnt‘ sein will, diese kleine Gabe an Geld an. — Gottlob, daß ich kein Oberamtsrichter bin!

Im Jahre 1849 verheiratete sich meine Schwester Sophie mit dem Lehrer Bubeck in Basel.

In demselben Jahre brach für unsern Vater der letzte Winter an. Er versah noch das Schulamt, besuchte auch die Monatsstunden und hielt die hiesigen Versammlungen. Aber die Kräfte nahmen nach und nach ab. Am 12. Juni 1850 durfte er eingehen zu seines HErrn Freude.

So hatten wir also den lieben Vater gehabt. Es hat alles seine Zeit. Wir sollten das manchmal noch tiefer beherzigen. Zeitabschnitte, gewisse Gelegenheiten, Verhältnisse und Umstände gehen für immer vorüber und kehren nicht mehr zurück! Laß dir das ‚Jetzt‘ recht wichtig machen durch die Gnade und die Kraft des lieben Heilandes. Der liebe Vater kam nicht wieder; aber der liebe Heiland blieb. Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit!

2. Der Lehrer in Hülben.

Als Stellvertreter meines Vaters hatte ich Schule und Amt zu übernehmen. Dazu erhielt ich am 20. Juni einen Lehrgehilfen. Die Besorgung des Lehramtes machte mir wenig Sorge; aber unsere Gemeinschaft hatte ihren Leiter, ihren Stundenhalter, verloren. Und es war nicht leicht, sein Nachfolger zu werden. Er hatte eine besondere Gabe, lieblich zu reden und die Wahrheiten des Reiches Gottes durch Erfahrungen, Erlebnisse, Begegnisse und Erzählungen, die er mittheilte, recht eindringlich zu machen. Erzählen konnte er meisterhaft. Wer sollte in seine Stelle treten? Ich war erst 23 Jahre alt, schüchternen Wesens

und im öffentlichen Reden ungeübt. So gab es bei mir manche Sorgen und Bekümmernisse. Im Blick darauf, daß ich Stunden halten sollte, wäre ich lieber nach Amerika ausgewandert oder Stallknecht in einem Wirtshause geworden. Den Propheten Jona konnte ich gut verstehen. Eine Verwandte tröstete mich mit den Worten, es heiße so manchmal im Alten Testament: ‚Dieser oder jener König starb, und sein Sohn ward König an seiner Statt.‘ Der alte Onkel Barner von Korntal sagte zu mir: ‚Dein lieber Vater hat Christian Friedrich geheißen, und du heißt Johannes. Nun mußt du nur nicht meinen, du müßtest der Christian Friedrich Kullen sein, sondern bleibe du der Johannes Kullen.‘ Damit wollte er mir wohl nahelegen, ich soll mir's gefallen lassen, wenn ich auch keine solch gute Stunden halten könne, wie der heimgegangene Vater. Der Heiland kann große Dinge tun und aus nichts etwas machen.

In der ersten Versammlung, die ich zu übernehmen hatte, wurde mir das Reden leicht. Der Stoff war außerordentlich reichhaltig; man behandelte Matth. 5, 17—48. In den Werktagstunden blieb ich längere Zeit unten bei den Zuhörern sitzen, redete also nicht vom Katheder aus. Die monatlichen Brüdertreffen wurden auch ferner fortgeführt, und die alten, anerkannten Brüder sprachen das meiste, wenn ich auch der Vorsitzende sein mußte. Auch hatte ich die Vorbereitungen beim Anmelden zum Heiligen Abendmahl zu besorgen, wenn es bei der Ordnung meines Vaters bleiben sollte. Ehe ich nämlich die Namen der sich meldenden Abendmahlsgäste aufschrieb, wurde zuerst etwas Erbauendes, Ermahnendes oder Zurechtweisendes gesprochen. Einmal erzählte ich dabei jene Fabel: Zwei Wölfe mit vollem Magen jammerten sehr über ihre Verbrechen und bösen Handlungen. ‚So manches Schaf habe ich seinem Lämmchen geraubt,‘ heulte der eine, ‚und habe große Betrübniß angerichtet.‘ Der andere stöhnte in tiefem Leid, und Weh: ‚Ich habe sogar ein Kind seinen Eltern entrissen!‘ Der Bußschmerz war groß, und heiß kam das

Gelübde hervor: ‚Wir werden niemals mehr solche schrecklichen Dinge tun.‘ Jetzt erscheint zufällig ein schönes, fettes Schaf. Der Bußjammer verstummt, und eines der Raubtiere sagt zum andern: ‚Weil das Schaf uns so wunderbar in die Hände läuft, wollen wir es doch noch verzehren.‘ Und das geschieht alsbald. — Unser Heiland will Früchte der Buße sehen.

Das Stundenhalten focht mich lange Zeit an. Daß diese Furcht mich nicht bald verließ, wird ein Segen für mich gewesen sein. Ich las von dem edlen Michael Hahn, daß er bis in sein vierzigstes Lebensjahr von einer gewissen Furcht begleitet worden sei. Dieser Pfahl im Fleisch wird ihn vor Selbstüberhebung bewahrt haben. Der himmlische Erzieher weiß der Wanduhr ein solches Gewicht anzuhängen, daß sie nicht stehen bleibt.

Die Krankenbesuche wurden mir auch nicht immer leicht. Es gibt ja solche Leidende, die, obgleich es bei ihnen dem Abscheiden zugeht, sich nicht recht zur Buße hergeben. Da wurde es mir schwer, auch scharf ernste Ermahnungen zu geben, und ich bewunderte einmal einen Bruder, wie er in sehr ernster Weise mit einem Kranken verkehrte.

Im Jahre 1850 noch im Herbst machte ich meine zweite Dienstprüfung in Stuttgart. Onkel Warner meinte, ich solle sie nicht aufschieben. Die Behörde habe mich in so jungen Jahren zum Schulamtöverweser gemacht; nun solle ich meinen Dank abtatten durch schnelle Beseitigung meines Examens. Vorbereiten konnte ich mich wenig. Die nicht leichten Zwischenspiele in den Chorälen des damaligen Choralbuches konnte ich nicht mehr fertig bringen; dann tat ich das Gelübde, wenn der Herr es mir doch gelingen lasse, so wolle ich sie nach der Prüfung einüben. Dieses Versprechen war für mich bindend. Ich mußte im Examen nur einen Choral spielen und erhielt das Zeugnis ‚gut‘. Nun suchte ich in späteren Jahren mein Gelübde zu bezahlen, und als verheirateter Mann spielte ich noch hin und wieder die schweren Sätze und Melodien, daß meine

Frau mich fragte: ‚Warum spielst du immer Zwischen=spiele und Choräle?‘ — Das Geloben, halte ich dafür, sollte man womöglich unterlassen; wir können ja gar nicht auf uns selber bauen. Hast du aber dennoch ein Gelübde getan, so mußt du es auch halten. Bezahle dem Höchsten deine Gelübde!

Bei meiner sehr unzulänglichen Vorbereitung ging ich nicht ohne Bangen ins Examen hinein; die Anforderungen waren auch nicht ganz leicht; aber der Helfer in aller Not stand mir freundlich und gnädig bei, ich bestand die Prüfung und erhielt ein recht ordentliches Zeugnis.

Du, junger Leser, denkst vielleicht: ‚Ja nun, wenn der liebe Gott so prächtig helfen kann, ist für mich eifriges Lernen nicht sehr nötig; ich verlasse mich auf Ihn.‘ Dann aber beherzige jenes Gleichnis: Ein Vater hatte zwei begabte Söhne, und er ließ sie auf ihren Wunsch beide studieren. Karl war außerordentlich lernbegierig. Von früher Morgenstunde bis in die späte Nacht hinein saß er am Bücher= und Schreibtisch; kein Viertelstündchen wollte er unbenützt vorübergehen lassen. Aber nicht einmal rief er Gott an um seinen Segen zur ernstesten Arbeit. Anton aber dachte: ‚An Gottes Segen ist alles gelegen!‘ ‚Seinen Freunden gibt Er es schlafend.‘ ‚Ich bete nur fleißig und bete immer wieder. Was brauche ich mich mit Studieren so viel anzustrengen. Beten kann retten in allerlei Nöten.‘ — Der Vater kam nach und nach auf die Spur und sagte zu Karl: ‚Wie? Du betest gar nicht und verlässest dich nur auf dich selber, auf deinen großen Fleiß, auf deine Mühe und Arbeit? Beten mußt du, und abermal beten! Der liebe Gott kann dich mit all deinem Wissen zu Schanden machen. Im Examen kann dich der Herr derart verwirren, daß dein Gedankenrad stille steht, und du nicht mehr sagen kannst, wann du geboren wurdest.‘ Zu Anton sprach der Vater: ‚So, du Faulpelz, du stiehlest dem lieben Gott den Tag ab und lebst nur deiner Bequemlichkeit! Lernen mußt du und abermal lernen! Meinst du, der liebe Gott lasse

es den Müßiggängern gelingen? Du wirst im Examen gründlich und glänzend durchfallen. Hast du jenes Sprüchlein noch nie gelesen: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen?“ Also, mein lieber, junger Leser: bete und arbeite!

Die Dienstprüfung war vorüber; man fühlt sich nachher erleichtert, aber gewöhnlich doch nicht in dem Grade, wie man vorher glaubte. Ich konnte nun mit allen Kräften in die reiche Arbeit in Hülben eintreten, mich auch ganz dem Segen hingeben, der aus dem Kreis so mancher wackeren Brüder erwächst. Die Versammlungen nahmen ihren geregelten Fortgang.

Bei der ersten Kirchweihmontagstunde, die ich zu halten hatte, war mir's doch besonders wehmütig bei dem Gedanken, daß vor einem Jahre der wackere Bruder Paulus Vollmer und vor zwei Jahren der teure Vater die Leitung der Versammlung gehabt hatten. Und jetzt waren sie beide in der Ewigkeit! Diese Kirchweihmontagversammlungen wurden schon zu der Zeit meines Großvaters gehalten. Derselbe richtete dieselben aus folgendem Grunde ein. Er sagte, an dem Tage der Kirchweih kämen die weltlich gesinnten jungen Leute bei Tanz und andern nicht guten Gelegenheiten zusammen; damit nun die gläubigen jungen Leute auch ein Vergnügen hätten, müsse man sie sammeln an solchem Tage und ihnen etwas bieten. So richtete er jene Stunden in Hülben ein, die heute noch von vielen jungen Leuten aus der Nähe und aus der Ferne besucht werden. Später gab ich den jungen Gästen einen Psalm und ein Lied zum Auswendiglernen für das nächste Zusammenkommen auf, weil es einem Menschen zu großem Segen gereichen kann, wenn er solche Kapitalien in seinem Gedächtnis anlegt. Zum Schluß erzähle ich dann gewöhnlich noch eine interessante, erbauliche, belehrende oder verwarnende Geschichte, wie etwa folgende:

An einem Weihnachtsabend saß eine gläubige Familie zusammen und sang herrliche Weihnachtslieder. Der zehne-

jährige August hatte aber keinen Gefallen daran, sondern störte seine Geschwister durch Possen und Neckereien; die wiederholte Zurechtweisung und Warnung seines Vaters half nichts. Endlich wurde der Unartige aus dem Zimmer gewiesen. Er ging in seine Schlafstube, und bei hellem Mondscheine legte er sich mit den Kleidern zu Bett, etwas traurig, daß er seine Eltern so kurz vor dem Christfeste noch betrübt habe; seine Geschenke würden, so fürchtete er, nun auch etwas geringer ausfallen. Bald schlief er ein, — aber furchtbarer Lärm erweckte ihn. Das Haus stand in hellen Flammen, und kaum konnte er noch durch die züngelnden Flammen sich retten. Viele, viele Leute umstanden das Haus. Die aufgeregte Menge strengte sich aufs äußerste an, das furchtbare Feuer zu löschen. ‚Mutter! Mutter!‘ rief August immer wieder, sich durch die Ange sammelten drängend. Endlich begegnete sein Blick demjenigen der jammernden Mutter; aber in demselben Augenblick stürzte eine Kiegelwand herab und erschlug die Geliebten. Sein Vater wurde als verkohlter Leichnam aus den Trümmern gezogen, und alle seine Geschwister waren verunglückt; denn während die Familie im ersten tiefen Schlase lag, hatte sich das verheerende Element entfesselt. August war außer sich; er sprang in den Wald, um der Stätte der großen Not zu entlaufen. Unter den ersten Baum warf er sich und stöhnte wie ein Rasender. Gegen Morgen fand ihn sein Onkel. Derselbe konnte nicht reden vor innerer Bewegung, sagte aber nach einigem Schweigen: ‚August, der liebe Gott hat ein ganz entsetzliches Unglück zugelassen. Zu einigem Trost will ich dir sagen, daß du jetzt mein Sohn sein darfst.‘ Der Knabe wollte sich anfänglich nicht trösten lassen, ging aber schließlich mit seinem Onkel. Dieser erzog ihn mit Freundlichkeit, und sehr bald lebte der arme Waisenknabe wieder froher auf. Nach kurzer Zeit aber regte sich auch wieder der frühere Leichtsinn. Er erlaubte sich hin und wieder einen Ungehorsam, kam namentlich aber immer erst nach langem Umhertreiben sehr spät nach Hause.

Die viele Geduld und Langmut des edlen Onkels wurde nicht geachtet, all seine Ermahnungen in den Wind geschlagen. ‚Noch acht Tage,‘ so hieß es endlich, ‚dann mußt du, mein Nefse, unser Haus verlassen, wenn du dir vom Heiland kein anderes Herz schenken lässest.‘ Dazu gab sich der Junge nicht her, und so mußte er das Haus räumen. So schnell als möglich reiste er der Meeresküste zu, ließ sich als Matrose auf einem nach Amerika fahrenden Schiff anwerben und kam nach einigen Wochen glücklich im neuen Weltteil an. Was anfangen? Klug war er, und er wußte, in diesem Lande hat man für sich selbst zu sorgen. Er schlug Steine an der Straße mit großem Fleiß und verdiente ein schönes Geld. Dieses wurde am Sonntag wieder verpraßt. Nach zwei Monaten nährte er sich mit Fischfang; auch bei diesem Geschäft legte er keinen roten Heller zurück. Jetzt wurde er Laufbursche in einem größeren Geschäftshaus, aber nach wenigen Wochen wurde er fortgeschickt. Mehr und mehr kam er herunter. Seine Kleider wurden immer geringer; er wusch sich morgens auch nicht regelmäßig, sondern fuhr am laufenden Brunnen nur flüchtig über das wilde, von der Sünde entstellte Gesicht. So verging ein Jahr um das andere. Endlich fand er in der Stadt N. sehr gut bezahlte Arbeit. Nun schaffte er sich neue Kleider an, spielte den großen Herrn und wohnte im ersten Gasthof der Stadt. Der Oberkellner zeigte ihm abends sein Schlafgemach und stellte die Lampe auf den Tisch, hinter welchem ein riesig großer Spiegel hing. Unwillkürlich sah August beim Auskleiden in den Spiegel, nachdem er lange Zeit dies nicht mehr getan hatte, und was schaute heraus? Ein alter Mann mit völlig grauem Haar, mit runzlicher Stirn, eingefallenen Wangen, glanzlosen Augen. ‚Ist's möglich, um Gottes willen, ist's möglich, daß ich schon so alt bin?‘ Er fiel fast in Ohnmacht. ‚Ach,‘ tönte es in seinem Herzen, ‚bin ich meinem Ende schon so nahe? Ist's möglich? Wo ist denn mein Leben hingekommen, meine frische Jugend, meine mittleren Lebensjahre?‘

Seine Gedanken wogten unſtet durcheinander. Er dachte wieder an das große Brandunglück, an ſeine Verfehlungen des Abends zuvor und an ſeine vielen ſpäteren Sündtaten. ‚O, o, meine Gnadenzeit, die ſo lieblich hätte werden können, iſt hin und für immer hin! Gib mir, lieber Gott, meine Jugend wieder!‘ Aber innerlich hieß es: ‚Sie kommt nie mehr; auf immer verſcherzt!‘ Heiße Tränen ſtürzten aus den Augen, die Beklemmung des Herzens ſtieg aufs höchſte. Seine Füße trugen ihn nicht mehr. Er löſchte das Licht und legte ſich, ohne ſich auszukleiden, — er hatte keine Kraft mehr dazu — auf ſein Lager. Lange konnte er nicht ſchlafen. Schluchzen, Jammern, Herzſtöße ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Endlich ſchlieſ er doch ein. Gewaltiges Herzpochen weckte ihn aber wieder. Das Zimmer war vom Monde beſchienen. Auguſt ſchaut ſich um und ſieht in dem landfremden Gemach einen Schrank, der die größte Ähnlichkeit mit dem Schrank hatte, der in ſeiner Schlafſtube ſtand, als er noch Knabe geſeſen. Lange betrachtete er ihn. ‚Auch jene Kommode kenne ich; — und die große Standuhr! Aber wie kommen dieſe Gegenſtände nach Amerika und gerade in dieſen Gaſthof? Und dort hängt die Guitarre meiner älteren Schweſter. Bin ich denn wirr? Wo bin ich?‘ Er wiſcht ſich die Augen noch mehr aus, ſetzt ſich auf, — und plötzlich hört er ſingen. ‚O lieber Gott, ſo haben gerade auch meine Eltern und meine Geſchwifter in meinen früheren Jugendjahren geſungen. Ich meine, den hellen Sopran meiner lieben Mutter — wie oft wird ſie ſeither im Himmel im höhern Chor denſelben angeſtimmt haben — zu vernehmen und den Baß meines Vaters. Ach, ich meine ſogar ein Weihnachtslied zu hören.‘ Es leidet ihn nicht länger im Bett; er fährt heraus, heraus auch aus dem Zimmer, ſtürzt über den Flur in das Gemach, aus dem die herrliche Melodie erklingt: Wer ſitzt hier? — — — Sein Vater, ſeine Mutter, ſeine Schweſtern, ſein Brüderlein, das Chriſttagslied ſingend: ‚Fröhlich ſoll mein Herze

springen usw.' Er fällt der Mutter in die Arme, laut weinend und rufend: ‚Ach, Allertuerste, du bist ja vor mehr als fünfzig Jahren von der Kiegelwand bei unserm einstürzenden Haus getötet worden, und dich, liebster Vater, dich hat man doch tot aus dem fürchterlichen Feuerherd herausgezogen!‘ — — Wirklich! Die Lieben lebten alle noch; August war noch der zehnjährige Knabe; das Elternhaus war unverfehrt. Alles, was der Sohn scheinbar durchlebt hatte, war ein Traum gewesen, ein Traum, der nur etwa eine Viertelstunde gedauert hatte. Wie unsagbar glücklich fühlte sich der Sohn, daß er kein zitternder Greis, sondern noch ein Knabe war, — und von der Stunde an konnte ihm der große Retter der Seelen, der auch durch Träume schon gewirkt hat, eine solche Gesinnung geben, die seine Eltern zeitlebens hoch erfreute, und die sie stets zu innigem Dank gegen den Herrn trieb.

Seit langen Jahren wurden Missionsbrüderkonferenzen gehalten, um das Missionsinteresse zu beleben, früher jährlich dreimal, später, weil ein Missionsfest regelmäßig am Pfingstmontag gefeiert wurde, zweimal. Meistens wurden sie gut besucht und waren reich gesegnet. Der bekannte Apotheker Scholl von Stuttgart leitete sie in jener Zeit nach meines Vaters Tod; ich wurde jetzt auch nach und nach mehr zum Reden aufgefordert. Diese Konferenzen bestehen heute noch.

Die Persönlichkeit des Apothekers Scholl hat sich mir tief und unbergänglich eingeprägt. Zwei Erzählungen, die er sehr spannend vorzutragen wußte, hörte ich gar gerne:

Napoleon I. inspizierte einst bei einem Feldzuge die Wachtposten. Er fand einen, der in tiefen Schlaf versunken war. Sachte nahm er dessen Gewehr und ging auf und ab, Wache haltend. Auf einmal erwacht der Müde. Zu Tode erschrocken fällt er vor der Majestät nieder; er weiß, daß er nach dem Kriegsrecht das Leben verwirkt hat. Großherzig und edelmütig sagt der Kaiser zu dem Zitternden: ‚Sei getrost, mein Sohn, dein Posten war gut ver-

sehen! — Derjenige, der das Gesetz der Todesstrafe gegeben hatte, hatte es erfüllt, und so konnte dem Missethäter Gnade zuteil werden.

Wieder einmal hielt derselbe Napoleon Heerschau. Als er, um die Front der langen Linie abzureiten, auf sein Pferd steigen wollte, scheute dieses und jagte im Galopp davon, an der Front entlang. Ziemlich weit unten fällt ein Grenadier dem Pferd in die Zügel und bringt es der kaiserlichen Majestät. Diese empfängt ihn mit den Worten: ‚Ich danke dir, Hauptmann.‘ Bei welcher Kompagnie?‘ fragt der Glückselige, der das Wort verstanden hatte. ‚Beim Generalstab.‘ Als bald begibt sich der Neuernannte zu demselben, macht seine Ehrenbezeugung und stellt sich in die Reihe seiner neuen Kollegen. ‚Sie, Gemeiner, machen Sie doch, daß Sie an Ihren Platz kommen!‘ Er antwortet ruhig: ‚Soeben hat mich der Kaiser zum Hauptmann gemacht.‘ ‚Sie haben ja gar keine Uniform und Abzeichen. Nur fort!‘ Getroßt erwidert er: ‚Der hohe Herr, der mich zum Hauptmann befördert hat, der wird wohl auch für die Uniform sorgen.‘ Und richtig, bald darauf bringt ein kaiserlicher Diener dieselbe: — der liebe Heiland, der uns aus der Finsternis der Sünde in das Reich des Lichtes gerufen und versetzt hat, der uns begnadigt hat, sorgt auch für das hochzeitliche Kleid, für die Heiligung, wenn wir uns Ihm hingeben.

Der Apotheker Scholl hatte etwas sehr Freimütiges. Als er in dem Sturmjahre 1848 auch mit der sogenannten Bürgerwehr exerzieren mußte, und sein Offizier bei der Übung nicht wenig fluchte, so bat er diesen Herrn, es doch unterlassen zu wollen, und siehe, seine Mahnung war nicht vergebens.

Als Schulamtsverweser hatte ich auch die Reden an den Gräbern der Kinder und der Älteren zu halten. In der Regel fertigte ich solche ungern. Manchmal ist es auch nicht leicht, an Gräbern zu sprechen. Beerdigungen von

Kindern sind leichter als die andern. Wenn die Erwachsenen alle bekehrt wären und selig aus dieser Zeit scheiden könnten, so ließe sich dies und jenes Böbliche aus ihrem vergangenen Leben zur Erbauung, Nachahmung und Ermunterung für die anwesenden Teilnehmer nennen, und der Herr über Leben und Tod könnte mit warmen Worten gepriesen und gelobt werden für die viele Gnade, die Er den Entschlafenen erwiesen; aber je und je liegt im Sarge ein armer Sünder, der manches Ürgerniß durch Trunksucht, Rohheit, Unbotmäßigkeit oder anderes gegeben, und der sein Herz nicht mehr zur Buße wenden konnte; da kann man doch nicht loben, nicht selig preisen, und wenn man scharf anzüglich spricht, so tut das den Hinterbliebenen sehr wehe. Deshalb sprach ich mehr mit den Lebenden, als über die Toten. Es wäre vielleicht auch gut, wenn an Gräbern nur im Kirchenbuch vorgesehene Gebete oder Bibelworte vorgelesen würden. Daß man allerdings auch bei Unbekehrten manchmal ein Lob anfügen kann, ersieht man aus der ‚Grabrede‘ des Mannes Gottes David, die er in jenem schwungvollen Gesang dem armen Saul hielt. Er rühmte nicht seinen Glauben, seine Frömmigkeit, aber seine Heldentaten.

Bei Hochzeiten mußte ich nach dem kirchlichen Gottesdienst die Hochzeitsreden halten auf den ‚Staffeln‘ (Treppen) der Wirtshäuser, in welchen die Hochzeiten stattfanden (daher ‚Staffelrede‘). Bei regnerischer oder winterlicher Witterung sprach ich in der Wirtsstube. Dieses Nebenamt war mir auch unangenehm, namentlich war mir dabei der Umstand peinlich, daß ich nach der Rede im Wirtshaus zu Mittag essen mußte. Man zwang mich zwar nicht dazu, aber ich wollte es auch den Wirten zulieb tun, die ich sonst das ganze Jahr hindurch nicht besuchte. Lieber hätte ich statt solcher Arbeit Steine geklopft oder Futter in der Scheune geschnitten oder im Garten gearbeitet. Ich bin dem Herrn dankbar, daß dieser Brauch sich aufgelöst hat. Bei der Hochzeit meiner Tochter Johanna mit Pfarrer

Busch, jetzt in Elberfeld, werde ich wohl die letzte Staffeldrede vor unserm Schulhause gehalten haben.

Während es mir demnach nicht an äußerer Arbeit fehlte, hatte mein Gemüt in diesen Jahren auch allerlei Unruhe durchzumachen. Der liebe Gott gab magere Ernten, und da und dort hörte man von Armut. Wir selbst hatten das tägliche Brot; unsere Kostgänger, die auch nach dem Tode des Vaters bei uns blieben, bezahlten ziemlich gute Kostgelder, was meiner nicht großen Amtsverweserereibefoldung zu gönnen war. Aber die Not anderer drückte mich. Der Heiland sorgte auch durch diese Erlebnisse für einen Pfahl in meinem Fleische. Hätte alles um mich herum herrlich und in Freuden leben können, wie der reiche Mann, so hätte ich mich wahrscheinlich weniger in demütiger, priesterlicher, fürbittender Gesinnung dem Herrn hingegeben.

Die Armut drückte das Land, und so war es eine Wohlthat, daß eine neue Straße von Grabenstetten und Hülben nach Neuffen gebaut wurde. Sie führte unter dem gewaltigen Weitelesfels, von dem ein großes Stück weggesprengt werden mußte, ins Thal hinab. Die Leute arbeiteten um sehr niedrigen Lohn, nur um etwas verdienen zu können, selbst einer unserer Nachbarn, der das Tagelöhner nicht gewohnt war.

Das Jahr 1853 riß einen tiefen Riß in unser Familienleben hinein. Mein Bruder Christian hatte keinen Erfolg bei seinen Versuchen, ins Lehramt zu gelangen. In seiner Vorbildung war manches versäumt worden. Sein Vormund, der alte Onkel Barner, gab schließlich den ernstlichen Rat, der Bruder solle nach Amerika auswandern. Das wollte uns Geschwistern anfangs gar nicht einleuchten, aber schließlich ließen wir es uns gefallen, und am 26. Juli 1853 zog er hinaus in die Ferne. Als er nach langer Meerfahrt in New-York angekommen war und völlig fremd durch eine Straße lief, begegnete ihm ein Leichenzug. Dieser stimmte ihn sehr traurig, und es hieß in seinem

Innern: ‚Ach, wenn du stirbst, so kräht kein Hahn nach dir, da du niemand kennst und niemand etwas von dir weiß in dieser großen, fremden Stadt.‘ Auf einmal ruft es aus einem Hause heraus: ‚Christian!‘ Der Sohn eines Nachbars, aus Hülben, der schon vor längerer Zeit ausgewandert war, wohnte in jenem Hause; derselbe hatte ihn zufällig erblickt, hatte ihn gleich erkannt und freute sich nun, einen Landsmann begrüßen zu dürfen. Derselbe konnte ihm gute Ratschläge erteilen, wie er sich im neuen Lande ordentlich durch- und fortbringen könne. Zuerst fand mein Bruder eine gute Stelle als Gärtner. Später fing er eine kleine Handlung auch mit ausländischen Weinen an; schließlich ernährte er sich mit Glasmalerei. Daß er hierzu Geschick hatte, das hatte er schon in früher Jugend gezeigt. Er schrieb, er sei nicht zum Lehrer geboren gewesen. Die amerikanischen Verhältnisse waren gewiß für ihn geeigneter als die deutschen. Doch hat ihn bis zu seinem Tode ein stilles Heimweh nach der Heimat und nach seinen Geschwistern nie verlassen.

Im Jahre 1854 verlobte sich meine Schwester Wilhelmine mit dem Seminarlehrer Lohrer aus Karlsruhe. Während des Brautstandes, der ein Vierteljahr dauerte, schrieben sich die Verbundenen fleißig. Lohrer's Briefe wurden so adressiert, daß sie ein Verwandter in Urach gelegentlich herausschicken konnte. Wir hatten in früherer Zeit nur Mittwochs und Samstags Postbotengänge; wenn ein Brief also am Abend eines Samstags in Urach ankam, blieb er bis Mittwoch nachmittag liegen. Ich glaube nicht, daß das dazumalige Menschengeschlecht weniger glücklich war bei solchen Verhältnissen und Umständen als das jetzige. Wenn heute die Erde ‚viel kleiner geworden ist‘, — man fährt nicht mehr in etwa 60 Tagen von Bremen nach Newyork, sondern in sechs, und die Nachrichten, zwischen entfernten Weltteilen ausgetauscht, bedürfen nur weniger Minuten, so daß mein Bruder in Amerika die Nachricht einer siegreichen Schlacht der Deutschen im Jahre 1870 eher bekam,

als wir in unserm kleinen Hülben, — so ist das Sündenelend, das der Leute Verderben ist, doch gleich groß geblieben, ja größer geworden. ‚Gerechtigkeit erhöht ein Volk‘, nicht Handel und Verkehr, nicht Kunst und Wissenschaft, nicht Reichthum und Überfluß. Wenn die Gerechtigkeit im Schwange geht, dann erst bringen die eben genannten Dinge Nutzen, Segen und Erleichterung. Gottseligkeit, das wahre Glaubensleben, das Verbundensein mit unserm Herrn und Heiland würde die Erde zu einem Paradiese machen.

Der Brautstand meiner Schwester dauerte etwa ein Vierteljahr; im Oktober sollte die Hochzeit stattfinden. Aber ‚der Mensch denkt, Gott lenkt‘. Ehe es soweit war, erkrankte die Braut. Da sich die Besserung aber bald einstellte, so hoffte man doch, die Feierlichkeit nicht verschieben zu müssen. Der Bräutigam kam, aber rasch und unerwartet wurde er auch aufs Leidenslager geworfen. In kurzer Zeit schwanden seine Kräfte, und aus der Hochzeitsfeier wurde eine Totenfeier.

Robert S., der eine unserer Kostgänger, wurde auch nach schwerer Krankheit in dieser Zeit aus unserer Mitte abgerufen. Längere Zeit durfte man dem Bemitleidenswerten nichts vom Sterben sagen, aber der liebe Heiland arbeitete auch an ihm. Ich mußte an seinem Bette oft beten. Man merkte, wie sich doch unter dem Schutte des schwachen Verstandes auch göttliche Elemente fanden. Diese wurden offenbar durch die Erkrankung und durch die Schwächung der Körperkraft rege und verlangten nach Nahrung. Deshalb wurde ihm fleißig Gottes Wort vorgelesen. Der Kranke wünschte schließlich auch selbst ein Testament und las in demselben. Als ihm einmal eine meiner Schwestern sagte: ‚Robert, jetzt sterben Sie bald und kommen zum lieben Vater im Himmel und werden selig,‘ antwortete er: ‚Ja, durch den Glauben an Jesum Christum.‘ Er durfte im Frieden heimsfahren.

Im Herbst des Jahres 1855 konnte ich von Norntal

aus den in weiten, besonders Hahnschen Kreisen bekannten Schulmeister Kolb in Dagersheim besuchen. Fast hatte ich Furcht, denn ich erwartete etwas Besonderes, eine päpstliche Hoheit in ihm zu finden; aber ich hatte mich nicht wenig getäuscht. Der liebe alte Herr war, obgleich er Kopfschmerzen hatte, lieb, demütig, herablassend, eigentlich brüderlich. Er erzählte mir, wie er sich seinen Lehrgehilfen gegenüber benommen habe; er hatte sie an seinem Tische und gab ihnen reichliche, nicht spärliche Verpflegung. Er wollte sich darin recht als Christ zeigen, damit sein geistlicher Einfluß auch wirken könne. Auch sagte er mir, wie er sich verhalte gegen die, welche ihm unter vier Augen Sündenbekenntnisse ablegten. Dies falle so auf ihn hin, daß er meine, er sei solcher Sünden schuldig geworden. Echt priesterlicher, barmherziger Sinn, frei von dem Sauer Teig der Pharisäer! Was hat dieser liebe Mann für Freude erleben dürfen an seinem ehemaligen Lehrgehilfen B.! Dieser kam als ein Unerleuchteter nach Dagersheim und wollte nichts vom Pietismus wissen. Aber die allgemeine und brüderliche Liebe, die Demut, Ruhe, Gelassenheit, der feste Glaube, die Berufstreue und die Uneigennützigkeit des edlen Prinzipals verfehlten nicht, den jungen Mann umzustimmen, und er sagte sich: „Wenn der Pietismus solche wackeren Männer bildet, so will ich auch ein Pietist werden.“

Der Christ soll sich eben beweisen, mehr im Wandel, als im Wort.“ Deshalb hat jener mir bekannte, geachtete Kaufmann M. M. es nicht richtig gemacht: Er las seinen Handlungsdienern und Lehrlingen während des Frühstückes ein Gotteswort vor. Diese dachten aber: „Wenn uns unser Herr nur mehr Brot und reichlichere Nahrung vorlegen würde; dies wäre uns lieber als die geistliche Nahrung.“ Dieses tun und jenes nicht lassen, namentlich bei jungen, noch im Wachstum stehenden Leuten es nicht an reichlicher Nahrung fehlen lassen! Deshalb sehe ich es auch gar gerne, wenn in Anstalten große Stücke Brot gereicht werden. Die kleinen Einnahmen möchten freilich auch zu kleinen Por-

tionen den Anstoß geben; aber siehe jene nicht an! Der liebe Gott kann dir, Hausvater, Hausmutter, reichlich zufallen lassen, wenn du nicht kärglich aussteilest. Am Glauben liegt es! „Wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen!“

Mit dem 27. April des Jahres 1857 hatte ich das dreißigste Lebensjahr zurückgelegt, trat demnach in das Mannesalter. In diesem soll abgelegt werden, was kindisch war. Kindlichkeit darf zwar bleiben, und auch beim Ernst des Mannesalters Munterkeit und Heiterkeit. In Beziehung auf letztere schreibt der Onkel Johannes Mullen folgendes: „Der Geist des göttlichen Wortes, das in den Schulen reichlich wohnen soll in aller Weisheit, muß alle Lehrfächer durchdringen und heiligen, sonst wohnt es nicht darin, sondern es macht mit dem Lehrer der Religion einen kurzen Besuch und geht wieder mit ihm fort. In diesem Fall tritt dann die Eitelkeit auf und führt ein schädliches Regiment. Das Wissen ohne Furcht Gottes bläht die Leute auf; die Ehrfurcht vor Gott, Gehorsam und Bescheidenheit gegen Eltern und Lehrer, Achtung für das Alter verschwinden, und die Verwilderung des jungen Geschlechts ist dann eine gerechte Strafe unserer Versäumnis des Wortes Gottes. — Möge der Heilige Geist über alle höheren und niederen Anstalten ausgegossen werden, in welcher die Lehrer der Jugend gebildet werden, daß viele Arbeiter aus ihnen hervorgehen, die von Eifer glühen, dem Herrn die Seelen zuzuführen, die Er mit seinem Blute erkaufte hat!“

Dieser Eifer aber muß hinter einer auf dem gründlichen Frieden Gottes beruhenden Heiterkeit gleichsam im Hintergrunde stehen und sanft durchstrahlen, damit den Kindern das Christentum in seiner Lieblichkeit erscheine, und jede Art von Heuchelei ferne von ihnen bleibe.

An einer Heiterkeit, die sich vom Leichtsinn himmelweit unterscheidet, soll kein Schüler den Lehrer übertreffen. Heiterkeit, die ihre Wurzeln in der gläubigen Vereinigung mit Christo hat und sich erprobt durch Sanftmut, Demut

und Geduld, muß die Festung sein, aus welcher den Lehrer kein feindlicher Kanonendonner her austreiben kann. Diese Gemüthsverfassung macht ihn geschickt, das Wort Gottes in aller Weisheit zu treiben, oder, wie Salomo sagt, ‚die Lehre lieblich zu machen.‘

Um diese Zeit war es mir vergönnt, eine kleine Reise in die Schweiz zu machen. Von Weggis am Vierwaldstättersee bestieg ich mit dem Schwager aus Basel den Rigi. Welch eine Rund- und Fernsicht ist doch dort oben: Vierzehn Seen erblickt das Auge, und über wie viele Hügel, Täler, Ebenen, Tiefen und Höhen, Wälder und Felder, Gärten und Weinberge, Höfe, Dörfer und Städte schweift der Blick. Am majestätischsten gebärden sich aber wohl voll Gleichmut und Ruhe die Hochalpen. Sie grüßen herüber und preisen ihren Schöpfer. Ihr weißes Kleid lassen sie nicht beflecken durch die Staubluft der unteren Regionen; je höher, desto heller; kein Wunder, sie sind dem Himmel nahe!

Das Jahr 1858 brachte unserem Geschwisterkreise wiederum eine große Veränderung. Der Hausvater der Hardtstiftung, einer großen Rettungsanstalt bei Karlsruhe, hatte seine Gattin, die auch eine liebe Verwandte von uns war, verloren, und es war vorauszusehen, daß die große Anstaltsfamilie nicht ohne Mutter bleiben könne. Die heimgegangene Mutter hatte vor ihrem Hinscheiden den Wunsch ausgesprochen, meine Schwester Wilhelmine möchte ihre Nachfolgerin werden. Ich wollte dieselbe gar ungern hergeben. Sie war nach der Verheiratung der Schwester Sophie die älteste in unserer ‚Geschwisterrepublik‘, war mit trefflichen Verstandesgaben und mit einer gewissen Männlichkeit ausgerüstet, und sie war ein geistlicher Segen für uns. Ich wünschte, es möchte so bleiben. Dem lieben Gottesmann Mose mag es nach und nach beim Hüten und Weiden seiner Herden, das ja vierzig Jahre dauerte, recht ‚heimelig‘ geworden sein; die Ruhe, die gleichmäßige, nicht zu schwere Beschäftigung, der freie Gotteshimmel über ihm,

das alles war angenehm und lieblich, wenig Sorge berei- tend, weshalb ihn der unerwartete Ruf, diese Verhältnisse zu verlassen und sich zu seinem Volke Israel zu begeben, äußerst unangenehm berührt haben mag, bis er sich in Gottes Willen schicken konnte. So wollte ich auch keine Ver- änderung unseres Geschwister- und Familienlebens. Aber des großen Gottes Gedanken sind höher und besser, als unsere kurzsichtigen und mangelhaften. Gottlob, daß man beten darf, aber namentlich gottlob, daß man in solchen Zeiten und Umständen sein Herz immer wieder vor dem HErrn ausschütten darf. Mein Vater sagte uns seinerzeit, daß wir Kinder, namentlich bei Entscheidungsfragen, öfter beten sollten, daß der HErr seinen gnädigen Willen zeigen möge.

Wie ich es geahnt hatte, kam im September 1858 von dem Hausvater Mayer im Hardthause die schriftliche An- frage. Die Schwester Wilhelmine, die so gerne in ihren seitherigen Verhältnissen geblieben wäre, war ganz ‚ge- sacht‘ und gab schon am folgenden Tage ihr schriftliches Jawort. Sie hatte überhaupt etwas Entschlossenes. Und wenn man des Willens Gottes gewiß geworden, warum dann noch zaudern? Manche unserer Mitmenschen werden andern zur Last, wenn sie zu keinem Entschluß kommen können, in äußeren Dingen schon. Der Vater sagt: ‚Mor- gen wollen wir die Heuernte beginnen und eine Wiese mähen.‘ Eine Stunde hernach aber meint er, man könne auch erst in drei Tagen beginnen. Vor dem Zubettgehen wiederholt er aber seine erste Meinung, und als seine Frau morgens frühe das Lager verlassen und das Frühstück be- reiten will, ruft er ihr zu: ‚Wir wollen doch noch ein paar Täglein das Gras stehen und reifer werden lassen.‘ Was muß da die Ehehälfte denken! Oder du, liebe Frau, willst dir ein Kleid in einem Laden kaufen. Man legt dir zwanzig, ja dreißig verschiedene Muster vor. Du beschauft sie, und eine halbe Stunde steht dein Mann, der sich in solche weibliche Sachen nie mischt, auch gewiß in der Küche und

im Vorratskasten keinen Bescheid wissen und geben will, neben dir wie auf Nadeln, weil du dich zu keinem dir ganz wohlgefälligen Stoff verstehen kannst. Meine Schwester war da viel rascher besonnen; sie wußte, wenn ich den oder jenen Stoff nehme und die andern nicht mehr neben ihm sehe, so gefällt er mir zu Hause sehr gut. Auch muß ich das hier sagen, daß Wilhelmine nie zu spät zur Kirche kam, während oft edle Kinder Gottes fast regelmäßig erst dann in dieselbe einzutreten vermögen, wenn schon der erbauliche Gesang begonnen hat. Gott tut alles fein zu seiner Zeit. Er ist ein Gott der Ordnung, und wir sollen uns auch mehr und mehr in solche bringen lassen.

Am 28. Oktober fand im Beisein vieler Gäste die Hochzeit meiner Schwester Wilhelmine mit dem Hausvater des Hardthauses statt, und am folgenden Tage zog das neuvermählte Paar in meiner Begleitung ins liebe Hardthaus.

Am 16. April 1859 wurde unser geliebter und verehrter Onkel Barner in Korntal zur Ewigkeit abgerufen. Nicht lange nachher erhielt ich von Pfarrer Staudt in Korntal die Anfrage, ob ich nicht der Nachfolger des Heimgegangenen, also Hausvater an der Kinderrettungsanstalt in Korntal werden wollte. Zu solchem Berufe hätte ich gar nicht gepaßt, und doch wollte ich auch die Sache nicht unüberlegt wegschieben, da es doch zweifelhaft war, ob ich für die hiesige Schulstelle ernannt werde. Die Amtsverweserei hatte ungefähr neun Jahre gedauert, und ich war 32 Jahre alt; aber zu jener Zeit gab es unständige (d. h. noch nicht fest angestellte) Lehrer, die noch älter waren, ehe sie eine Schulmeisterstelle erlangen konnten. Auch war bekannt geworden, daß ich unter meinen Kollegen, die sich um die hiesige Schulstelle bewarben, der jüngste sei, so daß ich mir nicht viel Hoffnung machte, daß ich die Stelle bekommen würde. Was geschah aber? Am 25. Mai, morgens zwischen zwei und drei Uhr, wurde ich vom Schlaf erweckt durch den Gesang: „Nun danket alle Gott!“ Eine Anzahl unserer Ortsgenossen hatte sich im Garten eingefunden, um mit ihrem

Gefang mir kundzutun, daß ich in der gestrigen Sitzung des Konfistoriums in Stuttgart zum Schulmeister hier ernannt worden sei. Die Haustüre und mein Schulzimmer wurden von den rührenden Hülbenern mit Kränzen und Inschriften großartig geschmückt. ‚So führst Du doch recht selig, Herr, die Deinen!‘ Ich war jetzt der fünfte Lehrer, der aus der Familie Kullen hier in Hülben sein dauerndes Arbeitsfeld bekam. Mit Korntal war nun selbstverständlich die Sache entschieden.

Dorthin wurde Christian Mundle von Magstadt berufen. Er war in Gerlingen als Unterlehrer angestellt, bekehrte sich dort, hielt es trotz der Abmahnung seiner Kollegen, er solle doch nicht zu den einfachen Handwerksleuten usw. in die Stunden hineinsitzen, entschieden mit dem gläubigen Häuflein, war ein tüchtiger, fleißiger Schulmann und seinem Charakter nach einer Armenanstalt mit allem, was daranhängt, auch der großen Ökonometrie, wohl gewachsen. Die zweite Tochter seines Vorgängers Barner wurde seine Gehilfin. In der Anstalt aufgewachsen kannte sie diese durch und durch, und so mußte sie sich nicht erst einleben in die verschiedenartigen Verhältnisse einer solchen Lebensstellung.

Im September 1860 machte ich mit zwei lieben Verwandten eine Reise nach Elberfeld über Darmstadt, Mainz, dann auf dem Schiff die entzückende Gegend des Rheintales hinab. Als wir auf dem Bahnhof in Elberfeld ankamen, läutete man gerade mit den Kirchenglocken den Sonntag ein. Wunderbares, fast überirdisches Gefühl! Wieviel Neues sah ich im Wuppertal, das mich anheimelte: die Bauart der Häuser, die Hügelreihen, welche rechts und links das schöne Tal begrenzen und teilweise mit anmutigen Wohnungen — lange nicht so dicht, wie jetzt — angebaut waren; die Spiele der Knaben mit Papierdrachen, die Doppeleimer, in welchen von den Frauen das Wasser an einem Joch auf der Schulter getragen wurde, die riesigen Fuhrkarren mit zwei gewaltigen Rädern, von einem starken Roß gezogen.

Abbildungen der genannten Dinge hatte ich in meiner früheren Knabenzeit gesehen, und so erregte mir die Wirklichkeit und die Erinnerung an schon lange vorübergeeilte Zeit eine wunderbare Gemüthsstimmung. In Elberfeld waren wir zum Kirchentag gekommen, der uns sehr viel geistige und geistliche, erbauliche und gesegnete Anregung brachte. Eine ganze Reihe gesegneter Zeugen Gottes lernten wir in jenen Tagen kennen, daneben auch das eigenartig entwickelte christliche Leben im Wuppertal.

Von Elberfeld aus machten wir auch einen Ausflug nach Witten, um in ein Kohlenbergwerk einzufahren. Nur gewaltiges Zureden von seiten unseres Veters, des Pastors Gottlob Varner, vermochte es, daß ich mich bewegen ließ, die Bergarbeit ‚in der Unterwelt‘ kennen zu lernen, und als wir wieder unverehrt und frei atmend das Licht dieser Welt erblickten, war ich nicht wenig erleichtert. Ich kann mich ja überhaupt nicht, besonders nicht in dunkle Räume, einschließen lassen. Eine Glasfabrik, welche wir besichtigen durften, interessierte mich dagegen sehr. Auf der Heimreise machte mir der Dom zu Köln, den wir im Innern genau ansehen konnten, einen gewaltigen Eindruck. Jetzt ist uns Elberfeld durch unsere Tochter Johanna und ihren Ehemann, den Pastor Busch, und namentlich durch die geliebten Enkelkinder viel, viel näher gerückt. Was man doch alles erlebt!

Der Herbst desselben Jahres brachte unserer Familie einen Zuwachs. Der edle Lehrer Bayer, der in Ober-Kollwangen, einer kleinen Gemeinde auf der Höhe des Schwarzwaldes, wirkte, kam hieher, um meine Schwester Christiane (Nane) um ihre Hand zum Ehebunde zu bitten. Ich nahm die Angelegenheit nicht leicht auf, einmal weil ich die Schwester mit ihrem stillen Mariasinn in unserm unruhigen Haushalt nicht gern entbehren wollte, zum andern weil ich sie nicht für gesund genug hielt. Doch nahm uns der Herr unsere Bedenken hinweg, und am 6. April des nächsten Jahres reichete sie zu kurzer, aber äußerst glücklicher

Ghe dem demüthigen Werber ihre Hand zum Bunde fürs Leben.

Einen interessanten Besuch aus jener Zeit will ich nicht übergehen. Es kam der weithin bekannte Missionar Samuel Hebig in unsere Gegend. Mit besonderem Mut, Bekenntnistreue und Zeugenkraft war er ausgerüstet. Eigentümlich und eigenartig war er in seinem ganzen Auftreten und Wirken. Er ließ sich von niemandem bestimmen, seinen Weg zu ändern. Der Königin von England soll er sogar einmal ein ernstes persönliches Wort ans Herz gelegt haben. In Urach hörten wir seine kräftige Sprache mehrmals. Der Oberamtmann D. fand sich auch ein, und wenn er von dem ernststen Redner vielleicht auch gedemüthigt wurde, so schreckte ihn das doch nicht ab. Auf unsere Einladung besuchte Hebig auch unser Dörflein Hülben und war vom 17. bis zum 19. Januar unser Gast. In der Kirche hielt er Vorträge und im Schulzimmer katechetische Besprechungen, bei welcher letzteren er das sogenannte Herzbüchlein zugrunde legte, in welchem in recht drastischer Weise die Herzen eines Gottlosen, eines Erweckten, eines Bekehrten usw. abgebildet sind. Wenn Antworten gegeben wurden, die nicht nach seinem Sinn waren, konnte er dieselben recht derb zurückweisen. Er hatte erfahren, daß es in hiesiger Gemeinde Leute gebe, die von Trunksucht nicht frei seien; da peitschte und geißelte er dieses Laster auf der Kanzel in geradezu klassischer Weise; da muß man ihn eigentlich selbst gesehen haben. Ein Ortsgenosse, der ein berühmter Trinker war, stand ‚zufällig‘ bei dieser Rede an einem vorderen Stuhl im Gotteshause, und ich dachte, er werde diesen ernststen Mahner niemals mehr hören wollen; aber siehe da, er fand sich doch wieder ein.

Recht gedemüthigt wurde ich bald nachher durch die Nachricht, daß ein hiesiger Bauer auf dem Wege von dem Nachbarorte Böhningen hieher unter seinem beladenen Holzfuhrwerk das Leben eingebüßt habe. Schon am Schluß des vorhergehenden Jahres hatte der Herr so scharf geredet

durch den Selbstmord eines jungen, geisteskrank gewordenen Mannes, und durch das andere schreckliche Ereignis, daß ein anderer Mann aus unserm Orte auf dem Wege nach Urach erfroren aufgefunden wurde. Der himmlische Erzieher läßt je und je Schweres, Dunkles und Erschütterndes geschehen, daß wir nüchtern werden und uns zu ernstlicher Buße und Bekerung hergeben sollen. Das scharfe Reden Gottes mußte ich für mich recht zu Herzen nehmen und hätte es wohl noch tiefer in mein Herz eindringen lassen sollen. „Blöthlich rede ich wider ein Königreich, daß Ich es ausrotten, zerbrechen und verderben wolle; wo es sich aber bekehret von seiner Bosheit, dawider Ich rede, so soll Mich auch reuen das Unglück, das Ich ihm gedachte zu tun.“

Ein Reiseerlebnis gab mir einmal einen tiefen Eindruck von der Macht der Sündenknechtschaft. Wir kehrten als Reisende in einem Gasthause ein, in welches bald nach uns ein Schmied eintrat, der zu einem besonderen Geschäft gerade einen Gehilfen nötig hatte. Er sprach davon, wie er kürzlich einen solchen Rausch gehabt habe, daß ihm wind und weh geworden sei, und er gemeint habe, er müsse sterben, das müsse sein letzter Rausch sein. Allein während er redete, schenkte er weiter und weiter aus seiner Flasche ein, und nur mit viel Mühe und Zureden von unserer Seite gelang es, ihn zu bewegen, daß er mit seinem Gehilfen und uns sich jetzt in seinen Ort zur Arbeit begeben. Wir mußten ohnehin nach demselben Ort. Er war unterwegs gesprächig und freundlich und zeigte uns die Gegend. Aber als wir am ersten Wirtshause seines Dorfes angekommen waren, blieb er stehen und bat uns, wir möchten doch noch ein Glas Wein mit ihm trinken. Wir machten ihn mit Entsetzen darauf aufmerksam, daß wir ja eben erst von unserer Einkehr kämen; er solle sich doch mit seinem Gehilfen an die Arbeit machen, sonst bleibe er sitzen, habe doppelte Unkosten und komme heute überhaupt nicht mehr an dieselbe. Alles Bitten und Betteln half nichts. Ich sagte ihm: „Morgen reut

es Sie sicher sehr, wenn Sie uns nicht gefolgt haben.' Er erwiderte: ‚Ja, es reut mich; aber ich kann nicht widerstehen.‘ Er ging hinein ins Wirtshaus, und ich zog in großem Leid über solche Gebundenheit meine Straße nicht fröhlich, wie der Kämmerer aus dem Mohrenland. O der vielen armen Sündenklaven und der schweren Ketten des Teufels! Beten und abermals beten und nochmals beten für solche Bemitleidenswerte!

Im Winter des Jahres 1862 mußten wir den Bruder Tobias Brigel in Erpfingen zur letzten Ruhe bestatten. Sein Heimgang ging mir besonders nahe. Wie oft hatte er unsere Brüdertreffen besucht! Er erzählte einmal, mein Vater habe beim Abschied nach einer Konferenz zu ihm gesagt: ‚Werde ein rechter Abraham in deiner Gegend!‘ Dieses Wort habe er sehr gerne vernommen; er verspürte, wie es scheint, auch die Willigkeit, sich zu einem treuen Manne Gottes machen zu lassen. Nun hatte er und seine wackere Frau zwei Kinder. Die Tochter starb aber schon im jugendlichen Alter von etwa achtzehn Jahren. Der Sohn, der ein überaus zartes und feines Gemüt hatte, war nun der Eltern einzige, fast unentbehrliche Stütze im Haushalt und in der Ökonomie. Derselbe bekam nun innerlich den Eindruck, er solle sich zum Missionsdienst hergeben. Lange Zeit hatte er nicht den Mut, dies den Eltern zu sagen. Er wußte, daß man ihn jetzt, wo der Vater alterte, zu Hause sehr nötig hatte, und daß es den Eltern fast als eine zu große Aufgabe erscheinen müsse, wenn er sie verlassen wolle. Dazwischen kam ihm dann immer wieder der Gedanke, die Eltern seien so wackere Leute, daß sie, wenn es des Heilands Ruf sei, nicht widerstehen würden. Aber er sagte nichts. Die Mutter, die ein feines Auge hatte, sagte endlich: ‚Jakob, dich treibt innerlich etwas um; sage es uns doch aufrichtig und kindlich!‘ Da konnte er endlich sein Herz ausschütten. Dem Vater fiel, als er seines Sohnes Gedanken hörte, sofort das Wort meines Vaters ein: ‚Werde ein rechter Abra-

ham!“ — „Was hat doch dieser Glaubensheld getan?“ so sagte er zu sich, „er hat seinen Sohn Isaaß bereitwilligst dem HErrn opfern wollen.“ Und der HErr half den Eltern, daß sie ihre Einwilligung zu ihres Sohnes Wünschen geben konnten. Jakob trat ins Missionshaus in Basel und wurde ein wackerer, gesegneter Missionar. Und als er in fernerer Zeit krank vom entlegenen Arbeitsfeld heimkehren mußte, aber hier im Lande noch eine Pfarrei bekleiden konnte und durfte, erzählte mir seine Mutter, die er zu sich genommen hatte, wie gut sie es noch in ihrem Alter bei ihrem Sohn bekommen habe.“ —

Soweit reichen die Aufzeichnungen des Heimgegangenen Johannes Kullen. Wir haben sie möglichst getreulich wiedergegeben, weil sie uns am allerbesten einen Einblick in die Eigenart der Hülbener Schulhausfamilie gewähren, wie man da von den Vätern gewöhnt worden war, Großes und Kleines ins Licht des göttlichen Angesichtes zu rücken.

3. Kullen als Familienvater.

Im Hülbener Schulhause war noch die eine Schwester Therese zurückgeblieben. Dieselbe verehelichte sich im Jahre 1865 mit dem Lehrer Glöckler, der damals Hausvater in der Kinderrettungsanstalt Niefersnburg bei Pforzheim war.

Nun war für unseren Johannes Kullen der Zeitpunkt gekommen, wo ihn eigentlich schon die äußeren Verhältnisse drängten, sich nach einer Lebensgefährtin umzusehen. Im Schulhause in Hülben war den Schwestern wohl bekannt die Tochter Pauline des Oberamtstierarztes Herrmann in Münsingen. Sie war aus frommer, gottesfürchtiger Familie, die sich mit aller Entschiedenheit zum HErrn und seinem Wort bekannte. Namentlich Pauline hatte ihr Herz in früher Jugend dem HErrn ernstlich zugewandt und hatte sich auch immer ganz entschieden zur Gemeinschaft gehalten. So hatte sie da und dort die Monatstunden und Konferen-

zen besucht und war auch im Hülbener Schulhause bekannt geworden. Kullen hatte schon länger in der Tiefe seines Herzens gedacht, sie werde vielleicht eine passende Gehilfin für ihn sein, aber zu einem festen Entschluß kam er nicht gar schnell. Bei der Hochzeit von Therese Kullen war Pauline zugegen, und auf dem Heimwege machte ihr einer der anderen Hochzeitsgäste die Eröffnung, der Lehrer Kullen habe im Sinn, sie um ihre Hand zu bitten. Sie ging heim und wurde bald nachher längere Zeit krank; ein schweres Schleimfieber befiel sie, so daß sie längere Zeit keine Versammlung und Konferenz besuchen konnte. Kullen bemerkte das, wußte aber nicht, daß sie erkrankt sei, und hatte im Herzen die geheime Sorge, ob sie nicht möchte die Welt liebgewonnen haben, und das war ihm doch klar, daß er eine Gefährtin haben müsse, die mit ihm entschieden den Weg zum Leben gehe. Doch bald stellte es sich heraus, daß die Sorge ganz unnötig war. So ging's durch mancherlei innere Schwankungen, die bestimmte Neigung wuchs immer mehr, aber einen Entschluß gab's nicht, bis ein treuer Freund unseres Kullen ihm dazu verhalf. An einem Sonntagmorgen, im Winter 1865, kam plötzlich der edle Karl Buck aus Beuren, der aufs engste mit dem Schulhause verbunden war, dahermarschiert und nötigte seinen Freund Kullen, sie wollten jetzt nach Münsingen gehen und die Sache ins reine bringen. Das geschah denn auch, die beiden Freunde gingen zusammen, und Kullen kam heim als ein glücklicher Bräutigam.

Wie es bei dieser Verlobung zuging, und wie er selbst innerlich dazu stand, davon gibt ein Brief an ein Geschwisterhaus vom 12. Dezember 1865 Zeugnis:

„Teure Lieben!

Wie läßt sich der Herr herab! „Er wird für euch streiten, und ihr werdet stille sein!“ Das durfte ich am letzten Sonntag recht erfahren. Vorher konnte ich mich nicht zu einer schriftlichen Anfrage entschließen, obgleich mir das rühmende Zeugnis des lieben Ulrich von Zaimi-

gen über Pauline und ihren Vater viel Freude gegeben hatte. Aber es kam nochmal ein Schwanken. Abends am Samstag spielte ich zu meinem Trost den Vers: ‚Was Gott tut, das ist wohlgetan. — Wie Er fängt meine Sachen an, will ich Ihn halten stille. — Drum laß ich Ihn nur walten.‘ Nun am Sonntag früh kommt völlig unerwartet und unbestellt Karl von Beuren und sagte, er komme, um mich mit nach Münsingen zu nehmen. Die Worte waren mir, wenn ich noch recht weiß, begegungen: ‚Der Herr wird seinen Engel senden, der deinen Weg vor dir her bereiten soll.‘ Ich ging mit. Unterwegs unterhielt mich der liebe Karl. Auch die Worte waren mir nicht fern: ‚Sorget nichts!‘ Am Hause in Münsingen angekommen, begegnete uns Frau Herrmann, im Begriff, in die Nachmittagskirche zu gehen; ein Stündchen später kam die liebe Pauline vom Sammeln der Halbbazenkollekte. Nach der Versammlung begann Karl die Unterredung, wobei wir gleich die Bereitwilligkeit merkten, mit welcher Frau Herrmann ihr Ja uns entgegen bringe. Ich sagte, die liebe Pauline möge ihren Eltern zulieb nicht Ja sagen, wenn zc. Dann erwiderte sie, sie tue es sich selbst zulieb. Weil aber der liebe, bescheidene Herr Herrmann nicht anwesend war, so wurde die Unterredung nach der Abendversammlung, und nachdem die Besuche fort waren, wieder angefangen, und der demütige Herr sagte, er fühle sich nicht würdig, daß ihm solches widersahre. Ich sprach dann meine Ansicht über Verwaltung des Irdischen aus, wie ich dafür halte, daß ein Christ nichts zurücklegen sollte, solange er Not um sich wisse. Ich wolte zwar es nicht gerade ganz verlangen, so ließ mich Frau Herrmann eigentlich nicht recht ausreden, sondern sagte, ich solle diese Forderung der lieben Pauline als Bedingung stellen. Statt daß zu vermuten gewesen wäre, diese Sache könnte eine Scheiterung geben, so machte auch diese kein Hindernis, und dann sagte meine liebe Pauline: ‚Nun können wir uns die Hände geben.‘ Es geschah. Wir beteten dann knieend zusammen, und ich war ein ver-

gnügter, dankbarer Bräutigam. So durfte ich hinter dem lieben Heiland dreingehen. — Gestern machten wir verschiedene Besuche, und der liebe Schwiegervater führte uns mit zwei vergnügten Bräunlein noch bis in die Steige hieher und gab beim Abschied auch dem lieben Karl einen herzlichen Kuß. O wie leicht ist es mir! vorher so manche Ungewißheit. Schreibt bald nach Münsingen und freuet Euch mit den Fröhlichen!“

Auf diese Verlobung folgte kein langer Brautstand. Schon am 6. Februar des nächsten Jahres wurde die Hochzeit in Hülben gefeiert. Es war ein großes, liebliches Fest. Der Bräutigam hatte in seiner Herzensfreude ganz allgemein in Stunden und Konferenzen eingeladen, und als der Tag herankam, da wanderten von allen Seiten festlich gekleidete Männer und Weiber ohne Zahl nach Hülben, um mit dem geliebten Hause Kullen den Ehrentag zu feiern. Und obwohl die Brautmutter Speise und Trank in großer Menge hatte herschaffen lassen, wäre sie doch fast ins Gedränge geraten. Es wurde alles verzehrt, aber sie wurden alle satt; sie wurden satt auch an geistlicher Speise. Es ist manches gute Wörtlein an jenem Tage geredet worden.

Dem glücklichen Bräutigam sagten an jenem Tage die Brüder, er habe ein doppeltes Erbe angetreten, und habe dies Doppelerbe treulich zu verwalten, nämlich die Schule und die Gemeinschaft. Und der jungen Frau sagte man, es werde nun ihr Beruf sein, „den Heiligen nach 1. Tim. 5, 10 die Füße zu waschen.“ Sie sind beide mit aller Unterschiedenheit in ihren Beruf eingetreten, aber vor allem hatten sie untereinander ein ganz ideales, vom HErrn bestätigtes und gesegnetes Verhältnis. Sie standen beide so, daß sie wußten, der HErr habe sie zusammengeführt, daß eins für das andere dem HErrn dankte. Eins ergänzte das andere in schöner, harmonischer Weise. Kullen war und blieb gegen seine Frau ein ritterlicher Mann. Er war

der Ansicht, daß der Mann auch darin sein Christentum beweisen müsse, daß er der Frau helfe, ihre mannigfachen und schweren Lasten tragen. Wie rührend half er bei der Pflege der kleinen Kinder; wie diente er im Hause bis ins hohe Alter in kleinen und großen Dingen!

In dieser glücklichen Ehe wurden acht Kinder geboren, drei Söhne und fünf Töchter. Die Kinder wurden auferzogen im alten schlichten Geist und Sinn des Schulhauses, mußten schon frühe Arbeit und Unruhe des bewegten Haushaltes tragen helfen, aber sie alle sind so erzogen worden, daß sie das Schulhaus, das Liebe, alte, für den schönsten Platz auf Erden halten. Und es war für den Vater Kullen, als er starb, eine große Freude, daß er außer einem Sohne, der leidend war, und einer Tochter, die verheiratet ist, alle seine Kinder in seinem Hause um sich versammelt hatte.

Beide Eltern wurden den Kindern ganze Autorität, nicht durch viel Ermahnungen, sondern durch ihren Wandel, den sie vor ihren Kindern führten. Kullen war bei seinen Kindern sehr für viel Freiheit. Er wollte ihnen nicht viel verbieten, eigentlich nur das, was wirklich Sünde und Unrecht ist. Er wollte nicht das haben, was man wohl Musterkinder nennt; im Gegenteil meinte er, es sei ganz natürlich, daß bei Kindern in ihrer Jugend auch Unarten herauskämen, und da sei es ihm lieber, diese Unarten kämen im Elternhaus zum Vorschein, als bei fremden Leuten. So konnte er wohl bei manchen Dingen, über die andere Eltern sich sehr erregen, herzlich lächeln. Die Frucht solcher Erziehung war auf seiten der Kinder ein herzliches Vertrauen und ein williger Gehorsam. Wenn in andern Häusern die Kinder ein Doppelleben führen, eines vor den Augen der Eltern und ein ganz anderes hinter ihrem Rücken, so ist das im Schulhause nie Mode gewesen. Und der Gehorsam gegen die Eltern war ein solcher, daß sie gerne ohne viel Befehl und Gebot alles taten, was den Eltern wohlgefällig war. Dazu half natürlich vor allem der Umstand, daß die Eltern darin ihre Hauptaufgabe er-

blühten, ihren Kindern zu dienen und sich ihrer Erziehung zu widmen. Dazu half auch die zarte, feine Art, in der beide Eltern mit ihren Kindern umgingen. Wenn Kullen irgend einem seiner Kinder etwas zu sagen hatte, so konnte er in irgend einer Stunde bei der Betrachtung von Gottes Wort eine Bemerkung machen, die sonst kaum jemand beachtete, die aber dasjenige, dem sie galt, sehr wohl verstand und beherzigte.

Kullen hat gleich seinem Vater den Freudengeist in sein Haus hineingetragen. Der Familienkreis dort oben in Hülben erweiterte sich. Die Schwester Christiane (Nane), die mit dem Lehrer Bayer verheiratet gewesen war, kehrte als Witwe nach Hülben zurück mit drei Töchterlein, wohnte zuerst wieder im Schulhause, dann als Haushälterin im Pfarrhause und später im eigenen Häuslein; die Witwe des Betters Samuel, der im fernen Beirut in Syrien heimgegangen war, kam mit zwei Kindern, einem Sohn und einer Tochter, nach Deutschland zurück und verehelichte sich mit dem Amtsgenossen unseres Kullen, dem Lehrer Hörger in Hülben. So war's ein großer Familienkreis, der sich nach und nach zusammensand; und in demselben herrschte vor allem rechte, von Gott geheiligte Freude und in Gottes Wort wurzelnder Frohsinn. Da sang es und klang es; immer wieder erschallten dem Herrn fröhliche Lieder, drinnen im Hause und auch, wenn man hinauszog in die schönen Wälder oder hinaus auf die hochragenden Felsen des Hochplateaus, und die tiefliegenden herrlichen Täler lockten, einen Sangesgruß hinabzusenden.

Vor allem aber waren es zwei Dinge, die dem Familienleben festen Grund und Halt gaben: Gebet und Gottes Wort. Kullen stand einfältig vor seinem Gott; er ist alt geworden, aber vor seinem Gott ist er ein Kind geblieben. Das ist seinen Kindern unvergeßlich eingepägt, wie sein Gebet nicht nur ein Reden war, sondern wirklich ein kindliches Nehmen aus der reichen Fülle der Schätze des himmlischen Vaterhauses. Und wie lebte er im Worte Gottes,

wie war ihm eine gesunde, großzügige Auffassung des Wortes Gottes eigen! Und dies Wort hat er den Seinen lieb gemacht, durch sein meisterhaftes Erzählen einerseits, andererseits durch die Unterweisung des Lebens, indem er täglich darauf bedacht war, ihnen zu zeigen, wie man dieses Wort in seinem Reichthum als Strafe, als Lehre, als Züchtigung, als Aufrichtung, als Erquickung in das tägliche Leben einführen müsse.

Was er dort bei der Verlobung als Grundsatz für die Verwaltung des Irdischen aufgestellt hat, daß ein Christ nicht zurücklegen solle, solange er noch soviel Noth um sich sehe, dem ist er treu geblieben. Das hat er mit Gottes Beistand erreichen dürfen, daß Weib und Kind in diesen Sinn eingingen. Geld und Geldeswert wurden im Familienleben nicht die Größen, die imponierten und denen man nachjagte, sondern Selbstverleugung, opfernde, dienende Liebe, und das nicht mit saurem Gesicht, sondern als etwas Selbstverständliches, als etwas, das sich so gehöre, und das gab der Familie jenes eigene Gepräge, das allen immer wieder so auffiel, die aus der brausenden, jagenden Welt dort oben im stillen Abbdörflein einkehrten. In der großen Welt huldigt man andern Grundsätzen.

Solches Unbekümmertsein um Modeanschauungen trat in manchen Dingen hervor. In so vielen christlichen Häusern gilt es als ein großer Vorzug, wenn man durch Sparbüchsen, Anlegen von Sparkassenbüchlein die Kinder, wie man sagt, zur Tugend der Sparsamkeit erzieht. Rullen hielt es in diesem Stück wie sein Vater: er meinte, es sei gegen die Kindlichkeit, wenn man der Kinder Herz schon mit diesen Dingen beschwere. Kinder sollten im Elternhause fröhlich und dankbar von den Eltern alles empfangen, was sie nötig haben. Zugleich hatte er aber auch die ernstliche Befürchtung, der Kinder Gemüt möchte durch diese Dinge zum Geiz gewöhnt werden, und das wäre ihm leid gewesen.

Durch der Eltern Vorbild wurde es den Kindern an-

erzogen, daß es im Leben immer gelte, um anderer willen etwas drangeben zu können. Und weil die Eltern es immer so hielten, ist es den Kindern nicht schwer geworden. Wie oft mußten die Kinder, auch als Erwachsene, wenn plötzlich unvorhergesehener Besuch einrückte, ihre Lagerstätte hergeben und allerlei Unbequemlichkeiten tragen, aber das tat man gerne. Bezeichnend ist folgender Zug des Vaters Kullen. Als er auf seinem letzten Lager lag, da ließ er eines Tages alle Familienglieder um sein Bett versammeln. Dieselben meinten, er wolle jetzt irgendwie Abschied nehmen oder ihnen seinen Segen geben; sie wunderten sich darüber, da es gar nicht seiner Art entsprach, solche feierliche, rührsame Auftritte zu veranstalten, aber es freute sie doch, daß sie nun ein letztes Wort vom Vater hören würden. Und was war's? Einige Zeit zuvor hatte sich eine Familie um eine größere Geldunterstützung an ihn gewandt. Es war in der Sache noch nichts geschehen, da eigentlich alle, die man darum fragte, gegen die Gewährung dieser Gabe waren. Die Sache hatte ihm nun doch innerlich keine Ruhe gelassen, und darum ließ er seine Familienglieder an seinem Leidenslager zusammenrufen, um ihnen den bestimmten Auftrag zu geben, daß sie die Bittenden befriedigten.

Was für ein zartes Liebesverhältnis zwischen dem Vater und seinen Kindern bestand, davon haben wir ein prächtiges Zeugnis in der „Staffelrede“, die er seiner Tochter Johanna an ihrem Hochzeitstage hielt, als dieselbe als Gattin des Pfarrers Busch nach Dahlerau im Rheinland zog. Wir lassen sie hier folgen:

„Du bist unsere Schwester, wachse in viel tausendmal tausend.“ 1. Mose 24, 60. So sprachen zu der aus ihrem Vaterland scheidenden Rebekka ihre lieben Familienangehörigen. Bei dem Worte: „Du bist unsere Schwester“ regten sich gewiß in ihren Herzen eine Menge von verschiedenartigen Gefühlen treuer Liebe, herzlicher Wehmut, daß sie sich von der Geliebten trennen müssen, aber

auch freudigen Dankes für Gottes wunderbare Leitung und Führung bei der Heiratsangelegenheit. Zugleich tauchten alle möglichen Erinnerungen an das seither mit der teuren Hinwegeilenden Erlebte auf. ‚Ach,‘ hieß es wohl im Herzen des alten Vaters Bethuel und der ehrwürdigen Mutter und des gerührten Laban und seiner Geschwister, ‚ach, welches goldene Zeitalter hatten wir bis jetzt miteinander! Wenn wir unsere Herden auf die Weiden brachten, so war Rebekka die rüstige, immer die erste, die den Zug voll frischen Mutes anführte. Ihr ganzes Wesen rief uns immer zu: ‚Ich habe keine Zeit, müde zu sein.‘ Wenn wir uns matt in den Schatten der Eichen gelegt hatten, brachte sie den großen Krug erfrischenden Wassers und bot auch noch Vorüberreisenden dasselbe bereitwilligt an!

Und mit welcher herrlicher Stimme sang sie uns Lob- und Danklieder, wenn sich Niedergeschlagenheit bei uns einstellen wollte! Wie wird es gehen, wenn wir künftig mit unserm Weidevieh an den Brunnen kommen und dort keine Hirten antreffen? Wer wird den großen Stein abwälzen, wenn Rebekka nicht mehr dabei ist? Ihr Mannesmut hat ja allemal die schwere Last fast allein bemeistert. ‚Auf, meine Brüder,‘ rief sie, ‚das ist für uns eine Kleinigkeit!‘ und offen war der Born. ‚Lieber brotlos, als mutlos!‘ hieß ihr Wahlspruch. Was ist uns doch solche Schwester und Tochter gewesen! Wieviel geht mit ihr fort! Zu schwer wäre uns solcher Verlust; aber der Herr hat es so gefügt; wir wollen und können ihr nichts in den Weg legen, sondern unser übervolles Herz kann jetzt nur noch ausrufen: ‚Wachse in viel tausendmal tausend!‘ Mit diesen kurzen Worten brachten sie ihr einen der allerhöchsten Wünsche dar, die es dazumal gab. Nach unsrer jetzigen Zeit und Sprache würden sie gesagt haben: Es soll dir tausendmal gut gehen. Der liebe Gott möge sich tausendfach an dir verherrlichen mit seinem Segen, Beistand, Schutz, Frieden, mit seiner Gnade, Güte, Hilfe, Treue und Barmherzigkeit. Und siehe da: der große Wunsch ging in Erfüllung. Die

geliebte Abreisende durfte werden die Lebensgefährtin und Gehilfin eines jener großen Gottesmänner, von denen der hochgelobte Herr und Heiland Jesus Christus in der Schrift so oft bezeugt: ‚Ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs.‘ Sie durfte ihren Lebensweg gehen mit dem Mann, an dem wir noch jetzt staunend hinaufblicken. In seinen Jugendjahren wurde er schon würdig erfunden, den Gang nach Morija zu machen, um dort ein Vorbild zu werden und abgeben zu dürfen von dem hingebenden, geduldigen Gotteslamm Jesus Christus. Und wie edel benahm sich dieser Isaak bei seiner Heirat, und wie großartig friedfertig in etwas späterer Zeit, als man ihm naheinander zwei Brunnen, die besonders wertvolle Besitztümer in jenem Lande waren, wegraubte. Er ließ sich's ruhig gefallen, verlor aber dadurch nichts, denn ‚selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.‘ Gott segnete ihn, und er ward, wie die Schrift bezeugt, ein großer Mann, ging und nahm zu, bis er sehr groß ward. Einmal lesen wir von ihm: ‚Er säte und kriegte desselben Jahres hundertfältig.‘

Ja, meine Lieben! Rebekka wurde glücklich; sie wuchs in viel tausendmal tausend. Sie lebt schon lange nicht mehr; aber du, liebe Johanna, bist noch unter uns. Dir rufen wir auch gemeinschaftlich zu: ‚Du bist unsere Schwester, Tochter und Freundin!‘ Bei solchem Ausspruch wogt auch vieles in unsern Herzen. Altes und Neues taucht auf. Es sind morgen 25 Jahre, daß du in diese Welt geschwinde eingetreten bist, während ich in Norntal sanft schlief. Als ich am andern Morgen hier ankam, meinten liebe Leutlein, ich werde keine große Freude an dir haben, da dir schon zwei Schwesterlein vorangegangen waren. Sie wußten es nicht recht. Wieviel Freude hast du uns bereitet! Denken wir nur an die Spaziergänge ans ‚Steinhauerloch‘, wo ihr, liebe Kinder, so sorgenlos und munter um uns herumsp ranget. Einmal lafest du ein winziges Büschelchen dürres Holz zusammen, vergaßest aber im Eifer des

kindlichen Spieles, es mitzunehmen. Nachher weintest du bitterlich aus tiefem Mitleiden mit dem ‚Krählein‘ (Holzbüschel), daß es so vereinsamt im Walde liegen müsse. Wie nahe lag der Gedanke: Das Kind hat viel Gefühl; die Tochter wird, wenn sie sich vom himmlischen Hirten leiten läßt, viel Mitleid haben mit Verlassenen, Armen, Dürftigen und sich mit Gottes Hilfe bringen lassen in die Zunft der Barmherzigen, von welchen der liebe Heiland sagt: ‚Selig sind sie; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.‘

Und wie bald sangest du Melodien: ein Hinweis, daß du Betrübte, Traurige erheben, erfreuen sollest und könntest, und daß dich der hochgelobte Heiland gerne bei den himmlischen Sängern mit den Gottesharfen einst haben möchte, die sein Lob singen ewiglich. Wenn wir später auf den Seizensfelsen gehen und das herrliche Dettinger Thal bewundern, aus welchem mein lieber Vater seine mit Gott vermählte Braut, die auch im Hausstand mit Gott vermählt geblieben ist, geholt hat, — oder wenn wir vom Passionsfelsen aus in das Uracher Thal blicken, von welchem uns das weiße Tuch der großen Bleiche gemahnt: ‚Sehet euch um die weißen Kleider zur himmlischen Hochzeit um‘, und wenn wir in diese prachtvollen Thalgründe das Lied erschallen lassen: ‚Himmelan, nur himmelan uff.‘, so wird die liebe Mutter sagen: ‚Die Kinder haben schön gesungen, aber es fehlt eben die Johanna.‘ Und wenn ich zur Erbauung meines Herzens, Gemüths und Gefühls den wunderbaren Reigen hören will, mit dem ihr, liebe Nichten und Töchter, mich so oft erquicket, die sogenannten Gegen-
sätze:

„Licht nach dem Dunkel,
Friede nach Streit,
Fubel nach Tränen,
Wonne nach Leid;
Sonne nach Regen
Luft nach der Last,
Nach der Ermüdung
Selbige Raft;

Freude nach Trauer,
Heilung nach Schmerz;
Nach dem Verluste
Tröstung ins Herz;
Kraft nach der Schwachheit,
Ruhm nach der Schmach
Sturm muß sich legen;
Stille danach.

Ruhe nach Mühe,
 Ehre nach Hohn;
 Nach den Beschwerden
 Herrlicher Lohn;
 Balsal nach Trübsal,
 Krone nach Kreuz,
 Süßes nach Bitt'rem:
 O, wie erfreut's!

Reichtum nach Armut,
 Freiheit nach Qual,
 Nach der Verbannung
 Heimat einmal.
 Leben nach Sterben,
 Völliges Heil
 Ist der Erlösten
 Herrliches Teil!"

so wird es heißen: ‚Wo ist der Sopran? Ach, er ist in Dahlerau.‘

Aber was soll ich noch weiter aufzählen? Wir müssen zum Schluß eilen. Du bist unsere Schwester, wachse in viel tausendmal tausend! Das können wir dir aber nicht mehr allein sagen; dein Bräutigam und du, ihr seid jetzt, wie wir vorhin bei der Trauung hörten, gleichsam eine Persönlichkeit geworden: ‚sie werden ein Fleisch sein‘. Also, liebe Johanna, lieber Wilhelm, wachset in viel tausendmal tausend, d. h. wenn wir's am kürzesten ausdrücken: ‚Wachset in den lieben Heiland hinein. Seid und bleibet Neben an Ihm, dem Weinstock, in solch unauflölicher Verbindung, daß weder Hohes noch Tiefes, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Antichrist noch falscher Prophet euch von Ihm trennen kann.‘

Werdet durch seine Gnade, Macht und Kraft solche Verbundene mit Ihm, wie der Psalmist, der im Psalm ausruft: ‚Wenn ich erwache, bin ich noch bei Dir!‘, den also Tag und Nacht nicht von Ihm hinwegbringen konnten, der mit dem HErrn seinem Gott einschlies und mit Ihm erwachte. Tausendmal tausend gibt eine Million. Durch solches Vereinigtsein mit dem HErrn werdet ihr Millionäre, und, weil es heißt: ‚in viel tausendmal tausend‘, so werdet ihr vielfache Millionäre.

Ein Millionär braucht nicht zu erschrecken vor kleinen und großen Auslagen; er kann alles mögliche auszahlen, wie wir dies sehen an den Millionären des Alten Bundes, z. B. einem Henoch, Noah, Abraham, Isaak, Mose, David und einem Stephanus und Paulus im Neuen Testament.

Morgen bist du, liebe Braut, 25 Jahre alt. In 25 Jahren wollen wir alle, meine Lieben, mit Gottes Hilfe, namentlich ihr lieben Hülfbener — ihr habt meiner Tochter so viele, viele Güte und Liebe erwiesen, was der Herr tausendfältig vergelten möge, — uns wieder hier an dieser Stätte zur silbernen Hochzeit versammeln; dann bin ich 92 Jahre alt, noch außerordentlich jung gegen Methusalem, und will dich, lieber Wilhelm, fragen: ‚Wie hat sich deine Braut und Frau gehalten?‘ Und dann möchte ich die Antwort hören: ‚Sie hat mir unendlich viel Gutes erzeugt, hat mich außerordentlich stets geliebt und mich nie beleidigt, nur war ich fast eifersüchtig auf den lieben Heiland, denn Ihn, diesen hohen, anbetungswürdigen Herrn hat sie noch mehr geliebt als mich; kein Wunder, daß sie in jeder Beziehung mit mir war eine gottbegnadigte, reich gesegnete Gehilfin für Herz, Amt und Haus!‘

Und wenn ich dich, liebe Johanna, frage: ‚Was hast du an dem lieben Wilhelm für einen Mann bekommen?‘ wirst du sagen: ‚den allerliebsten auf Gottes ganzem Erdboden. Es wollte mir gehen wie der Sarah. Sie sah an ihrem Gemahl hinauf, daß sie ihn nicht Mann, sondern Herr nannte um seines felsenfesten Glaubens willen und wegen seiner edeln Demut, seiner bewunderungswürdigen Friedfertigkeit, seines eifertigen Gehorsams und seines staunenswerten himmlischen Sinnes.‘

Dann, liebe Kinder, will ich tausendmal tausend Dank bringen unserem hochgelobten Gott und Heiland und will Ihm zu Preis und Ehre sagen: ‚Ihr seid gewachsen in viel tausendmal tausend. Jesu, hilf Du, hilf ihnen dazu!‘

Du aber, o großer Herr und Heiland, sei gepriesen in Ewigkeit! Amen!“

Das junge Paar wurde mit einem stattlichen Kinderhäuflein gesegnet und erfreut. Aber, ob sich die Zahl der Kinder auch mehrte, jedes Jahr standen die großelterlichen Herzen und das großelterliche Haus weit geöffnet, Kinder und Enkel aus dem Rheinland zum Besuch zu empfangen.

Alle Unruhe war ihnen nie zuviel, und sonderlich der alte Großvater umsing die Enkelein mit ganz besonderer, rührender Liebe. Wie er es verstand, mit jugendlichem Sinn auf ihre kindlichen Interessen einzugehen, davon zeugt ein Brief, den er in seinem Alter einem vierjährigen Enkelsohn schrieb:

„Mein lieber Enkelsohn!

Zu Deinem Geburtsfest wünsche ich Dir tausendfachen, ja millionenfältigen Segen. Der liebe Heiland lasse es Dir im neuen Lebensjahr recht gut ergehen, daß Du gesund bleibest, und Dir nichts Schweres begegne, daß auch der liebe Papa und die liebe Mama und die lieben Schwesterlein nicht krank werden, sondern alle Tage fröhlich mit Dir sein dürfen.

Wenn Du wieder — der liebe Heiland helfe dazu — dieses Frühjahr nach Hülben kommst, dann wollen wir mit Gottes Hilfe schöne Spaziergänge machen in die Wälder und auf die Felsen, auch können wir vielleicht prächtige Vogelnestchen mit wunderschönen Eilein sehen. Und in der Kirche will ich Dir und den lieben Schwesterlein Orgel spielen, leise und laut.

Und die Kühe mußt Du helfen trinken lassen und die Hühner füttern. Sie mögen furchtbar gern das Brot, besonders das weiße; aber weißes Brot bekommen sie nicht oft, die Hennen sind auch mit Gerste zufrieden.

Auf dem Kirchturm will ich Euch, liebe Kinderlein, auch die großen Gloden zeigen.

Und in der unteren Schule will ich Euch vom lieben Heiland erzählen. Er ist unser liebster Herr! Er lasse sein Angesicht über Dich und alle leuchten!

Dein Dich sehr liebender

Großpapa und Großmama.“

Als dieser Vater die Augen schloß, da wußten in der engeren und weiteren Familie alle, Große und Kleine, daß einer gegangen war, der für jeden ein Herz voll Liebe hatte.

4. Kullen als Herbergsvater.

Als Kullen seiner Braut am Verlobungstage sagte, er halte es für seine Person nicht für angebracht, Geld zurückzulegen, solange noch soviel Not um ihn her zu sehen sei, da hatte er seinem Leben schon das bestimmte Gepräge gegeben, daß es behalten hat bis in die letzten Tage: er wollte dienen, dienen vor allen Dingen den Notleidenden, Unterdrückten, Armen und Elenden. Seiner Meinung nach mochten andere Leute andere Aufgaben von Gott aufgetragen bekommen haben; ihm waren vor allen Dingen die Armen und Notleidenden, die innerlich und äußerlich Gedrückten auf die Seele gelegt, und dieser großen Aufgabe suchte er nachzukommen, so gut und viel er konnte. Daß er bei dieser seiner Liebesarbeit manches tat, was andern Menschen unnötig, ja unvernünftig erschien, konnte ihn innerlich wenig bewegen. Da glaubte einmal ein Bruder ihm ernstliche Vorwürfe wegen seiner weitgehenden Barmherzigkeit machen zu müssen. Und um seinen Vermahnungen rechten Nachdruck zu geben, fügte er hinzu, schon der Bruder Ulrich Fischer von Zainingen habe eine solche Barmherzigkeit eine „Lumpenbarmherzigkeit“ genannt. Da erwiderte Kullen ganz gelassen: „Vor Gott sind wir alle Lumpen.“ Für ihn war es eine ausgemachte Sache, daß ein Christ unweigerlich und bedingungslos folgen sollte der Weisung seines Herrn: „Gib dem, der dich bittet!“

Er glaubte nicht, daß der Herr einen Christen segnen könne, der nicht Barmherzigkeit übe. Er konnte im Winter, als das Holz nicht mehr langen wollte, einen Schlitten voll davon verschenken; deswegen reiche es nicht, weil man zu wenig verschenkt habe.

Bei seinem Liebesdienst lagen ihm immer zuerst am Herzen seine Hülbenener Ortsgenossen. Hülben ist keine reiche Gemeinde; abgesehen von einigen vermögenden Bauern hat es meist ganz einfache, vermögenslose Arbeiter zu Be-

wohnern. Dazu kommt, daß leider der Trunk in mancher Familie der Grund zu großer Armut ist. Kullen ist über fünfzig Jahre in Hülben Schulmeister gewesen; da kannte er jedes Gemeindeglied persönlich, und alle kannten ihn. In früheren Zeiten konnte er auch große Schärfe anwenden gegen diejenigen, welche durch Leichtsinn ihre Familien ruinierten. Er hat Trinker selbst aus dem Wirtshause geholt. Auch in späteren Jahren hat er je und je mit scharfen Worten ein schlafendes Gewissen zu wecken gesucht, aber mehr und mehr trat hervor die herzlich mitleidige, priesterliche Barmherzigkeit und der mittragende, innig liebende Sinn. Sie kamen in sein Haus mit äußeren und inneren Nöten, er redete sie an auf der Straße, wo er ihnen begegnete, den Kummervollen und Beladenen, und stets waren Herz und Hand weit geöffnet. Dabei verfolgte er mit warmem Interesse alles, was zur sozialen und wirtschaftlichen Hebung des Volkes geschah, glaubte aber, daß es jedes Christen erste Pflicht sei, durch Christi Sinn in seinem Bereiche die Not zu bekämpfen.

Auch weit über Hülben hinaus ging seine Liebe. Unzählige haben sich brieflich an ihn um Rat und Hilfe gewandt, und er hat geholfen, wo und wie er konnte. Seine Mittel hat er zu solchem Dienste stets zur Verfügung gestellt, und wo sie nicht ausreichten, da hat er sich freimütig an allerlei bekannte, vermögende Persönlichkeiten gewandt, und manche Not ist durch seine Hand gelindert worden.

„Wer Liebe sät, darf Liebe ernten.“ Das hat Kullen in reichem Maße erfahren. Seine Hülbener waren mit seinem Hause aufs engste verbunden, und es war rührend, wie sie jede Gelegenheit benutzten, ihrem Schulmeister ihre Liebe zu beweisen.

Wie allen Armen und Notleidenden, so stand sein Haus auch jederzeit allen Gästen weit offen, und es ist erstaunlich, wie mancherlei Menschen jeden Standes und Berufes in diesem einfachen Hause eingekehrt sind und beherbergt worden sind. Wie allerdings das Einkommen eines Schul-

hauses für all die Ansprüche ausreichte, bleibt ein Geheimnis. „Uns nähret allerwegen doch ein geheimer Segen.“ Bei Monatsstunden war das Haus gefüllt von Besuchern derselben; von Urach kamen die Schüler des Seminars, von Tübingen die jugendfrohen Studenten; da kamen Lehrer mit ihren Schülern; Durchreisende aus der Nähe und Ferne. Und immer hatten sie ihre Freude an dem stets fröhlichen Manne. Da kamen Gläubige aus dem ganzen Lande, die einen Quellpunkt des Gemeinschaftslebens im Schulhaus wußten; da kamen auch Leute von ganz anderer religiöser Überzeugung, und auch ihnen wurde das Herz warm für den einfachen Dorfschulmeister. Zu allen denen kamen manche Gäste aus dem näheren und ferneren Verwandtenkreis. Was war's denn, was die Leute alle so anzog? Er hat nie nach moderner Art „Zeugnis abgelegt“, nie den Leuten die Pistole auf die Brust gesetzt und sie in unnüchterner Weise nötigen wollen zu Dingen, die sie inwendig nicht hatten. Er hatte die wunderbare Gabe, beim harmlosesten Gespräch alles ins Licht der Ewigkeit zu rücken. Jeder, der zuhörte, merkte und spürte ihm etwas ab von dem Ernste der Ewigkeit. Es kam ihm dabei zu statten sein besonderes Erzählertalent. Wer einmal in seinem Hause zu Gaste war, wird niemals diese einfachen, außerordentlich anschaulichen Geschichten vergessen können, die er mit manchen belehrenden und zur Ewigkeit weisenden Bemerkungen auszuschnücken wußte. Mit solchen Geschichten hat er manchen, bei denen er zu Gast war, und viele, viele, wenn er bei irgend welchen Festlichkeiten redete, erbaut. Wir lassen hier einige davon folgen.

Die Hirsche und der Fuchs.

(Fabel.)

Weit entfernt von Städten und Dörfern lag das schöne Gebirgstal Holbau. Ostlich war es begrenzt von einem sanft ansteigenden Bergzug, den ein dunkler Buchenwald bedeckte; westlich stieß es an Hügelreihen, die himmelan strebende Tannen trugen; im Norden erhob sich ein felsiger, unzugänglicher Bergriesen mit schneebedecktem Haupt.

und im Süden verlief sich das Thal in einen länglich runden See, an dessen entzückenden Ufern das ganze Jahr balsamische Sträucher und herrliche Blumen wohlthuenden Duft verbreiteten. Vier Hirsche bewohnten diese paradiesische Erdfurche. In bester Eintracht lebten sie von Tag zu Tag. Die grasreiche, üppig beblumte Sohle des Tales gewährte stets die vortrefflichste Weide. Vormittags warfen die stattlichen Büschen angenehmen, breiten Schatten; nachmittags kam solcher ebenjo kühlend vom dichten Tannenforste. Mitten durch das Thal ergoß sich ein Bächlein, dessen kristallhelles Wasser, dann und wann über Felsblöcke fallend, die lautlose Stille lieblich unterbrach, wenn die Drosseln und Nachtigallen aufgehört hatten, mit ihren melodischen Gesängen den großen Gott Himmels und der Erden lobend zu erhöhen. Stürme konnten das wohlbeschützte Längental nicht beunruhigen, und der nur einige Wochen dauernde Winter, der nie Schnee, nur Regen brachte, belästigte auch nicht, da schrofse, überhängende Felsen dem vierblättrigen Kleeblatt vollen Schutz boten.

In größtem Wohlbehagen durchzogen sie, die vier Wohlgenährten, die saftigen Matten beweidend das Thal. Tag und Nacht bildeten sie nur eine Gruppe. So verfloß ein Jahr um das andere, und es schien, als könne nichts Unliebsames den Friedfertigen zustoßen.

Auf einmal aber verirrte sich ein Wolf in diese seltsam schöne Gebirgsgegend. Schon wollte er in heftigem Lauf die vier „Edeln“ überfallen; aber seine Naturanlage sagte ihm: „Du bist ihnen nicht gewachsen; denn bei diesen Verbündeten heißt es: Einer für alle, und alle für einen!“ Der Hungerige legte sich unter eine alte Eiche und wartete von Stunde zu Stunde auf den Augenblick, da einer der vier Hirsche sich etwa im Tannendunkel erholen, und ein anderer sich an dem blauen See erfrischen werde. Es wurde Abend, es wurde Morgen; aber die Hirsche blieben beisammen, und immer quälender wurde der Heißhunger des gierigen Laurers. Schon wollte er sich in eine andere Gegend begeben, da kam ein Fuchs zu ihm mit der Anrede: „Warum so mißmutig, mein Herr? Die Sonne scheint ja bezaubernd schön und erfreut alles, was lebt und webt!“ „Nach! nicht viel Worte,“ erwiderte der Verdrießliche, „sieh dort ins Thal! Es ist zum Sterben, daß ich keinen der Hirsche holen kann! Wenn sie nur nicht fortwährend einen Haufen bilden würden!“ — „Ich will sie rasch auseinander treiben,“ entgegnete der Listige und begab sich alsbald zu den Harmlosen.

„Guten Tag, meine Vielgeliebten,“ rief er ihnen zu, „ihr seid glücklicher als die Glücklichen dieser Welt. Ich glaubte, es gebe kein Schlaraffenland; aber ihr habt hier ein solches: der wunderbare Blick auf die Berge, die großartigen Wälder, die würzige Weide, das prächtig-hübsche Flüsschen, o ich kann nicht all das Herrliche aufzählen, das ihr genießt. Ach, daß ich der Fünfte in eurem Bunde sein dürfte!“

„Doch,“ — nun fragte er sich das Ohr, — „doch, ich mag's aber nicht sagen, etwas gefällt mir nicht ganz. Ich sehe, daß bei euren Weidegang immer die zwei männlichen Hirsche vorausgehen, und die beiden anderen stets hintennach. Diese letzteren müssen also stets mit dem zertretenen Grafe vorlieb nehmen.“ Das hintere Paar fühlte sich jetzt wie vom Schläge gerührt. „Daran haben wir noch nie gedacht! Der Langschwanz ist geschiedter als wir, der hat recht! Von heute an gehen wir voraus, damit wir Genugthuung bekommen.“

„Ach,“ antworteten die vorderen, „hört nicht auf den Noten; wir wollen unsere treffliche Ordnung nicht stören lassen; sie hat sich seit Jahren bewährt!“ Das hintere Volk gab sich aber nicht zufrieden. Vom Wortwechsel kam es zum Streit. Eine Stunde hernach grasten zwei von ihnen, die einst unzertrennlich erschienen, am nördlichen und die andern am entgegengesetzten Ende des Tales. Und die Folge? Noch am gleichen Tage verschaffte sich der Wolf, höchst schadenfroh über den Zwiespalt, den der Listige angerichtet, einen der vier Wohlgenährten, und nach wenigen Wochen waren alle von seiner Habgier ver-
schlungen.

Merke:

1. „Eintracht gibt Macht; Zwietracht bringt Unmacht!“ Oder noch besser — denn das Wort Gottes überragt alle Menschenworte — sagt jenes Sprüchlein, das wir in unserer Jugend auswendig gelernt haben: „Siehe, wie fein und lieblich ist's, daß Brüder einträchtig beieinander wohnen. Dasselbst verheißt der Herr Segen und Leben immer und ewiglich!“ Die Jünger des lieben Heilandes waren früher auch nicht immer in gänzlicher Übereinstimmung. Wir lasen von einem Rangstreit, den sie hatten. Als aber der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmütig beieinander, und nun konnte der Heilige Geist in reichem Maße über sie ausgegossen werden. Mein lieber Vater erzählte mehrmals von zwei hiesigen Bürgern, die als Nachbarn einen gemeinsamen Hof inne hatten. Wenn im Frühjahr Jokole zuerst Holz auf denselben brachte, so fragte er: „Friederle, wo darf ich es hinsetzen?“ — „Jokole, wohin du willst!“ — Hatte aber Friederle seinen Holzwagen zuerst hergeführt, so fragte er: „Jokole, wohin darf ich es abladen?“ — „Friederle, wo es dir beliebt,“ war die Antwort. Diese beiden Friedens-

männer leben schon lange nicht mehr, aber oft werden sie zu ihren Lebzeiten erfahren haben: „Friede ernährt!“

„Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gotteskinder heißen.“ Matth. 5, 9. — Und Sprüche 15, 17 stehen die Worte: „Besser ist ein Gericht Kraut mit Liebe, denn ein gemästeter Dohse mit Haß.“ Und es wäre oft so leicht, Friede und Einigkeit zu erhalten. Wenn dein Bruder, oder dein Schwager, oder deine Schwiegermutter, — denke an das wunderschöne Verhältnis der Naemi und der Ruth (Büchlein Ruth) — oder auch deine Frau, dein Mann uff. gerade erregt sind, — es ist solches bei so mancherlei Begegnissen und Umständen des Lebens oft so bald geschehen — so bleibe du, wenn du etwas ungute, scharfe Worte hören mußt, recht freundlich stille. Denke: der liebe Heiland ließ sich so ungerecht anklagen, — und Er blieb stille. Wollen wir, wenn der Herr über Leben und Tod uns von hinnen ruft, zum himmlischen Frieden kommen, so müssen wir uns durch seine Gnade und Kraft jetzt in der lieben Gnadenzeit zu Friedenskindern machen lassen. Wie drang es in mein Herz, als ich in Engstlatt bei Walingen an dem Totenbett des werten entschlafenen Pfarrers Brigel stehend einen andern, der neben mir die lieblichen Gesichtszüge des teuren Dahingeshiedenen noch sehen wollte, sagen hörte: „Dieser war ein Friedensmann; wo er stand und war, konnte es keine Streitigkeiten geben.“

„Jesus, hilf Du, hilf mir dazu!“

2. Gleiche nicht dem Fuchs!

Du, mein lieber Vetter, — laß mich gleichnißweise reden — besuchst deinen Sohn, der sich vor fünf Monaten verheiratete, zum ersten Mal. Nur zwei bis drei Tage gedenkst du bei ihm zu bleiben, denn du weißt, daß auch die wertesten Besuche je und je lästig werden können, und es ist dir bekannt, daß der muntere Dr. Barth in Calw geäußert hat, die lieben Gäste freuen ihn zweimal, das erste Mal,

wenn sie kommen, das zweite Mal, wenn sie gehen. Das letzte Vergnügen möchtest du deinen Lieben nicht bereiten. Mein du beschädigst auf einem Abendgang deinen Fuß, und vierzehn Tage lang mußt du dir viel freundliche, gastliche Liebe erweisen lassen. Die jungen Eheleute lieben sich sehr; eines würde das Leben für das andere lassen. Du hast Zeit, sie nach allen möglichen Seiten zu beobachten. Ihr Glück ist dein Glück, und hoch erfreut ist dein Herz. Und doch — war es möglich, daß dies geschehen konnte? — sagst du am letzten Abend, während die Schwiegertochter ausgegangen ist, zu deinem Sohn: „Deine liebe Frau und du verstehet einander vorzüglich. Da bemerkt man nicht die leiseste Spur von Reibereien. In eurem ganzen gegenseitigen Benehmen herrscht die feinste und tiefste Harmonie. Deine wackere Frau liebt und achtet dich großartig. So ist es recht! Freilich, es ist kein Wunder, du hast ihr auch großes Recht eingeräumt. Sie ist eigentlich der Mann im Hause, und ohne daß du es merkst, steht du unter ihrem Pantoffel.“ — Von dieser Stunde an schlug das Herz des Sohnes nie mehr so warm wie seither für seine Gattin.

3. Höre nicht auf den Fuchs, wenn du etwas Unrecht ertragen mußt!

Wie wohl und weise hätte das hintere Paar unserer Hirsche gehandelt, wenn es dem Langschwanz, als es merkte, er will den Frieden stören, zugerufen hätte: „Scher' dich, oder unsere Geweihe werden dich durchbohren!“

Mein sanfter, milder Vater bereitete in früherer Zeit einen Jungen von Urach zum Lehrerstande vor. Seine Eltern waren Freunde unseres Hauses. Wenn nun der Sohn einige Zeit während der Ferien zu Hause gewesen und wieder hieher zurückgekehrt war, konnte mein Vater in naiver Weise zu ihm sagen: „Hast du uns auch recht verschwätzt (über uns geklagt) bei deinen Eltern?“ Dann erwiderte der kindlich einfältige Sohn einmal: „Ja, da

konnte ich nicht ankommen! Als ich sagen wollte, was mir im Hülbener Schulhause nicht ganz gefalle, rief meine Mutter: „Still! still! Ich will nichts hören. Der Schulmeister in Hülben ist ein Christ!“ Die verständige Frau wußte, daß auch bei einem wahren Christen noch Schwächen vorkommen können; aber weil sie das liebliche Verhältnis, in welchem sie zu meinen Eltern stand, auch nicht im geringsten erschüttern lassen wollte, so mochte sie nichts von den Schattenseiten derselben erfahren. Wie bedauerte ich vor mehreren Jahren, daß mir jemand über einen wackeren Christen sagte, den ich hin und wieder so gerne und mit Segen über Gottes Wort reden hörte: „O, er ist recht geizig.“ Von da an war mir der Segen, wenn ich dem lieben Manne wieder zuhören konnte, wie weggestreift und zwar so lange, bis mir gesagt wurde: „Nein, er ist ein himmlisch gesinnter, wohlthätiger Mann; aber seine Frau ist mit genanntem Übel behaftet“. Wie ernstlich nahm ich mir vor, kräftig meine Ohren dem zu verschließen, der mir in mißliebiger Art einen meiner Mitmenschen zu verdächtigen sucht! Und man sollte solchem Übelwollenden allemal zurufen: „Statt (über deinen Nächsten) zu klagen, bete mehr!“

4. Deine Fehler lasse dir aber gerne offenbaren!

Der Fuchs, so verwerflich auch seine Absicht war, hatte doch etwas Wahrheit geredet. Die vorderen Hirsche hätten alsbald nach der Anrede des Schlaunen einsehen sollen: Es ist allerdings nicht richtig und nicht schön, daß wir auf der Weide immer vorangehen, und weil die hinteren verlangen, daß bei uns abgewechselt werden soll, wollen wir nachgeben. Auf diese Weise wäre der Friede nicht gestört worden. „Der Weise läßt sich sagen.“

Jener Künstler, wie erzählt wird, stellte sein gelungenes Gemälde an einem Ort auf, wo viele Leute vorübergingen. Er verbarg sich hinter demselben, um zu hören, was man über das Kunstwerk sage. „Ganz vortrefflich

ist diese Frau! Der Maler ist ein großer Meister. Nur hat er einen Absatz an den Schuhen seines wundervollen Bildes etwas höher gemacht als den andern," — äußerte ein Schuhmacher. Der Künstler sah nach und war dem Kritiker dankbar, daß er ihn auf die Ungenauigkeit, die er selbst nicht entdeckte, aufmerksam gemacht hatte.

Man berichtet auch von einem Herzog, er habe eine Jagd veranstaltet, um einen besonders stattlichen Hirsch lebendig und ganz unverletzt bekommen zu können. Die erfahrensten Forstleute und Jagdverständigen wurden berufen; ein Garnwerk wurde ausgespannt. Die Treibmannschaft verfolgte das schöne Tier in der Art, daß es notgedrungen sich auf das Netz stürzen und sich darin sanft verwickeln mußte. Aber mit hohem, gewandtem Sprung setzte der Gejagte über dasselbe. Es wurde anders gelegt, höher gestellt. Abermals „slog“ der Hirsch darüber. Weitere Versuche blieben erfolglos, „So hätt' ich's nicht g'macht," flüsterte ein Büblein in der Nähe des Herzogs. Dieser wandte sich zu dem Kleinen, ihn fragend, wie er es gemacht hätte. Zutraulich antwortete er: „Herr Herzog, so und so.“ Die Durchlaucht befahl, den Rat des Drolligen zu befolgen, und rasch war man des Behenden habhaft.

Einmal sagte mein Nebensitzer an der Tafel des gastfreundlichen Pfarrhauses in Würtingen zu mir: „Ich möchte Ihnen gerne etwas sagen, aber Sie könnten es übelnehmen.“ — „Nein," erwiderte ich, „denn in einem Sprüchlein steht: ‚Der Gerechte schlage mich freundlich.‘ Du bist ein Gerechter, sprich dich völlig offen aus.“ Er rügte mich nun und sagte, daß ich mich unlängst zu scharf über eine Tätigkeit im geistlichen Gebiet ausgesprochen habe. Ich dankte für seine Zurechtweisung.

Kürzlich sagte zu mir einer meiner Schüler: „Ihr Hemdtragen ist offen!" — Antwort: „Du bekommst hiefür eine Stahlfeder.“

Unsere Fehler sehen andere Menschen gewöhnlich früher und besser als wir selbst; seien wir also nicht schroff

und unzugänglich, sondern dankbar, wenn wir von hoch oder nieder, von alt oder jung auf sie aufmerksam gemacht werden.

5. Greife alte, bewährte Ordnungen nicht an!

Wie glücklich wären die Hirsche gewesen, wenn alle vier einstimmig dem Fuchs erklärt hätten: „Unsere Weidenordnung ist seit vielen Jahren dieselbe, die nämliche, und wir haben uns dabei, wie du siehst, äußerst gut befunden.“

Die Gewohnheit ist eine große Macht. Unser Salzbehälter hatte in meiner Jugendzeit seinen Ort in der Küche links von der Türe; später wurde er rechts gehängt. Aber wie lange — wohl zehn bis zwanzig Jahre später — konnte es mir begegnen, daß ich, wenn ich von dem erfrischenden Gewürz auf mein Stück schmackhaftes Schwarzbrot streuen wollte, nach links lief. Du hast dir in deinen jüngeren Jahren angewöhnt, morgens frühe aufzustehen, denn „Morgenstund' hat Gold im Mund“; und dein Beten, Lesen, Arbeiten war von Segen begleitet; „es gab dir ein Stück“. Später meintest du, wie Isaschar (1. Mose 49), daß deiner Bequemlichkeit die Ruhe wohl tue, und du hieltest morgens viel auf „liegende Güter“; seither kannst du mit deinen Geschäften fast nicht mehr fertig werden.

Wie ist unsere Welt und Zeit mit der leidigen Mode geplagt! Meinen schönen Burnus, den mir seinerzeit die liebe Stadt Münsingen verehrte — meine liebe Ehehälfte ist dort geboren — konnte ich in ferneren Jahren nicht mehr tragen: er war zu sehr aus der Mode gekommen. Die Tyranei von Mode läßt so viele Menschenkinder gar nicht zur Ruhe kommen, weil sie dem Grundsatz huldigt: „Immer etwas anderes!“

6. Nach großer Windstille kann gewaltiger Sturm kommen.

Die Hirsche, wie oben bemerkt, hatten es lange Jahre mehr als gut. Sie erfreuten sich Tag für Tag besten Wohl-

jeins, angenehmer Witterungsverhältnisse, kräftigster Weide, lieblichster Ruhe und anderer guter Dinge. Sie meinten nach und nach, es müsse so sein; sie fühlten sich deshalb nicht in solcher frohen und dankbaren Stimmung wie früher. Aber plötzlich kamen die Unglücksschläge.

Wir Menschen sind auch in der Gefahr, Wohlthaten, die wir lange Zeit genießen dürfen, endlich als einen Raub dahinzunehmen. Wir erwachen zum Beispiel jeden Morgen gesund; wir erblicken mit sehenden Augen das Tageslicht; wir verlassen mit ungelähmten Gliedern das Nachtlager; wir genießen mit Wohlbehagen unser Schüsselchen gute Milch und ein gut gebackenes Stückchen Brot; wir gehen mit Mut und Rüstigkeit an unsere Berufsgeschäfte; wir haben im Umgang mit unserm Gott und HERRN viel geistlichen Segen; wir legen uns in unangefochtener Ruhe und stillem Frieden nachts wieder nieder und ruhen sanft bis zum folgenden Morgen: Sollten unsere Herzen nicht von unaufhörlichem Lobe Gottes durchdrungen sein, so daß es innerlich forttönt: „Lobe den HERRN, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes tut?“ Allein man wird des Guten gewöhnt. Das Bewußtsein, alle diese und viele andere Wohlthaten seien immer wieder neue Gnadengeschenke, die der gnädige Gott auch entziehen könnte, tritt allmählich in den Hintergrund.

Meine älteste, liebe Schwester Sophie, die in Basel ihren Reifestab niederlegte, wurde in ihren jüngeren Jahren hier nachts einmal von entsetzlichen Leibschmerzen überfallen. Ein Bote, der seine Schritte verdoppelte, fast verdreifachte, wurde nach Urach zum Arzte geschickt, und der liebe Gott segnete dessen Mittel so, daß die Erkrankte auf fallend schnell genas. Nachher sagte mein lieber Vater zu einem Freunde: „Der liebe Gott kann einen dankbar machen für ruhige Nächte.“

Als Lehrer und Kirchenältester besuchte ich hin und wieder das blinde alte Margaretle, dessen lieber, besorgter, geordneter Mann gestorben war. Wie wonneentzückt

wäre die bemitleidenswerte Frau aufgehüpft, wenn ihre Augen auf einmal wieder hell geworden wären, wenn sie ihre Kinder und Enkelchen, die wunderbare Gottesnatur hätte wiedersehen, in der Heiligen Schrift wieder lesen, wieder kochen, nähen und stricken können! Du kannst und darfst dies alles oder anderes täglich besorgen. Aber, wo bleiben deine Dank- und Jubellieder?

Als ich in früheren Jahren den neben der Kirche wohnenden, elenden B. einmal besuchte, — der Arme stand kaum im mittleren Mannesalter, war aber so gelähmt, daß man ihn heben und legen mußte. Wie lange saß er oft auf dem harten Lehnstuhl; er konnte ja selber nicht ins Bett gelangen; — erzählte er mir, es habe ihm geträumt, er sei gesund gewesen und habe wieder stehen, gehen und arbeiten können; er habe sich unaussprechlich glücklich gefühlt. Da sei er aufgewacht und habe gemerkt: „Ach, es war nur ein Traum!“ — Ich mußte mir sagen: Bei mir ist es kein Traum, ich kann stehen, gehen, im Haus und Amt walten. Wo ist aber die stets dankbare Stimmung?

Es kann auch anders kommen. Laß es dir deshalb nicht zu wohl sein! Werde nicht sicher, nicht übermütig! Von der ersten christlichen Gemeinde lesen wir in der Apostelgeschichte, nachdem sie Ruhe und Frieden gehabt habe, habe sie sich erbaut. Sie erstarke innerlich, sammelte viele Glaubens- und Geisteskräfte. Auch die Festungen baut man in ruhigen Zeiten.

Der große, edle Moltke legte die Hände in der Friedenszeit auch nicht in den Schoß. Man sagt von ihm, er habe zu dem, der ihn von der Kriegserklärung Frankreichs benachrichtigt habe, gesagt: „Dort im Kulte, rechts in der oberen Schublade.“ Was fand sich dort? Ein ganz genau gefertigter Kriegsplan.

Die drei Doktoren.

„Wie kommt es, teuerster Großonkel, daß du so sehr alt wirst; deine Härlein sind alle silberweiß, und deine lieben Wangen sind voll

von Falten und Runzeln, und doch kannst du so rasch noch gehen und so schnell die Treppe steigen, und du hast keinen kurzen Atem, und beim Briefschreiben zittern deine lieben Hände gar nicht; wenn du singst, schettert deine Stimme nicht so, wie es die Töne des Nachbarn tun, wenn er bei der Hausandacht seinen Paß hören läßt. Wie kommt dies?" fragte der neunjährige Mina den 89jährigen vielgeliebten Oheim, der ihr schon so manche wichtige, biblische Geschichte Alten und Neuen Testaments erzählt hatte. „Liebes Kind,“ erwiderte derselbe, „unsere Tage sind in Gottes Buch geschrieben; unser Leben steht in seiner Hand; wir können unserer Lebenslänge ohne Gottes Willen keine Elle zusetzen; doch habe ich seit meinen jungen Jahren stets drei Ärzte benützt, nämlich 1. den Doktor Mäßigkeit oder Diät, 2. den Doktor Motion oder Bewegung, 3. den Doktor Fröhlich.

Laß dich, liebes Minachen, auch von denselben beraten, und der liebe Gott gebe seinen Segen dazu. Er belohnt aus Gnaden unsere Treue, und es ist wahr, was meine liebe Mutter, die du freilich nicht mehr kanntest, in meinen Schuljahren zu mir, wenn ein größerer Spruch nicht in mich hineingehen wollte, gesagt hat:

„Auf Müß' und Schweiß
Und steten Fleiß
Läßt Gott Gedeihen fließen.“

So sieht Er gewiß auch den Fleiß gerne, den man darauf verwendet, gesund und rüstig zu bleiben; denn es steht in seinem Worte: ‚Warte des Leibes und pflege ihn.‘ Das will nicht heißen: „Sitz viel im Sofa und stehe recht spät vom Nachtlager auf; nein, das gleiche Wort Gottes empfiehlt uns, wir sollen die geschäftigen Ameisen ansehen und von ihnen Fleiß lernen.“ — —

1. Den Doktor Diät (Mäßigkeit) betreffend erinnert sich Schreiber dieses des Herrn Weinhändler S. in Stuttgart. Er wohnte in der Königsstraße. Das erste Weinfäß an der Treppe seines großen Kellerraumes hielt 75 Eimer, also über 200 Hektoliter, und ließ auf das großartige Lager von schwereren und leichteren, von teuren und billigen Weinen schließen. Öfters kam ich zu diesem wohlhabenden Herrn; zwei seiner schwachbegabten Söhne waren unsere Pfleglinge; aber nie habe ich ihn betrunken getroffen, und er starb in hohem Alter. — Und wie war mein lieber Schwiegervater Herr über seinen Gaumen! Das vorzüglichste Stückchen Schlachtbraten, die saftigste Preßwurst, die wohl-
duftendste Punschorte bestimmten und zwangen ihn nicht,

zuzugreifen, wenn er sich satt fühlte. Der liebe Mann erreichte ein Alter von 84 $\frac{1}{2}$ Jahren.

2. Den zweiten Arzt Motion (Bewegung) achtete mein Vater sehr. Wenn er wegen Regens, Schneegestöbers oder Sturmwindes nicht ins Freie gehen konnte, so lief er gerne die Treppen des Hauses von unten bis oben ab, im Gehen gewiß innerlich viel betend, lobend, fürbittend als gläubig frommer Mann. Er war der Erstgeborne und überlebte alle seine Geschwister. Auch andere Arten von Regsamkeit und Bewegungen waren bei ihm wahrzunehmen. Wenn eines seiner Kinder bei Nacht wegen heftiger Zahnschmerzen nicht zu beruhigen war, holte er die Violine und geigte so meistermäßig drauf und drein, daß das Leidende der Qual nicht mehr nachhängen konnte.

Was den dritten Doktor, guten Humor oder Doktor Fröhlich betrifft, so ist es viel wert, wenn man ein heiteres Gemüt hat. Es sind schon etwa zwanzig Jahre her, daß der alte Vetter Karl Buck von Beuren mit mir ein Kinderwägelchen zog, in dem unser kleiner Hermann lag. Dieser schrie furchtbar und wollte sich nicht zum Schweigen bringen lassen. Endlich waren wir in der Nähe der Steige, wo sich das prächtige Neussener Tal so wunderbar eröffnet, angelangt. Da sagte ich zu meinem Begleiter: „Es ist mir eine große Verlegenheit, daß mein Söhnlein nicht zur Stille kommt.“ Karl antwortete getrosten Mutes: „Laß ihn schreien; in dies Tal geht noch viel hinein, bis es voll ist.“ Wie gerne hörte ich diese Worte!

Unser Bauer W. besorgt uns seit langen Jahren das Pflügen unserer eigenen und der Besoldungsfelder, auch muß er hin und wieder mit seinem Wagen Dienste leisten. Einmal holte er Krauthauptchen (Weißkohl) im „Gassenacker.“ Ich räumte inzwischen die Scheune auf, damit er ungefümt in dieselbe einfahren könne. Nun wurde er aber noch auf dem Acker von einem heftigen Platzregen überfallen und so durchnäßt, daß an seinem Rock kein einziger Faden trocken blieb. Voll Angst erwartete ich den

Augenblick, in dem er mit widerwärtigem Gesicht ansahren und mürrischem Wesen Ausdruck geben werde. Aber mit der freundlichsten Miene kam er angefahren und sagte: „Herr Schullehrer, heute braucht man doch nicht in die Hände zu spucken.“

Und der Nachbar Frieder, der dienstfertige, wohlwollende Mann, konnte, wenn er hemdärmelig auf's Feld fuhr und unter starkem Regen zurückkehrte, sagen: „Herr Nachbar, 's Rittele ist, gottlob, doch nicht naß geworden!“ Und jener freundliche Eheherr pflegte zu seiner lieben Hälfte, wenn sie jammernd ausrief: „Schon wieder habe ich 38 Mark für den Haushalt ausgegeben,“ zu sagen: „Es ist besser, als wenn du 83 ausgegeben hättest.“ Das Sprichwort sagt: „Auf einen bösen Markt gehört ein guter Mut.“

Mein Vater hatte in Mundelsheim manchmal über 200 Schüler zu gleicher Zeit in einem Saal zu unterrichten. Es war ihm wohl in der Schule, und er sagte noch in älteren Tagen: „Ich bin gerne in meiner Familie, ich bin gerne bei lieben Besuchen, gerne in erbaulichen Gottesdiensten und Versammlungen; aber das süßeste Gefühl habe ich in meiner Schule.“ Aber einmal verließ er seine Schüler gründlich müde. Raun war er ins Wohnzimmer getreten, so bat ihn seine Frau Prinzipalin, ihr bei irgend einer Arbeit im Garten zu helfen. Als bald war er bereit, allein innerlich hieß es: „Man mutet dir doch gar zu viel zu“, und er empfand eine gewisse „Finsternis“ in seinem Herzen. Das merkte er daran, daß er mit seiner Prinzipalin durchaus nicht sprechen konnte. Bald aber sagte er zu sich selbst: „Du stehst nicht richtig; ein Christ darf nicht eigenliebig und empfindlich sein.“ Er wußte, daß die Unlust weiche, sobald er ein Wörtlein rede. Es fiel ihm aber nichts ein, während er sonst prächtig zu unterhalten wußte. Dann dachte er: „Ich breche irgend etwas vom Zaun,“ und es kamen die Wörtlein über seine Lippen: „Sehen Sie, Frau C., wie schön diese Blüten sind!“ Und wirklich, er war

jetzt wieder ein anderer Mensch. Sonnenschein war in sein Inneres und auf sein Angesicht gekommen. „Seid allezeit fröhlich!“

Der Schuß ins Punktum.

Wilhelm machte seinen gläubigen, frommen Eltern viel Freude durch sein kindliches, natürliches, aufrichtiges und für das Seelenheil außerordentlich empfängliches Wesen. Welche Freude wäre es für sie gewesen, wenn er sich bei der Rekrutierung frei gezogen hätte! Des Herrn, des guten, himmlischen Hirten, Gedanken waren andere, und sowohl die Losziehung als die Musterung riefen ihn zum Waffendienst. Obwohl er auch beim Militär stets treu zu sein suchte, wurde er doch bald von seinen Kameraden „Mucker, Pietist“ gescholten, denn er schämte sich des Evangeliums von Christo nicht; er ließ sich die Kraft, Mut und Freude schenken, täglich im geliebten Neuen Testament oder in den Psalmen zu lesen, auch abends vor dem Schlafengehen und morgens nach dem Aufstehen zu beten. Auch übernahm er sich nie im Trinken; alle Schmähungen und allen Spott ertrug er mit freundlicher Ruhe.

Nach einem halben Jahre kam das Probefchießen. Jeder von der Kompagnie hatte dreimal auf die Scheibe zu feuern. Endlich kam es an Wilhelm. Vorher sagte er ohne Bewegung der Lippen zu seinem Herrn: „Wenn Du mich heute zu Ehren bringen wolltest, nachdem ich um Deinetwillen schon viel Verachtung erfahren mußte, hätte ich nichts dagegen. Doch dein Wille geschehe!“ Er zielt: Puff, paff! Die Kugel durchbohrt das Zentrum, das Schwarze! „Alle Welt!“ sagt der aufsichtführende Leutnant, „solch guter Schuß ist schon lange nicht mehr gefallen!“ Wilhelm ladet zum zweiten Mal! „Herr, stärke mich!“ Die Kugel trifft den gleichen Punkt. „Sackerment noch einmal; was ist's mit dir, kannst du liegen?“ Wilhelm schießt die dritte Kugel ins Gewehr; sie fliegt wieder durchs Zentrum. „Es ist nicht möglich, daß der Bursche so gut schießt. Er muß eine besondere Vorrichtung an seinem Gewehr haben,“ ruft voll Staunens der Vorgesetzte, — „gib mir dein Gewehr einmal her!“ Der Leutnant zielt längere Zeit, aber er trifft nicht einmal die Scheibe. Von nun an war Wilhelm der Geachtete. Er aber sagte innerlich demütig: „Dir, lieber Heiland, allein die Ehre!“

Ich habe, lieber Leser, schon viele, viele schlechte Schüsse in meinem zurückgelegten Leben leider, leider abgegeben, und die fünfte Bitte des Vaterunsers ist mir besonders wichtig. Einmal aber ließ es mir Gott gelingen. Während ich nachmittags Schule halte, kommt eine hiesige

Mitbürgerin, eine meiner früheren Schülerinnen, zur Türe herein und bittet mich, ein wenig in den Flur hinauszukommen. Als bald war ich bereit, aber auch als bald nicht wenig verwundert, daß die Frau voll Aufregung mich anherrschte: „Solche dumme Sachen, wie Sie machen, hat Ihr Herr Vater nicht gemacht.“ Nun, meinen lieben Vater konnte ich mir schon vorwerfen lassen, allein die Schreiende war in solcher Hitze, daß schon ein Schwung in meinen Arm fuhr und ich ihr eine solche Ohrfeige geben wollte, daß das nach Norden schauende Gesicht nach Süden rotentflammt geblüht hätte. Aber wie steht geschrieben? So deine Hand dich ärgert, so haue sie ab! Ich lasse sie sinken und sage ganz gelassen: „Sophie, erst vor ganz kurzer Zeit sagte ich — der Wahrheit gemäß — zu meiner Frau, du, Sophie, seiest das fleißigste Weib in unserer ganzen Gemeinde.“ Plötzlich war die Erregte wie ein umgekehrter Handschuh, und sie sagte lieb abtittend: „Herr Schullehrer, nehmen Sie mir's nicht übel; es war nur so ein geschwindes Aufbrausen.“ — „Ach, was werde ich's übelnehmen!“ — Hätte ich der Frau eine Ohrfeige verabreicht, so hätte ich wahrscheinlich vier Wochen „spinnen“ müssen. Vormals nannte man die Gefängnisse „Spinnhäuser“, weil die Insassen an Kankeln spinnen mußten. Und wenn das Weib mich später in einer Grabrede hätte davon reden hören, wie wir, solange wir noch leben, wichtige Gnadenzeit haben, auch sollen in Jesu Kraft recht gelassen, geduldig und sanftmütig uns betragen, hätte sie stille vor sich hin gesagt: „Der kann schön vom Sinne Christi sprechen, aber mir hat er einmal eine Ohrfeige gewidmet, die ich heute noch spüre.“

Friedrich II. und der Kandidat.

Hell war die Sonne emporgestiegen; ein milder Windhauch durchzog Feld und Wald, und nirgends war am Himmelsgewölbe ein dunkles Wölkchen zu erblicken, als König Friedrich II. sich zu einem Morgenausgang anstaltete, in einfachem, bürgerlichem Gewand. Bald hatte er den Buchenwald erreicht, dessen junges Grün durch die Juniwärme schon etwas dunkler geworden war. Frisch atmete er auf; die Nacht

zuvor hatte er viel gearbeitet, gelesen, geschrieben. Er hatte keine Zeit, müde zu sein. Doch fühlte er sich jetzt im Duft der Bäume, Blumen und Blüten besonders erheitert. Amseln, Drosseln und Zinken wetteiferten, mit melodischen Gesängen dem großen Gott und Schöpfer Himmels und der Erde Lob und Ehre an diesem schönen Sommertage darzubringen. „Wie schön ist es in der Natur,“ sprach der Monarch vor sich hin, aber als sich seine Gedanken noch weiter in Worte kleiden wollten, wurde er unterbrochen durch den Laut: „O, wie miserabel!“ Der König sieht nach der Stelle, von welcher der Ausruf kam, und er bemerkt im Schatten eines alten Eichbaums einen schwarzgekleideten, außerordentlich talentvoll aussehenden jungen Mann. „Guten Morgen!“ spricht die Majestät. — Keine Antwort! „Guten Tag!“ wiederholt der König seinen Gruß. — Abermals keine Erwiderung! Der hohe Grüßende tritt dem Schweigsamen näher, und mit schallender Stimme ruft er: „Ich wünsche Ihnen einen recht guten Morgen.“ — „Lassen Sie mich in Ruhe,“ sagte nun endlich der Ungeredete. „Warum denn? Ich möchte gern Ihre mißvergünstigten Gesichtszüge verschuechen und Sie ebenso fröhlich machen wie die munteren Vögel, deren Lieder mich in dieser Morgenstunde so sehr erquicken.“ — „Stören Sie mich nicht weiter!“ entgegnet der Erbitterte. Der König läßt sich nicht aus der Fassung bringen. Freundlich fragt er: „Was fehlt Ihnen?“ — „Gehen Sie Ihres Weges,“ ruft voll Ingrimm der Schwarzgekleidete. „Ach,“ sagt der Herrscher, „teilen Sie mir Ihr Anliegen mit.“ — Nach und nach wird der Verdrossene artiger, und endlich erfolgt auf fortgeschicktes, wohlwollendes Fragen von seiten des königlichen Herrn die Antwort: „Es ist kein Wunder, wenn man verdrießlich ist.“ — „Warum?“ — „Weil die preußischen Gesetze mehr als schlecht sind.“ — „Wie so?“ entgegnet verwundert der Landesfürst. Nun erzählt der Liegende, der sich jetzt zu sitzender Stellung erhebt, folgendes: „Ich bin Theologe, habe vor mehreren Jahren die allerbeste Note, die je gegeben wird, in der Dienstprüfung erhalten, bin aber immer noch nicht fest angestellt, während meine Altersgenossen und eine Zahl noch jüngerer Leute sich prachtvoller Ämter erfreuen. Solche Ungerechtigkeit, Parteilichkeit! O daß doch . . .!“ Die großen, hellen Augen des Königs wollen sich etwas verdunkeln und heftigen Blick werfen; allein er bezwingt sich, und mit holder Stimme spricht er zu dem jungen Mann: „Mein Herr, wenn Sie ein Gottesgelehrter sind, so werden Sie auch die Heilige Schrift gut kennen. Sagen Sie mir, auf welcher Seite unser Heiland auf den Esel gestiegen ist, als er zum letzten Mal nach Jerusalem ritt?“ Mit barscher, unwirschlicher Stimme erwidert der Gefragte: „Entweder auf der linken oder auf der rechten.“ „Mein, mein Herr,“ fällt der König ein, „er ist weder auf der linken, noch auf der rechten Seite auf das Lastthier gestiegen, sondern man setzte ihn darauf. Sehen

Sie, Herr Kandidat, wenn Sie die Bibel so wenig kennen, wie sich eben zeigt, so haben Sie kein Recht, böse zu sein, daß Sie noch kein Pfarramt bekleiden dürfen. Lesen Sie von heute an genauer und pünktlicher das Bibelbuch. Leben Sie wohl!"

Friedrich ging noch weiter in das Waldesdunkel hinein, kehrte aber — er war innerlich ziemlich bewegt über den Vorwurf, der seinen Gesetzen und Verordnungen gentscht worden war — nach kurzer Zeit in die Residenzstadt zurück und begab sich alsbald zu den in einer Sitzung versammelten Oberkirchenräten mit der Frage, ob nicht in nächster Zeit ein theologisches Examen stattfinden. „Majestät," antwortete ehrfurchtsvollst der Präsident des Kollegiums, „ein solches ist auf die kommende Woche anberaunt, nur ist bedauerlich, daß sich nur zwei Pfarrgehilfen zu demselben gemeldet haben.“ „Ei," bemerkte der König, „berufen Sie auch den Kandidaten N. — der hohe Herr hatte sich dessen Namen vor dem Weggehen noch sagen lassen — zur Prüfung.“ „Gewiß, Majestät, doch möchte mir gestattet sein, mitzutheilen, daß dieser Kandidat vor einigen Jahren ein vortreffliches Examen bestanden hat.“ „Schön," entgegnete Friedrich, „berufen Sie ihn auf meinen besonderen Befehl nochmals!"

Raum hatte in folgender Woche die Prüfung einige Stunden gedauert, als die Majestät mit königlicher Uniform in den Prüfungsaal eintritt. Mit untertänigster Ehrerbietung verneigen sich die Professoren und die drei Kandidaten. Derjenige aber, der vor acht Tagen unter dem Blätterdach der Eiche sich so barßig benommen hatte, wird totenbleich; sein Inneres klopft derart, daß auch die Kleider zittern. „Ist denn jener Herr," denkt er, „dem ich keinen Gruß entbot, den ich keiner Antwort würdigen wollte, mein Landesvater gewesen?"

Dieser aber tut, als wenn er gar nichts von jenem Vorfall wüßte. Gänzlich unbefangen blickt er die jungen Herren an und fragt den prüfenden Professor: „Erlauben Sie mir, daß ich auch einmal examiniere?" „Zu Befehl, Majestät."

Der König ersucht nun die Kandidaten, sich vor ihn zu stellen. „Stellen Sie sich, mein Herr, zu meiner Rechten, und Sie vor mich, und Sie — es war der Bekannte — zu meiner Linken!" — „Meine Herren," so redet er jetzt die Prüflinge an, „es ist in der besten Gegend unserer preussischen Landesteile gegenwärtig eine besonders treffliche Pfarrstelle vakant. Ich lege Ihnen eine einzige Frage vor; welcher von Ihnen diese ganz richtig beantworten kann, der kann sogleich die Pfarrstelle beziehen. Sagen Sie mir — der König wendet sich nach der rechten Seite — als unser Herr und Heiland auf einem Esel nach Jerusalem ritt, auf welcher Seite ist er auf denselben gestiegen?" Der Gefragte wird überrot. Blitzschnell fährt's durch seinen Kopf: „Wenn ich nur, wie ich zuerst auch noch wollte, die morgenländischen Sitten und Gebräuche vorher studiert hätte!" Er antwortet schließlich: „Maje-

stät, auf der rechten Seite.“ — „Nein! Sagen Sie es mir!“ — An den zweiten Kandidaten kommt die Reihe. Derselbe spricht mit freudig=gestrohtem Mut: „Auf der linken Seite, Majestät.“ „Nein, sagen Sie mir's,“ ruft der König dem zu seiner Linken zu. „Majestät, man setze ihn darauf; er ist überhaupt nicht aufgestiegen.“ — „Sehr gut,“ erwidert der König und reicht ihm huldvoll die Hand mit den Worten: „Ich wünsche Ihnen viel Wohlergehen auf der neuen, vorzüglichen Stelle. Gott segne Sie und setze Sie zum Segen, und wenn Sie, lieber Herr, sich wieder einmal unter einer Eiche erholen, und ein Fremder wünscht Ihnen einen guten Morgen, so werden Sie solchen Gruß freundlich erwidern!“

Der königliche Herr verneigt sich, und auß neue nimmt er sich vor, die Landesgesetze durchzusehen, ob keines derselben verbesserungsbedürftig sei, und auch nach seinen Beamten hin und wieder zu schauen, um zu erfahren, ob diese sich nach den guten, bewährten Verordnungen und Bestimmungen gewissenhaft richten.

Sorget nicht für den andern Morgen!

Es war in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts, als meine beiden lieben Oheime Johannes Kullen und Andreas Varner mit meinem Vater eine größere Reise während der Ferienzeit antraten. Sie wollten ihre Kenntnisse erweitern, auch Erbauung für das Herz suchen. Millionäre waren sie keine, und erstgenannter Onkel konnte auch in jüngern Jahren gewiß das Geld nicht zusammenhalten; in seinem Alter sagte er noch: „Ich würde mich schämen, wenn ich als reicher Mann stürbe; ich wäre meinem geliebten Heiland so unähnlich.“ Der Gehalt seiner Mitreisenden war auch ziemlich klein. Ein Lehrgeselle erhielt damals neben freier Station zehn bis fünfzehn Gulden; es gab sogar jüngere Schulgehilfen, die nur freie Station und keine weitere Besoldung hatten. Dagegen gab es mehr Gelegenheit zu Privatstunden als jetzt, denn von Real-, höheren Bürger- und Mittelschulen wußte man noch nichts. Nun, unsere drei Reiselustigen waren gut zu Fuß und wollten kein Fuhrwerk benutzen, noch viel weniger Eisenbahnen; solche kannte man in Deutschland damals kaum dem Namen nach. Nur für meinen Vater hatten die beiden Oheime Sorge; er war nicht völlig frisch und gesund. Doch sagte Johannes Kullen: „Wir haben Geduld mit ihm und machen aus Rücksicht auf seine etwas angegriffene Gesundheit kleinere Tagestouren.“

Nach wenigen Tagen waren sie auf dem Schwarzwalde angekommen. Der Hauch der Tannenwälder belebte Körper und Gemüt; das silberhelle Gebirgswasser erfrischte und stärkte wunderbar; die schönen Wege erleichterten das Marschieren; nur fehlte der helltönende Vogelgesang, an den sie von den Laubholzwäldern her gewöhnt waren; dafür stimmten sie nicht selten ein Lob- und Danklied an, das in den

dunkeln Waldesgängen prächtig schallte. Auf der Höhe bei Freudenstadt angekommen besuchten sie einen christlichen Freund. Derselbe erzeugte ihnen viel gastliche Liebe, unterhielt sie anregend und gab ihnen allerlei wichtige Lebensregeln, auch ein prächtiges Erbauungsbuch als Geschenk mit. „Schön“, fügte er hinzu, „über dieses Buch weggewachsen.“ Diese Worte gefielen ihnen nicht ganz; doch wollten sie sich nicht erlauben zu glauben, dieselben zeugen von Selbstgefälligkeit und Selbstgerechtigkeit. Einer von ihnen sagte: „Man wird allerdings über ein Andachtsbuch hinwegwachsen können, aber mehr als verfehlt wäre es, wenn einer denken wollte, er sei über das Buch aller Bücher, über die Heilige Schrift weggewachsen.“ Die teure Bibel ist nicht zu ergreifen. Je mehr man in sie hungrig und durstig hineinschaut, desto wunderbarere Dinge findet man in ihr, wie es geht, wenn man das Blatt einer Pflanze mit immer schärferen Gläsern betrachtet: da kommen immer staunenerregendere Schönheiten zum Vorschein.

Etwas später erhielt Onkel Kullen bei einem lieben Bekannten eine Honigrabe als Reisepräsent. Der geistreiche, ungewöhnlich reich begabte Mann war aber so unpraktisch, daß er die kostbare Gabe in ein Papier wickelte und sie in den oberen Stock seines hohen Hutes, welcher vom untern durch ein dünnes Futter geschieden war, legte. Der Honig wurde warm; er löste sich aus der Wabe und träufelte in das krause Haar des Beschenkten. Längere Zeit merkte er es nicht, weil er gerade lebhafteste Unterhaltung führte, aber endlich rann ihm der süße Stoff über die Stirne. „Es ist keine Sünde, was ich getan, aber mehr als unklug war es,“ flüsterte er, „es ist nur schade um den trefflichen Honig.“ Am schwierigsten war es, das reich gefalzte Haar wieder in die rechte Ordnung zu bringen.

Die Aussicht auf den Rhein, die Rheinebene und die Vogesen, der Blick in die reich gesegneten Auen, üppig bewachsenen Fluren und Felder war überwältigend. Ach wie schön ist Gottes Erde, wie wäre sie ein Paradies, wenn sie von lauter gottesfürchtigen, gottseligen Menschenkindern bewohnt würde! Das weithin sichtbare Münster in Straßburg war unseren Wanderern äußerst interessant; und doch wird es in ihrem Innern geheißt haben: „Was nützt solch prachtvoller Tempel, wenn das Wort Gottes nicht lauter und rein und mit Geistessalbung darin gepredigt wird.“

Sie durchschritten munteren Sinnes die fruchtbare, auf der einen Seite von prächtigen Weinbergen, auf der andern vom dicht bewaldeten Vogesengebirge eingerahmte Rheinebene und langten wohlbehalten in dem hübsch gelegenen Basel an. Da gab es vieles fürs Herz. Da fanden sie tüchtige, glaubensmächtige Predigten, denen sie gerne zuhörten, da fanden sie auch liebe Gemeinschaft in dem durch Spittler bekannt gewordenen „Fällli“.

Mein Vater war von einem sehr reichen Manne zu Gaste geladen

worden. Er wohnte in einem Gemach, in welchem vier, wahrscheinlich von Holbein gemalte Bilder hingen, für welche der Kaiser von Oesterreich dem Eigentümer große Summen vergebens anbot. An einem Morgen wollten die beiden andern Reisegefährten meinen Vater abholen. Aber der reiche Herr wollte ihnen vorher noch eine Freude machen und zeigte ihnen sein paradiesisches Besitztum, das herrliche Landhaus, die zauberhaften Anlagen der Gärten. — „In dieses Zimmer, meine Lieben,“ sagte er endlich, „kann ich Sie nicht führen. Meine schwermütige Frau bewohnt es und ist so menschenfurcht, daß sie niemand sehen will und kann.“

Da fiel meinem Vater das Verslein ein: „Unter Samt und Seiden steckt auch Kreuz und Leiden.“

Auch ich konnte kürzlich wohl begreifen, als eine meiner, seit ziemlich langer Zeit in D. verheirateten Schülerinnen mir erzählte, sie sei unlängst bei ihrer Herrin, bei der sie mehrere Jahre gedient, und die zu einer außerordentlich reichen und angesehenen Fabrikbesitzerin sich habe emporschwingen können, wieder zu kurzem Besuch gewesen, und da habe sie zu der vornehmen Frau gesagt: „Frau S., ich bin glücklicher als Sie, wenn ich auch nur ein kleines Häuslein mein eigen nennen kann, und wenn mein Mann auch nur ein schlichter Arbeiter ist.“ Verwundert fragte die also Angeredete: „Wie kann das sein, Sophie? Wie verstehst du das?“ — „Ach,“ erwiderte diese, „so oft ich zu Ihnen komme, finde ich Sie nicht vergnügt, nicht zufrieden, und das bin ich, Gott sei Dank, alleweil.“ Der liebe Hüter singt in seinem reich gesegneten Schatzkästchen: „Gott allein macht satt.“ Und Schubart, den ich wegen seiner geistlichen Lieber nicht ganz fallen lassen mag, betet in einem Liede: „Nicht um Güter dieser Erde, des erhabnen Geists Beschorbe, um die Weltlust komm ich nicht, Vater, vor dein Angesicht.“

Das Missionshaus mit dem wackeren Inspektor Blumhardt war ihnen am wichtigsten in der reichen Stadt.

Von Basel aus ging es Zürich zu. Onkel Kullen hatte indessen seine Schuhsohlen durchgetreten, und ein frommer Schuhmacher erneuerte dieselben mit so festem, starkem Leder, daß die Fußsohlen bald darunter zu leiden hatten. Diese bekamen starke Blasen, und Dufel Bärner übertrat den rechten Fuß, was ziemliche Schmerzen zur Folge hatte. Das Laufen wollte nicht mehr recht gehen, und ehe mein Vater sich's versah, war er zehn bis zwanzig Schritte vorausgekommen und mußte immer wieder stehen bleiben. „Ach,“ hieß es bei den Invaliden, „wir meinten, wir müßten Geduld haben mit dem Christian; jetzt hat sich das Blatt ganz gewendet.“ Je länger nämlich mein Vater auf der Reise war, desto rüstiger und gesünder wurde er. Die viele Bewegung bekam ihm offenbar außerordentlich gut.

Langsam ging es von Schritt zu Schritt weiter. Immer wieder

mußten sie mit schönen Liedern ihren sinkenden Mut auffrischen. Auf einmal übermannte den Onkel Varner der Sorgengeist: „Was wird's auch noch werden?“ so jammerte er, „wie weit sind wir von der Heimat weg, die Vakanz (Ferien) neigt sich zum Ende, und Johannes und ich können kaum vorwärts kommen!“ Er lief hauptsächlich auf den Absätzen der Stiefel und konnte vor Jammer kaum den verletzten Fuß auf den Boden setzen. „Ja,“ versetzte Onkel Kullen, den plötzlich ein großer Glaubensmut überkam, „mit dem lasse ich mich nicht ein, wie es morgen sein wird. Der Herr verbietet mit dem herrlichen Wort: ‚Sorget nicht für den andern Morgen!‘ das ängstliche Hineinblicken in die Zukunft. Der morgende Tag sieht mich gar nicht an. Gott lebet noch! Wenn wir heute nur gewiß Zürich erreichen; meine Füße brennen mich immer ärger.“ Sie hinkten und „knappeten“ weiter, und bald kam die schön gelegene Stadt in Sicht. Beim Betreten derselben fragten sie nach einem ordentlichen, stillen Gasthaus. Man wies sie an das entgegengesetzte Ende der Stadt. Die gepflasterten Straßen setzten erst recht den leidenden Füßen zu, und mein Vater konnte nicht begreifen, daß man ihnen nicht auch ein in der Nähe befindliches Wirtshaus genannt habe. Endlich war das Ziel erreicht. Die Mühen setzten sich dankbar nieder, Essen und Trinken schmeckt ihnen. Der Züricher Dialekt ist ihnen interessant; sie geben sich Mühe, ihn zu verstehen, sprechen auch reines Hochdeutsch, damit sie verstanden werden. Nach kurzer Zeit hören sie an einer der entfernteren Tafeln schwäbisch reden. Es sind württembergische Fuhrleute, die mit vierspännigen Wagen Farbträuer nach Zürich gebracht hatten. Sie waren aus der Tübinger Gegend. „Wann fahrt ihr zurück?“ Antwort: „Morgen vormittag.“ „Können wir auf einem eurer Wagen mitreisen?“ „Warum denn nicht? Wir fahren ganz leer in unsere Heimat.“ Am folgenden Morgen stauden die von Herzen dankbar Gewordenen frühe auf, besahen die Kirchen, erfreuten sich am Anblick des seltsam lieblichen Sees, nahmen auch Einsicht von einem größeren Segelschiff, besuchten die Schule eines besonders tüchtigen Lehrers und setzten sich hierauf auf einen der großen Wagen, auf welchem ein weicher Sitz für sie hergerichtet war. Bergauf und bergab ging's nun; abzustiegen brauchten sie nie; dem kräftigen Biergespann war es ein Kinderspiel, die leichte Last zu ziehen. „Habe ich euch, meine Lieben, gestern umsonst und vergebens an das Wörtlein erinnert, durch welches der liebe Gott unser Leben erleichtern will: ‚Sorget nicht für den andern Morgen?‘“ so sagte kindlich froh Johannes Kullen. „Wie hat Er zum voraus schon für alles gesorgt gehabt durch sein gnädiges, hilfreiches Fügen. Es ist gut, auf Ihn vertrauen!“ Mit den verletzten Füßen ging's von Stunde zu Stunde besser. Das herrliche Buch der Natur mit ihren Ebenen, Hügeln und Gebirgen, mit ihren Flüssen und Bächen, mit ihren Bäumen

und Blümlein war ihnen vom Wagen aus völlig aufgetan, und die großen Buchstaben machten tiefen, unverwischbaren Eindruck; aber auch das mit scheinbar kleineren Lettern geschriebene Buch Gottes, die teure Heilige Schrift wurde von den Heimreisenden in dem geräumigen Gefährt benutzt. An einem Sonntag, den sie auf diesem zubrachten, lasen sie eine ganze Reihe von Predigten, nicht um sich zu plagen oder ein gutes Werk zu verrichten, nein, das Wort war ihre Speise auf dieser Sonntagsreise.

Als der Wagen in der Nähe der Mufenstadt Tübingen hielt, da waren die jungen Männer völlig gesund, gekräftigt und auch an Herz und Geist erfrischt. Sie konnten die kurze Fußreise bis zur Heimat gut noch machen und langten bald wohlgemut dort an. Ihre Schüler aber merkten: „Unsere lieben Lehrer haben ihre Reise nicht vergebens gemacht.“

Der alte Husar.

Es war im Siebenjährigen Kriege, als eine Gegend Schlesiens längere Zeit von feindlichen Truppen besetzt blieb. Dieselben sengten und marodierten, nichts war vor ihnen sicher. Die Felder waren zerstampft; die Scheunen, Ställe, Speicher und Keller waren geplündert. Große Noth rückte immer näher für die bemitleidenswerten Bewohner des Landes. Das Elend ging namentlich dem frommen Lehrer eines Dorfes zu Herzen, und fast eine ganze Nacht hindurch betete, seufzte und flehte er zu dem Herrn der Heerscharen, Er wolle doch nach seiner Gnade bald Sonnenschein barmherziger Hilfe senden nach langem Ungewitter der Angst und der Trübsal. Endlich graut der Morgen, und der gewissenhafte Beamte, der zugleich Küster, schickt sich an, die Morgenbetsstunde zu läuten. Vorher steigt er aber auf den Kirchturm, um zu sehen, wo die wilden Kriegshorden alle gelagert sind. Er kann keine erspähen, obgleich sein Auge auf schwindelnder Höhe weite Gegenden überblicken kann. „So hat mein Herr aller Herren die Dränger weggehen heißen! Er tut, was die Gottesfürchtigen begehren und höret ihr Schreien. Sein Name sei gepriesen in Ewigkeit,“ spricht er, ohne es zu wissen, mit lauter Stimme vor sich hin. Dann läßt er die Morgenglocke ertönen, und sie scheint ihm heute ganz besonderen, fröhlichen Klang zu geben. Plötzlich aber wird die gehobene Stimmung des Lehrers gestört. In schnellem Galopp jagt ein Husar gegen die Kirche her. Er ist ein alter Kriegsmann, wetterfest, und sein Gesicht ist von weißem Haar und grauem Bart umschlossen. Mit barscher Stimme befehrt er Einlaß ins Gotteshaus, aber der Lehrer sagt: „O nein, Herr, die heilige Stätte darf nicht entweiht, darf nicht beraubt werden.“ — „Und Sie öffnen die Thür,“ ruft der Husar. „Ach doch nicht; mein Gewissen erlaubt es mir nicht.“ — „Wollen Sie gleich, oder —“; der Feindliche zieht den Säbel. „Mein Herr, seien Sie

barmherzig, ich habe eine Frau und sechs Kinder. „Ja, nur aufgemacht! Dann haben Sie nichts zu fürchten.“ Mit zitternder Hand wird der Schlüssel ins Schloß gesteckt. Der Husar läuft mit eiligen Schritten am Altar vorüber; er reckt seine Hand nicht nach dem silbernen Kreuzifix aus, auch nicht nach dem Opferstock, sondern steigt auf die Orgel und sagt: „Herr Lehrer, spielen Sie den Choral: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern!“ „Gewiß, recht gerne,“ und der gute Organist beginnt mit prächtigem Vorspiel. „Den Choral sollen Sie spielen, habe ich gesagt!“ „Dies soll ja geschehen; nur kommt zuerst die Einleitung.“ „Nichts der Art, nur den Choral will ich hören. Vorwärts!“ Mit vierstimmigem Satz wird nun derselbe vorgetragen, und der rauhe Husar singt mit kräftigem Bass aus voller Brust mit, und dabei glätten sich seine Gesichtszüge mehr und mehr, und verklärten Angesichtes steht er hinter dem Lehrer. „Ich danke Ihnen; Sie spielen gut.“ Mit diesen Worten drückte er dem Lehrer einen Kronentafel in die Hand. „D nein, das nehme ich niemals an!“ „Gut, dann geben Sie das Geld den Armen, deren Sie jetzt viele haben werden,“ — und der Tapfere eilt seinem Pferde zu. Doch nochmals sich umwendend spricht er: „Ich habe zwar große Eile, aber ich möchte Ihnen doch sagen, warum ich Sie vorhin bemüht habe. Gestern abend ritt unser Oberst vor's Regiment und rief: „Drei Freiwillige vor zur Wacht auf dem verlorenen Posten! Es ist, meine Kinder, ein äußerst gefahrvoller Platz, aber er muß besetzt werden.“ — Große Stille. Keiner meiner Kameraden hat den Mut. „Drei Freiwillige vor!“ ruft der Kommandant zum zweiten, nach einigen Minuten zum dritten Mal. Nun steigt mir das Blut in den Kopf, ich schäme mich für mein sonst tapferes Regiment. Ich reite vor, und in dem gleichen Augenblick meine zwei braven Söhne. Wir reiten fort auf die gefahrvolle Anhöhe und besetzen drei, etwa zehn Minuten auseinander liegende Spitzen. Herr Lehrer, das Wort ‚feige‘ hatte ich seither kaum dem Namen nach gekannt; aber in dieser Nacht zitterte ich auf meinem Rappen; die Sorge, ich werde meine tapferen Söhne zum letzten Male gesehen haben, quälte mich unausgesetzt; Sie als Familienvater wissen, wie lieb man seine Kinder hat. Alle meine Sünden sind mir auf meinem Sattel eingefallen, und unaufhörlich rief ich innerlich: ‚Herr, straf mich nicht in deinem Zorn!‘ Namentlich brannte mich auch der Vorwurf: ‚Du bist seit einem Jahre nicht mehr in einem Gotteshause gewesen.‘ Endlich erscheint am dämmernden Himmel der Morgenstern, und ich wußte: Jetzt werden meine Söhne, wenn sie noch leben, und ich abgelöst. Ich gelobte meinem Heiland: ‚Wenn Du sie beschützt und erhalten hast, so soll mein erster Gang des Morgens in ein Gotteshaus sein.‘ Und siehe da, meinen Söhnen ist kein Haar gekrümmt worden; keine feindliche Kugel durfte sie treffen, und ich wurde auch durch Gottes Gnade erhalten. Den Morgenstern kann ich nicht vergessen; aber auch dem

Herrn desselben, dem Himmlischen, von dem der vorhin gesungene Vers spricht, will ich ewig dankbar bleiben. Leben Sie wohl, Herr Lehrer!" Eine Träne schimmerte in dessen Auge, und während er in Zukunft alle Choräle mit prächtigem Vorspiel einleitete und die versammelte Gemeinde erbaute, unterblieb dies jedesmal, wenn gesungen wurde: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern,“ und es hieß allemal in seinem Innern:

„Wie schön leuchtet der Morgenstern!“
 Hab doch kein andres Lied so gern;
 Mit Tränen füllt sich jedesmal
 Mein Auge, spiel' ich den Choral.“

Ici.

Im letzten französisch-deutschen Kriege war in einem Ort ein großes, französisches Feldlazarett errichtet worden. Viele, viele tapfere Krieger lagen todmüde, zum Teil laut stöhnend vor Schmerzen, auf ihren Lagern. Es war Abend geworden; die Schatten der Nacht senkten sich herab. Die Ärzte liefen mit Arzneien, mit Verband- und Stärkungsmitteln von Bett zu Bett. Auf einmal ruft in einer Ecke eine Stimme: „Ici“ (Hier)! Als bald tritt ein Arzt an das Bett des Kranken, der gerufen hatte, und fragt den toblassen Schwerverwundeten: „Was ist Ihr Begehrt, mein Lieber?“ — „Ach,“ sagte dieser, „ich habe soeben geträumt, ich sei im Himmel gewesen, und mein geliebter Heiland habe Appell gehalten. Einen Namen um den andern las er ab; endlich nannte Er auch den meinigen. „Ici“, rief ich, und an meinem Ausruf bin ich erwacht. Der teilnehmende Arzt war höchlich verwundert, daß der Todschwache noch soviel reden könne. Er hob das Licht näher über ihn; im nämlichen Augenblick war er aber verschieden. Merke: Auch unter den Franzosen gibt es fromme, wackere Leute. Dieser Entschlafene ist gewiß zur Hauptarmee, nach dem herben Kampf zur triumphierenden Gemeinde einberufen worden.

Der gute Rat.

In der Stadt Rennes in Frankreich waren seinerzeit außerordentlich tüchtige Rechtsgelehrte tätig; besonders aber war einer derselben mit ungewöhnlichem Scharfsinn und weltberühmter Gelehrsamkeit ausgerüstet, so daß er einen riesigen Andrang von Rat- und Hilfesuchenden hatte, der kaum zu bewältigen war. Ein Bauer, der immer wieder von dem hochbegabten Juristen hörte, hätte ums Leben gern ihn besucht und kennen gelernt; sein Hofgut lag aber ziemlich entfernt von Rennes, und das Reisegeld wollte ihm zu groß vorkommen. Nach einiger Zeit hatte er in der Nähe genannter Stadt wichtige Geschäfte zu besorgen, und er beschloß, einen Abstecher dahin zu machen. Gedacht, getan! Er

läßt sich die Wohnung des Gelehrten zeigen und trifft in dessen Vor- und Wartezimmer eine Menge von Leuten, die sich von dem Rechtskonsulenten beraten lassen wollten. Lange mußte er harren; endlich kommt die Reihe an ihn. Er klopft an. „Herein!“ „Ich empfehle mich, Euer Wohlgeboren,“ sagt ehrerbietig der Eingetretene. Freundlich sagt der Beamte: „Nehmen Sie Platz,“ und weist ihm einen Stuhl. Der Bauer setzt sich müde nieder, und kein Wort geht über seine Lippen. „Was ist Ihr Begehre?“ fragt der Herr Doktor. „Ich habe schon so viel von Ihnen gehört, und namentlich das, daß Sie jedermann, arm und reich, zum Recht helfen können; ich möchte mir nur einen Rat von Ihnen erbitten.“ „Gut!“ — Der Bauer aber schweigt, wie wenn er nicht reden könnte. Hierauf erkundigt sich der Advokat, was für einen Rat er wünsche, und sagt: „Handelt es sich vielleicht bei Ihnen um einen Rechtsstreit?“ — „Doch nicht, Herr Doktor! Ich bin kein Freund vom Streiten und habe es seit vielen Jahren mit dem Erzvater Abraham gehalten, der zu seinem Nessen Lot gesagt hat: ‚Lieber, laß nicht Zank unter uns sein! Willst du zur Rechten, so will ich zur Linken, oder willst du zur Linken, so will ich zur Rechten!‘“ — „Sehr schön,“ erwiderte der Rechtsgelehrte.

Wieder entsteht stilles Schweigen. Endlich fragt der Herr Doktor: „Betrifft Ihre Angelegenheit einen verletzten Kontrakt?“ — „Auch nicht, Herr Doktor! Soviel ich weiß, versteht man unter dem Wort Kontrakt einen Vertrag. Mit Gottes Hilfe habe ich mich seit langer Zeit bemüht, mich mit Ihm, dem Herrn aller Herren, gut zu vertragen. Wenn Er mir heftiges Zahnweh schickte, so betete ich öfter um gnädige Befreiung; half dies nichts, so dachte ich: ‚Der liebe Gott weiß besser, was gut für mich ist, als ich, und litt, Jhu ungestört herzlich liebend, gelassen meine Qualen, bis sie ‚ausgesauft‘ hatten. Auch mit Mit- und Nebenmenschen suchte ich immerdar unter meines Heilands Beistand gut auszukommen. Hieß mich einer etwa einen ‚Lausbuben‘, so dachte ich: ‚Das bin ich einmal in meinem frühesten Lebensalter gewesen; ich giug dazumal zu viel mit dem Knaben eines Landstreichers um, und meine Mutter hatte Mühe, das Ungeziefer völlig zu entfernen; täglich fuhr sie, mir dabei zugleich eine biblische Geschichte erzählend, mit fein gezahntem Werkzeug durch mein Lockenhaar, und was kann noch, wenn ich, wie mein kürzlich verstorbener Nachbar, 92 Jahre alt werden sollte, aus mir alles werden, wenn meine liebe Gehilfin und meine drei Kinder vor mir in die Ewigkeit abgerufen werden, und ich niemand mehr zur Pflege hätte? Solche Schimpfworte erregen mich nicht.“ „Sehr gut!“ flüstert der Rechtsanwält.

Abermals tritt Stille ein. Nach einigen Minuten unterbricht der Besuchte dieselbe mit den Worten: „Wünschen Sie Auskunft über eine Erbschaftsangelegenheit?“ — „Auch das nicht, Herr Doktor. Ich habe niemand zu beerben; meine wenigen nahen und näheren Verwandten

sind alle gestorben; der liebe Gott wolle mich würdig machen, das herrliche, himmlische, ewige Erbe zu erlangen!“ — „Ja,“ fügt der Jurist bei, „das ist ein wichtiger Wunsch; aber seien Sie, mein Lieber, doch so gut, und sagen Sie mir, was Sie zu mir getrieben hat. Da draußen sind noch Duzende von Leuten, die mich sprechen wollen.“ — „Ja, Euer Wohlgeboren, ich möchte, wie ich schon gesagt habe, mir nur einen guten Rat von Ihnen erteilen lassen.“ Der Rechtsgelehrte lächelt über den seltsam merkwürdigen Mann, nimmt einen Bogen Papier aus dem Pult, fragt: „Wie ist Ihr Name?“ — „S. P.“ „Was ist Ihr Beruf?“ „Ich bin Landwirt.“ „Wo sind Sie zu Hause?“ „In A.“ Nun schreibt er einige Worte auf das Papier. „Hier,“ sagt er, es ihm übergebend, „haben Sie einen guten Rat.“ — „Herr Doktor, was kostet derselbe?“ — „Drei Franken.“ — Bereitwilligt werden diese ausbezahlt, und höflichst dankend verabschiedet sich der Bauer. Er fühlt sich über die Maßen glücklich im Besitz dieses Schriftstückes, das er — im aufgeklärten Welschland bestand kein Schulzwang — freilich nicht lesen kann. Eiligst reist er nach Hause. Ehe er zum Hausthor kommt, kommen ihm seine vier oder fünf Knechte entgegen. „So, es ist gerade recht, daß Sie so bald eintreffen. Sollen wir nicht — die Tage sind ja lang — das Heu im Wiesental holen; es ist prächtig dürr.“ — „O nein,“ sagt die Frau des Angekommenen, „morgen ist auch wieder ein Tag; heute braucht man nicht alles fertig zu bringen.“ Dem Hausherrn ist wunderbarerweise das Heu gar nicht wichtig, sondern nur das Papier in der Seitentasche. „Frau,“ sagt er, dasselbe hervorziehend, „du kannst glücklicherweise lesen. Lies, was auf dem Papier steht!“ Sie liest:

„Was du heute tun sollst und tun kannst, das verschiebe nicht auf morgen!“

„Eingeschirrt! Angespannt!“ ruft der Bauer den Knechten zu, „holet alsbald das Heu!“ Gut getrocknet kommt dasselbe, fünf Wagen voll, ehe die Glocke halb acht schlägt, nach Hause. Um Mitternacht donnert es und blizt es, und es geht ein gewaltiger Wolkenbruch nieder. Wenn das prächtige Futter nicht unter Dach gebracht worden wäre, hätten die Wasserwogen, die sich hauptsächlich ins Wiesental ergossen, alles fortgeschwemmt. „Amalie,“ sagt der glücklich und freudig erregte Eheherr, „der Rat des Herrn in Rennes hat drei Franken gekostet; er ist aber schon in dieser Nacht mehr als dreihundert Franken für uns wert geworden.“

Zufriedenheit.

Ein reicher, angesehener Graf konnte doch seines Lebens nicht froh werden, denn er erfreute sich keiner guten Gesundheit. Verschiedene Ärzte, auch Leibdoktoren des Landesfürsten, konnten ihm diese nicht verschaffen. Endlich wurde ihm gesagt, im nicht weit entlegenen, wal-

digen Gebirge hause ein Einsamer, der mehr wisse, als die gewöhnlichen Menschen; dieser könne vielleicht guten Rath erteilen. Der hohe Leidende suchte ihn auf, brachte sein Anliegen vor, und der Eremit, der gleich den Eindruck hatte, diesem Herrn fehle es an notwendiger Beschäftigung, sagte bescheiden und ehrerbietig: „Wenn Euer Erlaucht das Hemd eines völlig zufriedenen Menschen anziehen würden, so würden Sie gesund. Suchen Sie einen ganz zufriedenen Menschen!“ Der Graf sagte huldvolle, freundliche Worte zum Abschied, und der Waldbewohner sprach nachher still vor sich hin: „Jetzt wird der Herr schon Arbeit bekommen.“ Dieser ging auch wirklich von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Es gingen Monate vorüber, und täglich setzte der Hilsesjuchende seine Gänge fort. Die reichen Bauern klagten über das Gesinde oder über schlechte Fruchtpreise oder über ungünstige Witterung oder über hohe Steuern oder über neidische Nachbarn usw. usw. Die Handwerksleute beschwerten sich hauptsächlich darüber, daß ihre Rechnungen nicht bar bezahlt, sondern oft erst nach 1—2 Jahren bereinigt würden; die Gastwirte klagten über das lästige Umgeld und über das schlechte Bier, daß nur noch fabrikmäßig in großen Geschäften fabriziert werde. Die Beamten standen nicht gerne unter ihren Vorgesetzten; die Armen seufzten über geringen Verdienst; die Mägde liebten nicht ihre ‚Frauen‘, und diese fanden keine Dienerrinnen ganz nach ihrem Sinn. „Soll denn nirgends ein Zufriedener zu finden sein? Jetzt reise ich schon zwei Jahre vergebens!“ stöhnte der Graf. „Doch,“ rief ihm ein Handwerksbursche, der diese Worte gehört hatte, zu, „im Vogelsgebirge wohnt und lebt ein Köhler, der stets — ich sah ihn schon oft — heiteren Sinnes ist. Er kennt das Wort ‚unzufrieden‘ nicht dem Namen nach.“ Die Erlaucht reist dorthin und findet eine kleine, ärmliche Hütte und neben ihr einen Kohlenmeiler, an dem ein alter, äußerst dürftig gekleideter Mann sich müht. „Lieber Freund,“ redet ihn der Graf an, „ich habe gehört, Ihr seiet jahraus jahrein zufrieden und habet gar keinen Wunsch.“ „Ja, mein Herr.“ „Aber Ihr habt ja so eine kleine, schlechte Wohnung.“ „Sie ist groß genug für mich. Mein liebes Weib ist vor fünf Jahren entschlafen, und unsere einzige, geliebte Tochter drei Monate vorher.“ „Aber Ihr seid ja furchtbar vereinsamt in diesem Waldesdunkel.“ „Nein, ich bin allein und doch nicht ganz allein. Mein Heiland ist bei mir, und ich bei Ihm.“ „Wird es Euch nicht entsetzlich langweilig an den Abenden?“ „Gewiß nicht; meine Bibel und Arnolds ‚wahres Christentum‘ bieten mir ‚ewig Junges und ewig Grünes‘.“ „Aber Ihr seid so weit weg von Gegenden, wo Obst und Wein wächst. Wie verschaffet Ihr Euch geistige Getränke?“ „Mein Herr, dort fließt eine Quelle kristallhellen Wassers, an der ich mich morgens, mittags und abends erfrische.“ Die Verwunderung des Grafen stieg immer höher und höher; er stellte noch verschiedene Fragen an den Wundermann und dachte doch

in seinem Herzen eine Saite berühren zu können, die keinen vollen Wohlklang ertönen lasse. Es war keine vorhanden.

„Ehrwürdiger Vater, seid so gut,“ sagte der Graf, „ziehet Euer Hemd aus und gebet es mir; ich bezahle dafür eine große Summe Goldes.“ Jener öffnete seine Weste; die braune, saubere Haut kam zum Vorschein, — sie war von keinem Hemd bedeckt. „Gott segne Euch ferner mit der Euch von Ihm so reich geschenkten Gnade und Gabe,“ sagte der hohe Herr, dem Zurückbleibenden die Hand drückend. — Von diesem Augenblick an war er auch zufrieden und — gesund geworden.

5. In der Schule.

Rullen war mit Leib und Seele Schulmeister. Bis in sein hohes Alter hinein hat er gerne unterrichtet. Es würde ihm schwer geworden sein, wenn er noch einen Ruhestand ohne seine geliebte Schule hätte erleben müssen. Als er schon schwer leidend war, hat er sich immer noch in die Schule geschleppt; erst als er nicht mehr konnte, etwa fünf Wochen vor seinem Sterben, hat er seine Schulstube verlassen. Er konnte oft lächelnd sagen, es gehe ihm doch nicht, wie jenem Schulmeister, der immer, wenn die Schulglocke ertöne, zu sagen pflege: „Jetzt gehen meine Sammerstunden wieder an.“

Zu den Kindern hatte er eine gar herzliche Liebe. Deswegen war es ihm ein herzliches Anliegen, ihnen die Schulstube zu einem Ort zu machen, an dem nicht die Furcht regiert, sondern wo man fröhlich ist. Er konnte außerordentlich scharf gegen Lehrer sprechen, die das Züchtigungsrecht überschreiten, und meinte, es sei ein Unrecht, den Kindern die goldene Jugendzeit zu trüben. Er war überzeugt, daß Gott es immer heimsuche, wenn man etwa in der Schulstube Unbarmherzigkeit übe. Aus dieser tiefgehenden Barmherzigkeit heraus war er ein Gegner der modernen Überladung des Lehrplanes, ein Gegner besonders der großen Fülle des Memorierstoffes. Man könne sich gar nicht genug vorstellen, wie gering die Fassungs-

kraft der Kinder sei, und wie schwer es daher für sie sei, auswendig zu lernen.

Er ließ den Kindern viel Freiheit im Verkehr mit ihm, ohne daß die Disziplin darunter gelitten hätte. Er wollte eigentlich nur verbieten, was sündig und unrecht war. Er konnte sich freuen, wenn er eine freie Entfaltung der Gaben der Kinder sah, und herzlich mitlachen über den Humor, der zuweilen an der Jugend zutage tritt. Mit welcher herzlichen Freude hat er folgendes Schülerlebens immer erzählt: Da sitzt ein Junge vor ihm, dessen Haare sehr unordentlich aussehen und sehr lang gewachsen sind. Er sagt zu ihm, es sei wohl Zeit, daß er sie einmal schneiden lasse. Prompt antwortet der Junge: „Dees stoht uff mei'm Behnta.“ (Das steht auf meiner Markung.) Mancher Lehrer dürfte solche Art gar nicht dulden, unserm Kullen hat sie im Verhältnis zu seinen Schülern nicht geschadet.

Beim Unterrichten war es ihm ein Anliegen, möglichst einfach und faßlich mit den Kindern zu reden, und dabei kam ihm seine vom Vater überkommene Gabe, alles mit Bildern und Gleichnissen zu beleben, trefflich zu statten. Er unterrichtete eigentlich in allen Fächern mit Lust, und es war rührend anzusehen, wie er jede Gelegenheit benutzte, sich weiterzubilden und zu lernen.

Die Krone des Unterrichts war ihm die Religionsstunde. Er selbst lebte und webte in der Bibel, und da war es kein Wunder, wenn seinen Schülern unvergeßlich war die Art, wie er sie in die Geschichten und den Gedankeninhalt der Bibel einführte. Es lag ihm alles daran, den Kinderseelen den Heiland groß und wert zu machen, sie spüren zu lassen, daß es gar kein größeres Glück im Himmel und auf Erden gebe, als dem Heiland anzugehören und ihnen so Lust zu machen, in die Nachfolge dieses Herrn einzutreten. Weil er fürchtete, daß das Auswendiglernen des schwierigen Katechismus sehr leicht diese Lust mindern und den Kindern die Religion zum Abscheu machen könne,

hielt er nicht viel vom Katechismus als Schulbuch. Wir wollen hier nicht in eine Erörterung eintreten darüber, was für oder gegen diese Auffassung zu sagen ist.

Weil ihm die Behandlung der Bibel durchaus das Herz alles Unterrichts war, so hat er sich überhaupt nie mit den modernen Bestrebungen der Anhänger der Simultanschule eingelassen und war ein eifriges Mitglied und treuer Förderer der Sache des Evangelischen Lehrervereins. Wenn es ihm irgend möglich war, besuchte er die Versammlungen desselben und trug zu der Belebung derselben viel bei durch manches ernste und fröhliche Wort. Es war immer eine Freude, wenn Kullen sich zum Worte meldete, und manchem ist sein Wort unvergeßlich und gesegnet gewesen.

Nicht nur seinen Hülbener Schülkndern war Kullen bekannt mit seinem Herzen voll Liebe und mit seinen schönen Geschichten. Die Kinder der Anstalten Korntal und Niefernburg in Württemberg und der Hardtstiftung bei Karlsruhe in Baden, mit denen er bei den Jahresfesten der betreffenden Anstalten manche öffentliche Unterredung gehalten hat, freuten sich immer ganz besonders, wenn Vater Kullen kam; dem spürten sie es ab, daß er sie lieb hatte, und der wußte ihnen so viel Schönes zu erzählen.

Unvergeßlich ist es dem Schreiber dieser Zeilen, wie Kullen einmal bei einem Jahresfest der Hardtstiftung folgende Geschichte in ganz besonders ergreifender und gesegneter Weise erzählte.

„Es waren wackere, edle Eltern; die hatten vier Söhne, begabte Kinder. Als der älteste Sohn zwanzig Jahre alt war, starben die Eltern. Die vier Brüder blieben einige Monate zusammen; dann sagten sie: ‚Wir müssen unsere Studien fortsetzen, damit wir etwas Tüchtiges werden.‘ Ehe sie voneinander schieden, machten sie unter sich aus: ‚Wir wollen, was auch aus uns wird, und wohin Gott uns später auch führt, heute über fünfzig Jahre, wenn wir dann noch am Leben sein werden, wieder hier

Aus einem schwäbischen Dorfschulhause.

in der Heimat zusammenkommen, und derjenige, der es am weitesten gebracht hat, bekommt eine Palme.'

Die Brüder nahmen sich vor, sie wollten einander nie besuchen, einander nie schreiben; sie wollten einander nie begegnen. Es vergeht ein Jahrzehnt um andere; endlich sind die fünfzig Jahre vorbei, und der betreffende Jahrestag ist da.

Vor dem früheren Elternhause fährt ein prächtiges Gefährt mit zwei Schimmeln vor, und es steigt ein Herr aus, dessen Brust behangen ist mit Orden und Sternen. Nachher kommt ein schöner Wagen mit zwei Rappen. Demselben entsteigt ein dicker Herr, der viele goldene Ringe an den Fingern und eine schwere, goldene Uhrkette auf der Weste hatte. Nach einer Weile kommt wieder eine schöne Kutsche mit zwei Braunen. Aus dem Kutschenschlag findet sich kaum heraus ein kurzsichtiger Herr mit durchgeistigten Zügen. Endlich nach einer halben Stunde kommt zu Fuß ein einfach gekleideter Mann mit dem Stab in der Hand. Es waren die vier Brüder. Es war jedesmal großer Begrüßungsjubel. Sie konnten fast keine Worte finden vor freudiger Erregung. Da hieß es: ‚Bist du der Wilhelm?‘ ‚Bist du der Otto?‘ ‚Ich kenn' euch ja gar nimmer.‘ ‚Und du der Eugen?‘ ‚Ach, hast du aber viele Runzeln im Gesicht!‘ usw. Endlich sagte der älteste: ‚Meine Brüder, ihr werdet noch daran denken, was wir heute vor fünfzig Jahren miteinander ausgemacht haben. Wer es von uns am weitesten gebracht hat, der bekommt die Palme.‘ Nun erzählte jeder seinen Lebenslauf. Der erste hob an: ‚Ich bin zuerst Soldat geworden, dann Oberst, General, und jetzt bin ich der nächste nach Seiner Majestät. Habe ich es nicht weit gebracht? Ich glaube, mir gebührt die Palme.‘ Der zweite sagte: ‚Bruder, du hast dir eine hohe Stellung errungen; ich aber glaube dich an Geld zu übertreffen. Ich war Kaufmann; durch glückliche Spekulationen hat sich mein Vermögen ins Unendliche vermehrt. Ich bin bekannt als reicher Bankier; ich verfüge über so und so viel Millio-

nen. Ich glaube, mir gehört die Palme.' Der dritte sagte: ,Du, lieber ältester Bruder, bist hoch hinauf gestiegen. Und du, lieber Dicker, hast viel Geld erworben. Doch ich glaube, euch beide an Wissen zu übertreffen. Ich bin Universitätsprofessor; ich habe verschiedene berühmt gewordene gelehrte Werke herausgegeben. Überall zieht man den Hut vor mir, wenn man gerade einen auf hat. Mir muß die Palme werden.' Jetzt war noch der jüngste übrig. Der sagte: ,Ich will gar nicht reden.' Die drei andern jedoch erklärten: ,Du mußt auch erzählen.' Er sprach: ,Ach, laßt mich gehen!' Sie drangen aber noch mehr in ihn: ,Du mußt.' Endlich sagte er: ,Ich habe nicht die Stellung des ersten, nicht den Reichtum des zweiten, noch die Gelehrsamkeit des dritten. Ich bin nur einfacher Dorfbeamter. Aber ich habe mein grundböses Herz kennen gelernt und habe gemerkt, daß es so ist, wie die Schrift sagt: ,Aus dem Herzen kommen arge Gedanken.' Ich habe aber auch meinen hochgelobten HErrn und Heiland kennen gelernt; er ist mir geworden zur Weisheit, und zur Gerechtigkeit, und zur Heiligung und zur Erlösung. Täglich darf ich von Ihm nehmen, was ich nötig habe. Und mein lieber HErr und Heiland hat mir auch noch, gleichsam als Luxus, die Gnade geschenkt, daß ich eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens haben darf, so daß, wenn ich heute noch sterbe, ich zu meinem lieben HErrn gehen darf um seiner unaussprechlichen Gnade und Barmherzigkeit willen.' Und nun glänzten Tränen in den Augen der andern. Der älteste nimmt die Palme und sagt zu dem jüngsten: ,Bruder, du hast es am weitesten gebracht; du hast etwas Bleibendes, Ewiges, Unvergängliches erwählt. Da hast du die Palme.'"

Kullen unterrichtete außerordentlich gerne und mit Lust. In seinen freien Stunden hat er lange Jahre hindurch junge Leute zum Schuldienst vorbereitet. Auch schwächeren Kindern hat er manche Stunde gewidmet, um sie in nützlichen Kenntnissen vorwärts zu bringen.

Weil Kullen von Herzen die Schule und ihre Arbeit liebte, so liebte er auch den Lehrerstand. Wohl hat er nie versäumt, aus vollster Überzeugung den gehässigen, unschönen Ton und Geist zu verurteilen, mit dem man glaubt, in gewissen Lehrerkreisen berechnigte und unberechnigte Forderungen vertreten zu müssen; wohl hat es ihm in der Seele weh getan, wenn er sah, wie der Geist des Unglaubens so viele seiner Amtsgenossen ergriff, und es lag ihm nichts mehr an, als auch in den Lehrerkreisen der Liebe zum Herrn und seinem Worte Bahn zu machen. Er hatte ein offenes Auge für alle Schäden, aber daneben umfaßte er jeden Lehrer, der ihm auf seinem Wege begegnete, mit herzlicher Liebe, gleichviel welcher Gesinnung er war. Und das hat ihm mancher Herzen gewonnen. Bezeichnend hiefür ist eine Stelle aus einem Brief eines früheren Lehrers, den derselbe aus Anlaß des Todes Kullens an dessen Sohn Albrecht schrieb: „Ich erinnere mich in diesen Tagen lebhaft an meinen ersten Besuch in Hülben in deinem Hause. Es war Sonntag mittag, als ich mit einigen andern vor Hülben ankam. Was nun tun! ‚Natürlich,‘ hieß es, ‚müssen wir den Albrecht besuchen. Ja, aber wenn nur sein Vater nicht wäre! Der soll ja ein großes Pietistenhaupt sein. Cavete consules!‘ Da wir zu keinem festen Entschluß kommen konnten, überließen wir dem Zufall das Weitere. Wir wollten an deinem Hause vorbeiziehen; wurden wir bemerkt, nun, so hieß des Schicksals Stimme: ‚Rehret ein in diesem Hause!‘ Wurden wir nicht bemerkt, so konnten wir mit leichtem Herzen weiterziehen. Im Grunde genommen wünschten wir alle das letztere, indem uns vor dem ‚finstern, in die Hölle verdammenden Pietisten‘ heimlich graute. Wir wurden bemerkt. Es war gerade Stunde. Du sahest am Fenster und sahest uns, und bald saßen wir um deinen Familientisch herum. So weit war es ja gut. Wenn nur der gefürchtete Augenblick schon vorbei wäre, wo wir vor den stolz und kalt blickenden Augen in unseres Nichts durchbohrendes Gefühl

versinken mußten! Die Thür ging auf, und herein kam . . . ja herein kam der sonnigste Sonnenstrahl, ein Abglanz der Güte und Barmherzigkeit unseres Gottes. Wir wurden aufgenommen, als ob wir Engel wären. Und dann: keine Predigt! Nein! „Wie, Kinder, habt ihr noch keinen Most geholt? Unsere Gäste sind durstig. Bringt doch auch Brot und Butter!“ Dann wollte er unsere weiteren Reisepläne wissen. Wir sagten ihm, daß wir bald weitergehen wollten. Aber das fand keine Gnade vor seinen Augen. Es wurde der Vorschlag gemacht, daß Du uns noch auf die Ruine des Neuffen führest, und daß wir die Nacht in Hülben blieben. Und so geschah es. Wir hatten immer noch ein wenig Angst. Wir wußten, daß abends Familienandacht gehalten wird. „Da muß er uns doch den Leviten vorlesen. Was wäre denn sonst eine Andacht!“ Auch das geschah nicht. Wir saßen nach unserm Ausflug noch einige Stündchen beisammen. Ich erinnere mich nicht mehr, was im einzelnen gesprochen wurde; es waren allerlei lehrreiche Geschichten. Aber als wir am andern Morgen weiterzogen, war unser aller Eindruck: „Das ist ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein.“

Kullen wußte, wieviel Verantwortung und schweren Dienst der Beruf eines Lehrers in sich birgt, wo er treu ausgeübt wird; drum liebte er die Lehrer. Daß er natürlich am meisten mit den Genossen seines Standes verbunden war, die mit ihm dem gleichen Herrn dienten, ist selbstverständlich.

Seine praktische Anlage und sein herzliches Mitleid ließ ihn sehen, daß die Besoldung der Lehrer oft hinter ihren wirklichen Bedürfnissen zurückblieb. Da ist er stets offen und ohne Scheu für eine Besserstellung eingetreten, zumal er zu bemerken glaubte, daß die geringe Besoldung manchen Lehrer bei der Wahl seiner Lebensgefährtin in die Versuchung bringe, nur auf Geld und Gut zu sehen, und nicht auf die innere Beschaffenheit. Er konnte mit gutem Gewissen dafür eintreten, denn durch seine bekannte Frei-

gebigkeit war er über den Verdacht erhaben, daß er für sich selbst sorgen wolle.

In der Schulaufsichtsfrage stand Kullen so, daß er sagte, die Lehrer würden sich noch oft nach der geistlichen Schulaufsicht zurücksehnen, wenn sie sich einmal die Sachaufsicht errungen hätten. Daneben hätte er auch manchmal der Schule von Herzen größere Bewegungsfreiheit gegönnt. Wenn er das aus der bestehenden Schulorganisation, über die näher zu reden hier nicht der Ort ist, herfließende tiefe Mißtrauen zwischen den Vertretern der Kirche und denen der Schule bemerkte, so beklagte er das aufs tiefste, scheute sich aber je und dann nicht, Übelstände, bei denen nach seiner Meinung die Lehrer im Rechte waren, ganz offen und manchmal recht scharf bei Konferenzen zur Sprache zu bringen. In seinem Schuldienst suchte er aber stets — und das um des Wortes Gottes willen — seinen Vorgesetzten ein gehorsamer und treuer Beamter zu sein.

Bei den Bezirksschulkonferenzen war er ein von allen gern gesehener Gast. Wie er dort mit seiner Gabe diente, davon legt folgende Tischrede Zeugnis ab, die er im Jahre 1897 bei einer Bezirksschulversammlung in Urach gehalten hat:

„Es ist uns, meine Herren, die Ehre geworden, unsern hochwürdigen Herrn Prälaten von Sandberger heute in unserer Mitte haben zu dürfen. Vor drei Jahren war dies auch der Fall, und da wünschten wir dem hohen Herrn, daß er noch fünfzig Jahre leben möge. Dadurch war aber der Punkt seines Herzens nicht getroffen worden; er erwiderte in freundlicher Gelassenheit: ‚So alt möchte ich doch nicht werden.‘ Heute nun begreife ich, warum unsere Worte keinen Widerhall in seinem Herzen hervorbrachten. Denn wie viele Anliegen, Bitten und Beschwerden, welche die Herren Geistlichen, die Ortsvorsteher, die Kirchenältesten, die Lehrer dem hochgeehrten Herrn vortragen, muß er anhören, zu Herzen nehmen und bewegen, so daß es ihm dann

und wann zumute sein mag, wie jenem, der ausrief: ‚Ich möchte lieber tot sein denn leben.‘

Diesmal erlauben wir uns, den Wunsch auszusprechen, daß es dem hoch zu ehrenden Herrn auf Gottes weiter Erde nirgends so wohl gefallen möge, wie in unserm schön gelegenen Oberamtsbezirk, und er stets von der Überzeugung durchdrungen sein könne, daß an sämtlichen Schulen desselben außergewöhnlich tüchtige, fleißige, einsichtsvolle, gewissenhafte, demütige Lehrer segensreich wirken, und daß dieses Bewußtsein so stark sein möge, daß es auch durch Erlebnisse und Vorkommnisse nicht erschüttert werden kann, wie die folgenden sind:

Der Herr Prälat macht eine Reise durch den Bezirk. Unangemeldet besucht er verschiedene Schulen. In B. betritt er vormittags zehn Uhr das Lehrzimmer. Der Lehrer, auf dem Katheder sitzend und liegend, ist in tiefen Schlaf versunken und erwacht nicht. Die Schüler aber, in prächtiger Ruhe, lesen Satz für Satz den Abschnitt im Lesebuch, der das Leben des Kaisers Napoleon I. beschreibt. Der Herr Prälat hört mit steigendem Wohlgefallen zu und fragt einiges ab. Die frischen Antworten der Kinder bezeugen, daß sie mit Verständnis den Inhalt des Gelesenen in sich aufgenommen haben. Der Herr Prälat sagt: ‚Ihr bereitet mir Freude, liebe Kinder, und ich will euch gerne noch einige Geschichten von jenem französischen Kaiser erzählen.‘

Er tut das. Noch hatte er die letzten Worte nicht gesprochen, als auf dem Katheder der Schlafende erwachte. ‚Muß denn alles Elend zusammenkommen!‘ rief der Bedauernswürdige. ‚Diesen Morgen um fünf Uhr ist mein heißgeliebtes einziges Kind, meine Julie, verschieden. Drei Tage lag sie an schwerem Scharlachfieber darnieder; ich kam nicht aus den Kleidern während dieser Angstzeit, und kein Schlaf trat in meine Augen. Mein Heiland erhörte mein Flehen und Jammern nicht so, wie ich wünschte. Seine Gedanken waren gewiß noch höhere. Um sieben läutete die Schulglocke. Mein Herr Schulinspektor, der mir die

Schule während meines Zagens und Hoffens gütigst besorgt hatte, und der heute unabweisbare Geschäfte in der Residenz zu bereinigen hat, ließ mir melden, ich dürfe um keinen Preis Schule halten, sonst sei zu fürchten, daß ich meiner Vielgeliebten rasch im Tode nachfolgen werde. Allein ich wußte nicht, was ich tat. Mechanisch, sprachlos ging ich auf mein Arbeitsfeld. Der muntere, sorgenlose Blick der Kinder hat mich in früheren Jahren so manchmal ausgerichtet. Und wirklich, ich konnte unterrichten; aber als die Lesestunde angerückt war, und ich mich ein Weilchen gesetzt hatte, versiel ich in tiefen Schlaf. Es ist der erste in den 28 Jahren meines Amtes, und es wird der letzte sein. Das Herz scheint mir zu brechen.'

„Lieber Herr Schullehrer! Der Gott alles Trostes, der keinen Fehler machen kann, und der nicht über Vermögen versucht, lasse Sie sein erquickendes, stärkendes Nahesein in reichstem Maße erfahren! Ich bezeuge Ihnen meine innigste Teilnahme,“ — und sich zu den Schülern wendend fragte der hohe Besuch: „Könnet ihr singen? Schlaget das Lied 461 auf,“ und mit wunderbar sanftem, zum Herzen sprechenden Ton sang der Kindermund:

„Was Gott tut, das ist wohlgetan usw.“

„So, liebe Kinder, jetzt wird euch euer geliebter Herr Lehrer erlauben, daß ihr nach Hause gehet. Und Sie, Verehrtester, legen sich nieder, und Gott wird Ihr und Ihrer werten Frau Tröster sein,“ sprach mit gerührtem Herzen der Herr Prälat zum Abschied.

Die Reise geht weiter. Im Nachbarorte Z. wird die Schule nachmittags 11 $\frac{1}{2}$ Uhr besucht. Die Schüler sind mit Fertigen eines Aufsatzes beschäftigt, und der Lehrer liest im „Schwäbischen Merkur“. Sein Gesicht rötet sich etwas. Bald aber hat er sich erholt und reicht mit zitternder Hand — sprechen kann er nicht — dem Herrn Prälaten die Zeitung und deutet auf eine Stelle, auf welcher steht: „Der Dampfer Euphrosius stieß infolge einer Windsbraut an die gefährvolle Klippe D. Es versanken 143 Insassen;

die weiteren 96 verdanken ihr Leben dem unvergleichlichen Mut und der unerschütterlichen Energie des Kapitäns, der, noch Anweisung und Befehle zur Rettung der Mannschaft gebend, auch von den brausenden Wogen des Meeres verschlungen wurde.' Mit brechender Stimme konnte allmählich der Schullehrer sagen: 'Er war mein ältester Sohn! Meine liebe Frau, stumm und marmorbleich, warf mir vorhin diese entsetzliche Nachricht im 'Merkur' auf den Ratheder.' Nochmals stürzte die halb ohnmächtige Mutter mit der soeben angekommenen neuen Kunde ins Schulzimmer: 'Voll Todesverachtung verblieb der wackere, brave Kapitän — der letzte der Seercisenden — auf dem sinkenden Wrack. Dem Tode konnte er nicht entfliehen. Noch rief er zum letzten Abschied: 'Grüßet meine teuersten Eltern und meldet ihnen: 'Ich hab' sie geliebt meine ganze Zeit, ich werde sie lieben in Ewigkeit.' Dem ehrwürdigen Herrn Prälaten erstarrt die Zunge vor tiefstem Mitleid. Dem Lehrer die Hand heiß drückend verließ er das Schulzimmer. Der Lehrer, ihn auf die Treppe begleitend, lispelte mit bewegter Stimme: 'Ich danke herzlichst für Ihr Mittragen, das ich sehe und fühle. Mein Schmerz ist unnennbar; aber er wäre noch größer, wenn mein Heiland gestorben wäre.' 'O ja, Herr Schullehrer,' und die leisen Worte vor sich hinsprechend: 'Wahrlich, das ist ein Mann von Gottes Gnaden,' verbeugte sich der Prälat zum Abschied.

Nun geht's aufs Filialdörflein. Im Schulräumchen, das klein, aber hell ist, wird nach Diktat geschrieben und vom jungen, frischen Schulmann dabei eine gute Zigarre geraucht. Keine Verlegenheit tritt auf das jugendliche, hübsche Gesicht des Lehrers, obgleich das Rauchen im Unterrichtszimmer verboten ist. Er raucht ruhig weiter. Den Tag zuvor hatte er das ergötzliche Anekdotchen von dem großen König von Preußen, dem großen Fritz, und dem sonderbaren Schulmeister gelesen. Jener Lehrer hatte nämlich die Gewohnheit, stets, auch in der Schule, einen Hut zu tragen. Mochten Hohe oder Niedere in das Lehrzim-

mer kommen, er nahm ihn in demselben nie ab. Friedrich II. erfuhr das und trat einmal in vollster Gala in die Schule. ‚Guten Morgen,‘ sagte der tätige Schulmann, berührte seinen Dreispitz nicht und unterrichtete ruhig weiter. Die Schüler bekundeten durch ihr aufgewecktes Wesen, daß ihr Lehrer große Gabe habe, die Fähigkeiten der Kinder zu entwickeln und Weisheit in die Köpfe zu bringen. Mit wachsendem Wohlwollen hörte die Majestät zu. Nach einer halben Stunde verabschiedete sich freundlich und gnädig der seltene Besuch. Der Besuchte begleitete ihn hinaus. kaum sind sie aus der Schulstube heraus, da nimmt der Lehrer seine Kopfbedeckung unter den Arm und verbeugt sich in tiefster Ehrerbietung und Untertänigkeit und dankte dem verehrten Landesvater für das huldvolle Erscheinen. ‚Warum ist Er jetzt so höflich?‘ ‚Weil meine Schüler nicht dabei sind; diese sollen nicht wissen, daß es einen höheren Herrn gibt, als mich.‘ ‚Sehr gut, Herr Lehrer! Lasse Er sich ferner in Handhabung solcher pädagogischen Weisheit nicht stören! Lebe Er wohl!‘

Der Herr Prälat sieht verschiedene Arbeiten der Schüler nach; im ganzen sind dieselben gut und recht gut. Schwachbegabtere schreiben freilich nicht fehlerfrei; aber der tüchtige Lehrer sagt, diesen einen liebevollen Blick zuwerfend: ‚Unser himmlischer Erzieher ist mit denen, welchen er einen Zentner anvertraute, und die mit diesem wieder einen Zentner gewannen, ebenso zufrieden, wie mit jenen, die zehn Zentner erhielten und mit diesen zehn andere errangen.‘ ‚Gut, Herr Lehrer! Fahren Sie fort, fleißig biblische Erziehungslehre zu studieren und zu üben,‘ und, die Türe zum Gehen öffnend, fügte er halb lächelnd die Worte bei: ‚Das Rauchen während des Unterrichts lehrt jene allerdings nicht.‘ ‚Euer Hochwürden,‘ erwiderte ehrerbietig und artig der Lehrer, ‚ich bin kein Freund von Entschuldigungen, so manchmal sind dieselben Beschuldigungen. Doch darf ich vielleicht noch sagen, daß von mir noch nie sonst eine Pfeife oder Zigarre im Schulzimmer

angezündet wurde. Diesen Morgen aber wurde ich von solch wütenden Zahnschmerzen überfallen, daß ich glaubte, meinen Schülern Vakanz geben zu müssen. Ich weiß aus Erfahrung, daß eine feine Zigarre dies Übel vertreibt, und sie hat dies, Gott sei Dank, getan. Es wäre ja arg schade, wenn Euer Hochwürden mich hätte zu Bett treffen müssen, statt auf dem Schauplatz meiner Tätigkeit.' ‚Hier, Herr Lehrer,‘ entgegnete der einsichtsvolle Herr Prälat, ‚nehmen Sie eine solch heilbringende ‚Rauchrolle‘ von mir, damit, wenn der quälende Schmerz in der Schule wieder erscheinen sollte, Sie ihn alsbald vertreiben können. Noch mehr wünsche ich aber, daß Sie weder in noch außer der Schule Zahnweh haben mögen, und daß der liebe Gott ferner Ihre aner kennungswerte, erfolgreiche Schularbeit segne.‘

Am folgenden Morgen kommt der Herr Prälat in die Schule des alten Lehrers, der, im Ort geboren, schon 53 Jahre an derselben wirkt. Die Schüler üben sich im Schönschreiben, der Lehrer aber ist nicht da. Der Eingetretene grüßt freundlich die Kinder und sagt: ‚Gebet mir recht gute Antworten auf meine Fragen, die ich an euch richten will,‘ und an den Letzten der Klasse sich wendend spricht er: ‚Was ist ein Hauptwort?‘ Der Gefragte antwortet frisch: ‚Ein Hauptwort ist ein solches Wort, das ein Haupt hat.‘ ‚Wie meinst du das? Was verstehst du unter Haupt?‘ ‚Den großen Anfangsbuchstaben, den ein jedes Hauptwort hat.‘ Dem Zweitletzten wird die Aufgabe gestellt: ‚Steigere mir das Eigenschaftswort ‚gut‘. Dieser ruft getrost: ‚Gut, güter, am . . .‘ ‚Nein, mein Sohn, ‚güter‘ kann man nicht sagen.‘ ‚Doch, gestern Abend hat mein Dotenvetter ausschellen lassen, er wolle sein Gut verkaufen; dann hat mein Vater gesagt, ich sollte nun auch meine Güter herum schreiben lassen.‘ Der Herr Prälat lächelt wohlwollend und erkennt noch mehr als in seinem seitherigen Leben, mit wieviel Schwierigkeiten ein Elementarlehrer zu kämpfen hat. Dem Drittletzten erklärt der hohe Herr,

daß alle Wörter, welche die Nachsilbe ‚heit‘ haben, ohne Ausnahme Hauptwörter seien, und läßt ihn einige dieser Wörter angeben: ‚Schönheit, insonderheit, Wahrheit usw.‘ — ‚Ach, wie wenig nützen die Regeln!‘ flüstert der Bisitator, und er stimmt aufs neue wieder dem Ausspruch jenes tüchtigen Lehrers zu: ‚Sollen die Schüler es weit im Rechtschreiben bringen, so ist dreierlei nötig: erstens Übung, zweitens Übung, drittens Übung.‘

Nach zehn Minuten kommt der Lehrer, innerlich gehoben, was sich in seinen Augen zeigt. Der Herr Prälat erwidert den ehrerbietigen Gruß herzlich und fragt: ‚Wie geht es Ihnen, Herr Schullehrer?‘ ‚Recht gut, Euer Hochwürden.‘ ‚Wird Ihnen das Schulhalten nicht schwer? Sie haben ja siebenzig Jahre schon zurückgelegt.‘ ‚Gottlob, gar nicht; ich bin der Sohn meines Vaters, der je und je äußerte: ‚Ich bin sehr gerne in meiner Familie; ich bin gerne bei lieben Gästen, gerne in Kirchen und Versammlungen, wo das Wort Gottes lauter und rein und herzmäßig verkündigt und besprochen wird; aber das süßeste Gefühl habe ich in meiner Schule.‘ So geht es mir auch, obgleich es gerade eben nicht so schien, weil mich Euer Hochwürden nicht an der Arbeit trafen. Vorhin bin ich nämlich — mein lieber Herr Pfarrer ist gegenwärtig im Urlaub — zu einem Sterbenden gerufen worden, zu einem recht ordentlichen, geachteten, stillen Mitbürger. Als ich an sein Bett kam, ermannte er sich und bat, daß alle außer mir sich entfernen sollen; er wolle mit mir allein reden. ‚Was bewegt Euch, lieber U.?‘ fragte ich ihn teilnehmend. ‚O, Herr Schullehrer,‘ erwiderte er, ‚ich muß sterben, und ich habe über eine gewisse Sünde keine Vergebung. Ich möchte Ihnen diese Sünde bekennen, aber ich weiß nicht mehr, wie man sie heißt.‘ Ich sagte: ‚Lieber Kranker; in den Geboten steht: Du sollst nicht töten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, keinen falschen Eid tun usw.‘ ‚Ach,‘ stöhnte er, ‚ich bin nach allen Seiten ein armer Sünder, aber nur diese Sünde, die ich nicht zu benennen weiß, beunruhigt mich

noch.' Nach und nach fanden wir ihren Namen, und ich sprach dem Bußfertigen die Worte zu: ‚Wer seine Missethat bekennet und läßet, der wird Barmherzigkeit erlangen,‘ und: ‚Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen.‘ Dann bot ich dem Scheidenden die Hand zum letzten Lebewohl hienieden, und wenige Minuten nachher verschied er. — ‚Herr Schullehrer, dies war mehr als Schulehalten. Gott segne Sie für Ihre Arbeit an Ihren früheren, nun vielfach alt gewordenen Schülern,‘ fügte der Herr Prälat bei.

Meine Herren! Keine weiteren Vorkommnisse will ich anführen, die einem unerwarteten Visitator, ehe er sie durchblicken kann, befremdend sein müssen; ich wiederhole den herzlichen Wunsch: Unser hochwürdiger, verehrter Herr Prälat möge in der Überzeugung nie wankend werden: Im Bezirk Urach sind die allervorzüglichsten Lehrer, die es je auf Gottes weitem Erdboden geben kann!“

6. In der Gemeinde.

In vielen Gemeinschaftskreisen neuerer Art gehört es eigentlich fast zum guten Ton, wenn nicht geradezu gegenkirchlich zu sein, so doch ein gewisses Mißtrauen zu hegen gegen die bestehende Kirche. Es mag sein, daß von kirchlicher Seite auch manches geschehen ist und geschieht, was dieser Stimmung Vorschub leistet. Doch ist daran auch zum großen Teil der vorwiegend subjektivistische Sinn schuld, dem das Verständnis abgeht für das, was geschichtlich geworden ist. Die württembergische Gemeinschaft hat von jeher ein anderes Gepräge gehabt: wenn auch in Einzelfällen immer wieder Mißverständnisse und Reibereien vorgekommen sind zwischen Vertretern der Kirche und der Gemeinschaft — tragen wir doch alle unser sündiges, böses Herz in uns —, so ist doch die württembergische Gemeinschaft auf dem Boden der Kirche erwachsen: ihre Gründer waren Diener der Kirche, und darum steht diese Gemeinschaft

mitten im Leben der Kirche; drum hat sie sich einen gesunden und nüchternen Sinn gewahrt, ist in ihrer Dogmatik gemäßigt lutherisch geblieben und hat wiederum ihrerseits mitgeholfen, der Kirche einen gesunden Schriftsinn zu erhalten.

Die Vertreter der Familie Kullen waren persönlich und amtlich schon aufs engste mit der Kirche verbunden. Persönlichen Dank schuldeten sie der Kirche, denn durch einen der früheren Pfarrer kam der Geist der Erweckung in die Familie. Und amtlich gab's Beziehung genug; nicht nur, weil der Pfarrer Schulinspektor war. In früheren Jahren war Hülben Filialgemeinde von Dettingen. Da mußte der Schulmeister manche Funktion des geistlichen Amtes verrichten: er mußte die Abendmahlsanmeldung annehmen, mußte Kranke besuchen, mußte je und dann Lesegottesdienst halten usw. Und als dann später Hülben selbständige Pfarrei wurde und seinen eigenen Pfarrer erhielt, da galt's den Organistendienst übernehmen und sonst manchen inneren und äußern Dienst in Kirche und Gemeinde tun.

Unser Johannes Kullen war allsonntäglich Besucher des Gotteshauses, nicht nur, weil er die Orgel bedienen mußte, sondern weil er als evangelischer Christ gerne und aus vollster Überzeugung den Gemeindegottesdiensten beiwohnte. Und wenn er lange Jahre dem Kirchengemeinderat angehörte, so faßte er das nicht so auf, daß er nur etwa in äußeren Dingen mitzuraten habe, nein, er half in der Pflege der Armen, half sonderlich im Besuchen der Kranken, und an manchem Kranken- und Sterbebett hat er mit ernstem und tröstlichem Wort dienen dürfen. In seinen Grabreden bei Beerdigungen von Kindern und seinen „Staffelreden“ bei Hochzeiten hat er, manchen unvergeßlich, es bewiesen, wie Gottes Wort in sich schließt mannigfaltigen Reichtum, wie es die Trauer erfüllt mit Trost, und wie es die Freude heiligt.

Kullen war dankbar für das, was ihm in der Kirche in Wort und Sakrament geboten wurde. Hin und her im

Lande hatte er unter den Geistlichen treue Freunde, denen er in herzlichster Liebe zugetan war um ihres treuen Bekenntnisses zum Evangelium willen, die ihn auch wieder liebten um seiner im Worte Gottes gegründeten Eigenart willen.

So war es selbstverständlich, daß auch im Orte selbst zwischen Pfarrhaus und Schulhaus immer rege Beziehungen waren. Und in der Reihe von Zeugen, die während Kullens Lebenszeit bis auf die letzten Tage in Sülben gedient haben, ist manch einer, der es selbst bezeugt hat, welch ein Segen für die Kirchengemeinde von dem schlichten Abschalmeister ausgegangen ist.

Kullen hatte auch einen großen Blick für die Freuden und Leiden der ganzen Landeskirche und der großen Reichthumsfrage; er arbeitete mit an den Werken der Außern und Innern Mission.

Außerordentlich mißtrauisch war er gegen alles moderne Wesen, wie es sich in der Kirche in neuerer Zeit so breit machen will. Er stand in der Schriftfrage auf ganz festem Grund; für ihn war die Bibel als solches Gottes Wort, und bei seiner Ehrfurcht vor diesem großen Gotteswort, aus dem und in dem er lebte, war es ihm ganz unfasslich, wie man in neugierigem Fragen dieses Wort zerplücken und zerzausen könne. Er war vor allem nie zu der Ansicht zu bringen, daß eine negierende, niederreißende Theologie einen Raum haben sollte in der Reformationskirche.

Wenn er nun sah, daß junge Theologen von ihren Professoren nur mit Zweifeln erfüllt wurden, ehe sie überhaupt hineingeführt wurden in den großen Reichthum des Wortes Gottes, wenn er dann sah, wie oft Studenten der Theologie sich aufführten bei ihren Ausflügen, die sie von Tübingen her nach Urach oder zum Hohenneuffen machten, dann kam ihm der Gedanke, es sei wohl die ganze Ausbildung der künftigen Diener der Kirche eine fehlerhafte. Er kam schließlich zu der extremen Anschauung, die ganze aka-

demische Freiheit sei zu verwerfen und einer mehr seminarristischen Ausbildung der Vorzug zu geben. Ob und wie weit diese Anschauung über das Ziel hinausgeht, darüber ist hier nicht zu reden. Sie durfte nur bei seinem Charakterbild nicht übergangen werden, denn er hat sie oft und mit Schärfe verfochten, und hat sich dadurch bei manchen nicht geringes Uebelwollen zugezogen.

Den größten Dienst hat er wohl der evangelischen Kirche dadurch geleistet, daß die Schüler des theologischen Seminars in Urach und die Studenten von Tübingen bei ihm stets die freundlichste Aufnahme gefunden haben. Sie sind in großer Zahl gekommen und manch einer von ihnen hat einen unauslöschlichen Eindruck mitgenommen von diesem edlen Vertreter des schwäbischen Pietismus.

Für seine Orts- und Heimatgemeinde hatte er ein besonders warmes Herz. Wie er einen Blick hatte für die sozialen Schäden derselben und wie er seinen Mitbürgern auch offen die Meinung sagte, sehen wir aus folgender Stelle einer öffentlichen Rede, die er in Hülben gehalten hat:

„Liebe Bürger! Kürzlich kam mir ein Blatt ‚zufällig‘ in die Hand. Es stand darin, der Blick in die Welt sei ein außerordentlich trauriger, denn man kann sich des betrübenden Gedankens nicht erwehren, daß so viele, viele unserer Mitmenschen auf dem breiten Wege sich befinden und verloren gehen, und man sollte so viel als möglich tun, dieselben zu retten. Diese Worte gingen mir sehr zu Herzen, weshalb ich euch, geliebte Mitbürger zuzurufen möchte: ‚Befehret euch auch!‘ Dies ist viel wichtiger als alle andern Angelegenheiten. Vielleicht ist dies mein letztes Mahnwort an euch. Es träumte mir unlängst, ich sei gestorben. Meine Träume gehen zwar nicht alle in Erfüllung; aber etliche doch auch. Lasset euch — ihr seid ja früher meine Schüler gewesen — das Wort: ‚Befehret euch!‘ nicht vergebens sagen.

Ihr habt allerlei Gutes. J. B. seid ihr Hülbenener sehr fleißig und geschäftsgewandt. Wenn allemal vor meinen

Fenstern das Schulholz gespalten wird, muß ich mich nur wundern, wie schnell dies Geschäft, das ja nicht wenig anstrengend ist, fertig wird; wie gut ihr mit Art und Beifrettet. Man hat euch in der Stadt Urach gern als Tagelöhner um eures Fleißes und um eurer Geschicklichkeit willen. Auch seid ihr friedfertige, friedliebende Leute. Wenn ihr miteinander Streit und ‚Händel‘ bekommen habt, seid ihr gleich wieder gut, und ihr traget einander keine Feindschaft nach, was ich sehr schätze. ‚Denn so ihr,‘ sagt der liebe Heiland, ‚den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben.‘

Ferner seid ihr nicht selbstgerecht. Wenn man an Kranken- oder Sterbebetten von Hülfeuern kommt, so hört man nicht die Sprache: ‚Ich kann ruhig sterben; ich komme in den Himmel. Mein Grundsatz war: Tue recht und scheue niemand!‘ Ihr habt vielmehr das Bewußtsein: ‚Wir sind arme Sünder und haben die Hölle verdient, und Vergebung und Gnade haben wir so sehr nötig.‘ Noch weitere Lichtseiten könnte ich nennen, namentlich eure Wohltätigkeit usw. Aber ich kann auch nicht unterlassen, eine dunkle Schattenseite zu berühren, die euren Glanz verdunkelt, und die ich so sehr beklage: es ist die Trunksucht, der sich manche leider hingeben.

Wie traurig ist mir zumute, wenn ich abends um $1/2$ 11 Uhr etwa mich niederlege, und ich sehe die Wirtshäuser noch so hell beleuchtet. Wie entsetzlich bemitleide ich die lieben Frauen, und ich bewundere sie, daß sie ihre ‚vertrunkenen‘ Männer doch immer wieder lieb haben. Stellet euch in die Lage hinein, unsere Weiber wären Trunkenbolde, und die Männer geordnete Leute. Würden wir nicht solche betrunkenen Ehehälften kopfüber die Treppe hinunterwerfen, wenn sie sich unsicheren Schrittes der Wohnstube näherten, nachdem wir drei und vier und noch mehr Stunden vergeblich auf sie gewartet hätten? Denket euch, ich ginge abends um acht Uhr ins Wirtshaus und sage zu meiner Frau: ‚Ich will schnell ein Glas Bier trinken; ich komme

balb zurück.' Allein es schlägt zehn Uhr und elf Uhr und ich bin noch nicht zu Hause. Die Stunden werden meiner begierig wartenden Frau, wie man sagt, zu Ewigkeiten. Sie jammert innerlich: ,Ach, wieviel Geld verbraucht der Mann an einem Abend, und ich hätte dasselbe so sehr nötig für die Haushaltung, in der es überall fehlt. Und wieviel ungeschickte Worte wird er, wenn er einmal angeheitert ist, herausreden, vielleicht sich in Streitigkeiten oder noch schlimmere Sachen verflechten, und, was das ärgste ist, welch übles, übles Vorbild gibt er, wenn er betrunken heimkommt, seinen Kindern! Muß solche Frau nicht fast vergehen vor Gram, Arger, Jammer und Sorge? Welch schweres Strafgericht laden sich die Männer, welche ,trinken', auf.

Liebe Bürger! Haltet den Grundsatz fest: Man soll den Durst nicht mit geistigen Getränken stillen, sondern mit Wasser, das der liebe Gott zu diesem Zweck gegeben hat."

7. In der Gemeinschaft.

Die Gemeinschaft war seine Heimat. Er hätte sein Herkommen verleugnen müssen, wenn er die Gemeinschaft nicht geliebt hätte. Wenn wir uns nun an dieser Stelle die Frage vorlegen, warum Kullen in der schwäbischen Gemeinschaft eine so hervorragende, einflußreiche Stellung einnahm, so waren es nicht sowohl seine natürlichen Gaben, die ihm Geltung und Eingang verschafften, sondern vor allem seine kindliche, mit Gott in stetem Umgang stehende Persönlichkeit.

Wir können es uns nicht versagen, an dieser Stelle das von seinem besten Freunde, Seminaroberlehrer Bochterle, verfaßte und im „Lehrer=Voten“ erschienene, kurze Lebensbild hier wiederzugeben, das zwar einiges schon Gesagte wiederholt, aber in trefflicher Weise Kullens ganze Persönlichkeit darstellt und deren großen Einfluß erklärt:

Johannes Kullen, ein Lebensbild.

Ein herzlich Wesen und Kindlichkeit
Sei unsre Stütze zu aller Zeit.

Diese Worte eines bekannten Liebes dürften eine passende Überschrift sein über das köstliche Leben des „Schulmeisters von Gottes Gnaden“, den man am 7. März d. J. in Hülben Ml. Urach zur Erde bestattete: Johannes Kullen.

Der Grundpfeiler, auf dem das Haus stand, dessen Sproßling und spätere Krone der Entschlafene war, war die Treue. Fast 150 Jahre lang war schon vor ihm, von 1722 an, die Schule von Hülben in den Händen der Familie Kullen. In vier Generationen folgte je der Sohn dem Vater im Schulamt. In der allerletzten Zeit waren es Kullen und Söhne, die Hülbens Jugend erzogen. Das war Treue gegenüber der Gemeinde. Diese ist um so höher anzuschlagen, als nicht hohe landschaftliche Reize, nicht eine besonders günstige geographische Lage, oder Wohlstand und Intelligenz der Einwohner anziehend wirken konnten. Hülben ist und bleibt ein armes abgelegenes Alldorf. Ebenso schön ist die Treue gegenüber dem Lehrerberuf. Bei äußerst geringem Einkommen und unscheinbarer sozialer Stellung entschied sich doch immer wieder der Sohn für den Lehrerberuf. Einkommen und Stellung waren von jeher im Kullenschen Hause Größen, die man eher fürchtete als suchte. Und die Rede, man würde nicht mit einem Fürsten tauschen, überraschte aus dem Munde eines Hülbener Schulmeisters gar nicht mehr. Aber alles andere übertraf die Treue gegenüber dem H. Erren. Kullen wußte, daß er in der hl. Taufe, die er mit Hiller sehr hoch schätzte, ein Eigentum des H. Erren geworden war, und so hing er ihm an ohne irgend welches Wanken. Da war jede Halbheit schlecht hin ausgeschlossen. Das prägte sich namentlich aus in der Stellung zum Wort Gottes. Ich kann es heute noch sehen, wie er in einer Versammlung den Deckel der Bibel aufschlug, dann die Bibel wendete, und während er den hinteren Deckel auch aufschlug, sagte: was zwischen diesen Deckeln ist, ist mir Wort Gottes. Ein andermal bekannte er sich zu der Anschauung jener frommen Frau, welche meinte, wenn in ihrer Bibel stünde, Jonas habe den Fisch verschlungen, so würde sie das auch annehmen. Damit waren für seine göttliche Einfalt alle neuzeitlichen Angriffe auf die Schrift samt deren Umdeutungen ein für allemal rundweg abgetan. Eng damit verbunden war die Treue im Wandel. Wie er die hl. Schrift schon beim Reden in den Versammlungen auf das Leben anwandte, war originell. Wie er sie aber selbst ins Leben setzte, war vorbildlich. Von Heiligkeitsprüngen war ebensowenig die Rede als von mutloser Verdrossenheit. Er war ein fröhliches Kind, das gehorsam dem Vater unter allen Umständen folgen will.

Etwaige Härten und Ecken, welche sonst gern die Treue begleiten,

wurden bei ihm angefüllt oder abgeschliffen durch die Liebe. Eigentlich war sie schon ein Erbsstück vom elterlichen Hause. Nicht umsonst wies der Ortsgeistliche die Hülbenner am Grabe auf das ideale Familienleben hin, das sie im Schulhaus jederzeit hätten sehen können. Diese Liebe hatten auch die geistig minderwertigen Kostgänger zu genießen, die fast immer im Hause waren. Den Schulkindern war Kullen weit mehr Vater und Seelsorger als Zuchtmeister. Wie er mit Leib und Seele an der Schule hing, das zeigte sich darin, daß ihn selbst große Leibeschwachheit nicht von der Schule zurückhalten konnte. Erst am 6. Februar d. J. war der 78jährige Greis zum letzten Male in der Schule tätig. Namentlich die Schwachen lagen ihm auf dem Herzen. Stellte er doch einst in einer Lehrerversammlung in Stuttgart den wunderlichen Antrag, man möge den Schülern das Memorieren schwieriger Katechismusstücke erlassen, sie seien so geplagt damit. Weil er 60 Jahre lang, von 1845 an, ununterbrochen in Hülben war, so standen ihm die Alten nachgerade so nahe wie die Jugend. Darum dehnte er seine Liebe auf die ganze Gemeinde aus. Wer Rat, Trost, Hilfe brauchte, kam ins Schulhaus und fand in der Regel daselbst, was er suchte. Daß seine Liebe auch eine gewisse Schärfe haben konnte, war fast zu verwundern. Es kam nicht selten vor, daß er Trinker persönlich scharf vornahm oder gar nachts aus dem Wirtshaus heim schickte. Aber sogar noch über die Grenzen der Gemeinde hinaus ging seine Liebe. Die Liebe Gottes war ausgegossen in sein Herz. Dies führte zu Wellenbewegungen in konzentrischen Kreisen, die erst an den Grenzen der Menschenwelt stille stehen konnten. kamen da etwa Hilfesuchende irgend welcher Gesinnung zu ihm, so bediente er sich eines besonderen Vorteils. Er wandte sich an die Reichen von nah und fern, deren Adressen er sich zu verschaffen wußte, sofern sie ihm nicht vorher bekannt waren, mit seinem Klingelbeutel. Er sagte, es stehe im Worte Gottes: den Reichen von dieser Welt gebiete. Er meinte, sie werden es ihm in der Ewigkeit noch danken, wenn er ihnen Gelegenheit gegeben habe, sich Freunde zu machen mit dem ungerechten Mamon. Aber am schönsten leuchtete seine Liebe im Gemeinschaftsleben. Monatstunden auf der Alb und an der Abtraufe und Brüderkonferenzen, die je am letzten Samstag im Monat in Hülben stattfanden, hatte er schon vom Vater her angetroffen. An seinem Hochzeitstag (6. Februar 1866) sagten ihm die Brüder, er habe ein doppeltes Erbe überkommen: die Schule und die Gemeinschaft. Und der jungen Frau sagten sie, es sei ihr Beruf, den Heiligen nach 1. Tim. 5, 10 die Füße zu waschen. Die damit erhaltenen Aufgaben haben nun beide in unveränderlicher Liebe sorgfältig ausgeführt. Mit einer Gastfreundschaft, deren Möglichkeit man nur begreifen konnte, wenn man den Segen Gottes in Anschlag brachte, nahm man Brüder und Schwestern aus allen Ständen im Hause auf. Und Besuche in Monatstunden,

an Krankenbetten und bei Beerdigungen führte Vater Kullen selbst bei schweren körperlichen Gebrechen bis in die letzte Zeit treulich aus. Das Schulhaus in Hülben war neben Korntal seit vielen Jahrzehnten ein Mittelpunkt geistlichen Lebens. Und wenn später in Stuttgart ein neuer Zentralpunkt für das Gemeinschaftsleben sich auftrat, so blieb doch Hülben die Brunnenstube geistlicher Hilfskräfte für die Alb und den Fuß der Alb.

Es ist nicht zu leugnen, daß sich mit der Tätigkeit Kullens eine gewisse Gefahr verband. Wer eine einflußreiche Stellung hat in einer ‚Stadt auf dem Berge‘, wie Hülben von einem Redner genannt wurde; wer zahlreiche Versammlungen zu leiten oder doch darin zu reden hat; wessen Tischreden bei den Bezirksschulversammlungen gerne gehört werden; wessen Ansprachen bei den Versammlungen des Ev. Lehrervereins mit leuchtenden Blicken aufgenommen werden; wer bei Schülerausflügen herbeigezogen wird, weil man die mit seinem Humor gewürzten Geschichten nicht zurücklassen möchte: der konnte leicht am inneren Menschen durch Selbstgefälligkeit Schaden leiden. Davor aber bewahrte Kullen die Demut.

Schon vor 40 Jahren sagte ein bedeutender Mann beiläufig: Es ist gar keine Kunst, über Kullen hinauszukommen; ob aber schon einer unter ihn hinunter gekommen ist, bezweifle ich. Und vor einigen Jahren glaubte ein Bruder ihm Vorwürfe wegen seiner weitgehenden Barmherzigkeit machen zu müssen. Schon Ulrich Fisdjer von Zainingen habe eine solche Barmherzigkeit eine Lumpenbarmherzigkeit genannt, sagte der Bruder. Da erwiderte Kullen gelassen: Vor Gott sind wir alle Lumpen. Diese Demut konnten zunächst alle merken in Kullens Reden. Bei seiner tiefgewurzelten Erkenntnis wäre es ihm leicht gewesen, in begeisterten, hochliegenden Worten das göttliche Leben zu schildern. Aber seine Demut scheute hohe Worte. In der einfachsten schmucklosesten Weise knüpfte er an die unscheinbarsten Ereignisse des täglichen Lebens an, um das Walten der göttlichen Gnade deutlich zu machen. Wenn einer und der andere sich einmal daran stieß, daß er von sich selber rede, so zeugte das von einer sehr oberflächlichen Auffassung. Kullens kindlich demütiger Sinn sah in den kleinsten Vorkommnissen die Fußstapfen seines HERRN, und darauf wollte er den Finger legen. So war's auch mit dem Gebet. Wer ihn in den Versammlungen, an Krankenbetten oder an Totenbahnen beten hörte, der hatte den Eindruck: es redet hier ein Kind mit seinem reichen, gütigen Vater. Kullen hatte aber auch längst das vereinzelte Sich-Ausschwingen zu Gott umgewandelt in ein Gebetsleben, in einen steten Umgang mit Gott. Daher legte er auf Gebetsformen keinen besonderen Wert. Er konnte sagen, weil ihm das Knien oft Schwierigkeiten mache, so erlaube es der HERR, daß er zwischen seinen ‚Spähelesbeigen‘ auf der Bühne umhergehend mit Ihm rede. Auch über die Gebetszeiten dürfe

man sich unter Umständen — was freilich Anfänger mißverstehen konnten — wegsetzen. Eine Hausfrau, so meinte er, die immer Feuer im Herd habe, brauche, wenn ein Gast komme, nicht extra Feuer anzuzünden, um Kaffee zu machen.

Und wie zeigte sich erst seine Demut im Leiden. Es hat dem Herrn gefallen, ihn mit besonders schwerem Kreuz heimzusuchen. Aber er trug dasselbe mit seiner gleichgesinnten Gattin in aller Stille. Nie hörte man ihn klagen oder seufzen. Wenn er je in Versammlungen Andeutungen gab, so geschah es, um demütig die Fürbitte der Geschwister einzuholen. Er hielt dem Kreuz immer die Gnade entgegen, die damit verbunden sei. So konnte er nie genug danken, daß der Herr seine Frau und seine Kinder so einig mit ihm sein lasse, daß Er ihm ein so hohes Alter, wie es niemand erwartet hatte, vergönne, und daß Er ihn bis zuletzt habe im Amt tätig sein lassen. Gegen dieses und noch vieles andere Gute trat ihm das Kreuz ganz zurück. In diesem Sinne riet er auch den Brüdern und Schwestern, auf die Frage, wie es ihnen gehe, immer zu antworten: „Vorzüglich!“ was freilich nicht allen zu befolgen gelang. Auch kannte er zu gut den Nutzen des Kreuzes. Der lutherische Gedanke, daß wir alle verlorene und verdammte Sünder seien, und der Riegersche Gedanke, daß außerordentlich vieles dazu gehöre, wenn wir einmal vor dem Throne Gottes stehen wollen, waren ihm Fundamentalsätze, deren Folgerungen er dankbar auf sich nahm.

Überhaupt war sein Element die Gnade. Darin schwamm er wie der Fisch im Wasser. Und der Herr Pfarrer hätte in seiner Grabrede gar keinen passenderen Text wählen können als den: „Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin.“ So sehr wurzelte er in der Gnade, daß ihm selbst der allgemein beliebte und viel zitierte Vers: „Um einen ew'gen Kranz mein armes Leben ganz“ völlig unsympathisch war. Er behauptete, selbst wenn man nach „Kranz“ hineinsetze „aus Dankbarkeit“, so stecke doch noch etwas Verdienstliches darin. Einem Kind Gottes gezieme nur der Blick auf Jesum, nicht der auf den Kranz. Darum ließ Kullen auch vorzugsweise Hillersche Lieder singen. Darum sang man auch in der „Stunde“ nach der Beerdigung, welche „Stunde“ wegen der großartigen Beteiligung von nah und fern in der Kirche gelakten werden mußte, das Kullensche Familienlied: „Herr von unendlichem Erbarmen“. Kullens Gnadenhunger gründete sich auf ein seltenes Armeisündergefühl. Wenn man noch in den letzten Monaten und Wochen in Karten und Briefen von ihm las, oder in Reden von ihm hörte, wie er wegen Unterlassungs- und Begehungsünden unausgesetzt die Vergebungs- und Gnade suche und finde, so mußte man unwillkürlich denken: „So das geschieht am grünen Holz, was will's am dürren werden?“

Nun der liebe Kullen darf jetzt die von ihm so hoch geschätzte

Gnade in vollem Maße genießen. Uns aber gilt das, was in dem Text steht, der der Beerdigungsstunde zugrunde gelegt wurde: „Der-
selben Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“

Auf der Alb und am Fuß der Alb wird man noch lange mit Bezug auf Kullen die Wahrheit des Dichtervortes rühmen:

Er hat getragen Christi Foch,
Er ist gestorben und lebet noch.

Während im allgemeinen in der neueren Richtung des Pietismus das Negative des Christenstandes, die Verneinung der Sünde, der Kampf gegen das Böse in den Vordergrund tritt, war es bei Kullen mehr das Positive, die Gemeinschaft des Sünders mit Gott, die Er ihm aus reiner freier Gnade schenkt, die ihn zu stetem Danke trieb, und die sein Herz fröhlich machte. Und während bei vielen der Wandel im Glauben etwas Angelerntes, etwas Angequältes bleibt, war er bei Kullen etwas, das ihm immer selbstverständlicher wurde, mit und vor dem HErrn zu wandeln. Immer kindlicher, immer fröhlicher wurde sein Wesen. Und diese kindliche Stellung zu Gott machte es ihm möglich, nicht nur immer sich zu fürchten, dies und jenes möchte ihm zur Ansechtung dienen, sondern auch manches Schöne und Gute dankbar als Gabe aus Gottes Hand zu nehmen. Wie war er ein Naturfreund, ein Musikliebhaber; wie konnte er sich freuen an einem witzigen, treffenden Worte! Wie hatte er den Wunsch, zu lernen und vorwärts zu kommen in allgemeiner Bildung!

Nicht daß er daneben den Kampf gegen die Sünde ver-
gessen hätte. Er kannte seine Fehler sehr wohl, traute sei-
nem Herzen nicht viel zu, aber gerade diese innere Gesaßt-
heit in Gott, dieser tägliche Gebetsumgang mit dem HErrn
machten es ihm möglich, gegen seine Fehler und Schwächen
erfolgreich vorzugehen.

So stand er in dem Schwäbischen Gemeinschaftskreis,
und aus der Gemeinschaft mit dem HErrn heraus kam sein
Zeugnis, mit dem er diente. Dazu kamen allerdings noch
zwei andere Dinge, die sein Zeugnis wirkungsvoll mach-

ten. Einmal hatte er eine große Gabe populärer Rede; er wurde nicht leicht langweilig. Eine ganze Fülle von Gleichnissen und Bildern aus dem Natur- und Menschenleben standen ihm zu Gebote, die Geheimnisse des Reiches Gottes klar zu machen. Dabei trug seine Rede immer persönliche Färbung. Die Gemeinschaft sah er fast an wie eine große Familie, die er teilnehmen ließ an den Freuden und Leiden seiner engeren Familie. Das machte seine Rede belebt, daß sie immer unter dem Eindruck seiner persönlichen Erlebnisse stand. Dafür ein Beispiel. Im Jahre 1891 wurden mehrere Glieder der Familie seines Schwagers Bubeck in Basel, die er sehr liebte, durch einen Eisenbahnunfall getötet. Es ist dem Schreiber dieser Zeilen unvergeßlich, wie alle Wortverkündigung Kullens in jenen Tagen unter dem Eindruck jenes schmerzlichen Ereignisses stand. Für Kullen war eben der Name „Gemeinschaft“ kein leerer Schall, sondern er machte Ernst mit dem Gedanken, daß Brüder alles gemeinsam haben sollen. Er war daher auch treu in der Fürbitte, treu auch darin, wenn er irgend einem notleidenden oder bedrängten Bruder helfen konnte.

Wenn man ihn aber nach dem Grund seines Lebens und Wesens gefragt hätte, dann hätte er auf seine Bibel, aufs teure Wort Gottes gewiesen; da lag die Quelle seiner Kraft, die ihn immer wieder verjüngte, und die ihn fruchtbar machte. Fleißiges Lesen der Bibel verordnete er sich, und forderte er auch immer wieder von andern. Daneben las er manche gute Auslegung der alten Württemberger; C. S. Riegers „Betrachtungen“ z. B. waren ihm ein liebes Buch. Aber die Hauptsache war und blieb ihm die Bibel. Und es war rührend, wie er als alter Mann immer wieder aufs eifrigste die Bibel las, sei es am Tage an den wenigen freien Stunden, sei es in der Nacht in den Stunden, in denen er nicht schlafen konnte.

So diente er in den Stunden in Hülben, in den Monatskonferenzen auf der Alb umher, bei Beerdigungen von Brüdern, bei den großen Konferenzen in Stuttgart, bei

Lehrerkonferenzen da und dort. Überall war sein Zeugnis gern gehört und gesegnet.

Es ist bedauerlich, daß unsere Worte, auch wenn sie noch so treu nachgebildet wären, niemals ganz den Eindruck einer Person wiedergeben können. Dennoch wollen wir im folgenden einige Auszüge aus dem wiedergeben, was Kullen da und dort in Versammlungen geredet hat.

Über den Anfang der Leidensgeschichte.

Sechs Tage vor Ostern kam Jesus gen Bethanien. Er, der liebe Herr, ging gern dorthin. Warum? Dort waren Leutelein, die ihm mit ganzer Liebe zugetan waren, die nicht so lau und träge dahingingen. Möge unser Hülsen auch solchem Bethanien gleichen, wo der Herr gerne einzieht! Wenn wir wissen, daß es vielfach noch nicht so ist, so dürfen wir's dem Herrn klagen, und eine Hauptsache ist, daß wenigstens unser Haus und jedes einzelne in seinem Teil ein Bethanien sei, in dem der Herr gerne Wohnung macht. In Bethanien war Lazarus, der Verstorbene, und Simon, der Aussäzige. An beiden hatte der liebe Heiland seine Wundermacht bewiesen im Außern; wie viel hat er auch uns schon getan, wenn er uns aus geistlichem Tod und innerem Aussatz half! Der liebe Heiland möchte allen helfen, alle Aussäzigen reinigen und kein einziges räudiges Schäflein behalten, weil ein einziges räudiges Schäflein oft die ganze Herde verdirbt.

Martha diene. Ein andermal wird von ihr gesagt, daß sie zu viel diene. Das ist unrichtig, wenn wir in zu vieles Tun hineinkommen und meinen, es liege alles an unserm Besorgen; wir seien unentbehrlich usw. Freilich ist hier die Zeit des Dienens, und es kann beim geringsten Dienst (Stiefelputzen) eine herrliche Zeit für uns sein, wenn wir richtig stehen. Ein lieber Bruder, Karl Maß von Beuren, sagte öfter, er habe es so gut; er dürfe nur tun, was ihn seine Schwestern heißen. Wir bemitleiden oft

ein Mütterlein mit einem großen Kinderhäuflein; aber der Herr hat es so geordnet, und wenn sie sich dem Dienst recht gerne unterzieht, so hat sie es leichter als ein Fürst und Regent; denn das Herrschen ist nach meiner Ansicht oft viel schwieriger als das Dienen. Ist dir das zu Tische Sigen hier auf Erden schon vergönnt, so werde nicht übermütig, nicht prahlerisch.

„Da trat Maria zu Ihm, die hatte ein Glas mit ungeschälter, köstlicher Narde usw.“ Edler Liebe ist nichts zu viel; sie berechnet auch nicht lange. Nun hören wir aber auch von weniger edlen Personen. Judas Ischarioth, der ihn hernach verriet, sprach: „Diese Salbe hätte mögen teuer verkauft usw.“ Auf diese Rede hin wurden auch die Jünger unwillig. Hätte Judas ausgerufen: „Unser Herr ist Goldes wert; wie schön, daß Maria ihm diesen Liebesdienst erweist!“ so wären sie wohl ganz damit einig gewesen; aber der böse Einfluß wirkte schädlich. Darum wie schade, wenn sich noch Unreines, Räuðiges unter uns findet, schon um der Ansteckung willen! Bei Judas wird es ganz allmählich von einer Sünde zur andern abwärts gegangen sein. Bei uns soll es immer mehr aufwärts gehen. Kein Nachlassen in der ersten Liebe soll eintreten. Ein Apostel Paulus machte ja auch in gleichem Glauben und gleicher Liebe fort.

Aus der Erbauungsstunde beim Begräbnis des
Wetters Karl Buch in Beuren am 2. März 1898
über Phil. 3, 7—21.

Bei unserm lieben Heimgegangenen hieß es so recht: „Ich achte das alles für Schaden.“ War eine Monatsstunde, so konnte ihn weder das Wetter noch dringende Arbeit abhalten. Zwei edle Frauen und einen hoffnungsvollen, reich begabten Sohn verlor er, aber man sah ihn hierüber nicht jammern und klagen. Ja, als ich an seiner dritten Hochzeit teilnahm, und in der Predigt hauptsächlich

daß Schwere seines bisherigen Laufs betont wurde, sagte Karl nachher: „Der Herr Pfarrer hot's et reacht g'wißt (hat's nicht recht gewußt); 's Gute von mein'm Herrn überwiegt weit.“ Von ihm galt auch, was Jakob Böhme sagt: „Wem Leid ist wie Freud und Freud wie Leid, der ist befreit von allem Streit und danke Gott für diese Gleichheit.“ War's auch Naturanlage, so war dieselbe geheilig und darum schätzbar.

Und wie bescheiden war er! Auf vielen Brüderreisen begleitete ich ihn; nirgends war es ihm zu ärmlich. Ein Stuttgarter Bruder erzählte neulich, wie ihnen schlechte Wurst vorgesetzt worden sei, habe Karl darauf losgeessen, als wäre es der feinste Leckerbissen. Später besuchte Karl jenen Stuttgarter, der ihm vor der Abreise selbstbereiteten Kaffee vorsetzte. Karl ließ ihn sich trefflich munden; als Herr G. später seiner Frau davon brachte, rief sie: „Dieber Mann, der ‚brändelet‘ zu sehr, als daß man ihn trinken könnte.“ In Krankheiten seiner Frau oder bei Tauffesten, wie diente er da gleich einem Knechte! Ihr werdet sagen, diese Kleinigkeiten gehören gar nicht zum Christentum. Ja, sehr wohl.

„Er verkaufte alles und kaufte die Perle,“ das ist mir an dem entschlafenen Bruder recht verständlich geworden. In jungen Jahren war er Schultheißenamtsverweser, wäre sicherlich auch einstimmig zum Ortsvorsteher gewählt worden, aber er sagte zu meiner Mutter: „Treu und gewissenhaft möchte ich dies Amt versehen; ich merke aber, daß es mich zu sehr einnimmt, am Beten und Bibellesen hindert,“ und so dankte er entschieden und schlug Ehre und Reichthum in die Schanze.

Als ich ihn bei einem Besuch kürzlich fragte, ob er nichts wider mich habe oder von mir wünsche, äußerte er nur den Wunsch, ich möge ihn an seiner Beerdigung nicht so loben, sonst könnte jemand rufen: „'s ist nicht so arg gewesen.“

Zu Daniel 3.

Die Alten haben gesagt, die drei Männer Sadrach, Mesach und Abed-Nego seien vorher in kleine Feueröfen gegangen, ehe sie in den großen geworfen wurden. Jener Gottesmann, dem man ungerechterweise ein Stück von seinem Acker wegmaß, habe zu dem, der ihn aufsteifen wollte, gesagt: „Ich erlebe vielleicht noch die letzte Zeit, wo man mich von Haus und Hof vertreiben wird. Wenn ich solche kleine Aufgaben nicht lerne, wie wird es dann mit den schwereren gehen. Wenn ich mit dem Läufer nicht fortkomme, wie wird es dann gehen, wenn ich dem Reiter folgen soll?“

Am Sonntag Reminiscere 1887.

Zu Matth. 12, 38—42.

Der heutige Sonntag heißt „Reminiscere“, d. h. „Erinnere dich!“ Woran sollen wir uns denn erinnern? Darüber ließen sich Bücher schreiben, denn wie viele unzählige Wohlthaten hat uns der liebe Gott schon in unserm Leben erwiesen! Ja, schon vor unserer Geburt hat Er Großes an uns getan, indem Er uns vor Grundlegung der Welt geliebet hat. „Ach ja, wenn ich überlege, mit was Lieb' und Gütigkeit Du durch so viel Wunderwege mich geführt die Lebenszeit, so weiß ich kein Ziel zu finden, noch die Tiefen zu ergründen; Tausend, tausend Mal sei Dir, großer König, Dank dafür!“ Im Leiblichen hat Er Großes an uns getan, aber besonders dadurch, daß Er uns seinen Sohn sandte, und der Sohn sich senden ließ. Was hat Ihn dieß gekostet! Und erinnere dich auch daran, was der Heilige Geist nach dem dritten Hauptartikel tut, wenn Er uns beruft, erleuchtet, heiligt und bei Jesu Christo erhält im rechten, einigen Glauben. An alle diese Wohlthaten wollen wir uns erinnern und uns immer wieder erinnern lassen.

Auch unsern eigenen Lebensgang wollen wir durch

gehen und uns erinnern an schwere Stunden, da wir am Krankenlager oder Sterbebett von lieben Angehörigen saßen. Wie klein und demütig waren wir dazumal. David machte auch solch schwere Zeiten durch, namentlich, als er vor seinem eigenen Sohne Absalom fliehen mußte. Schwere Berge von Kummer lasteten da auf ihm und er war so klein, daß ihm die Schmähungen des Simei dagegen nichtig vorkamen, und er sprach: „Laßt ihn fluchen; der Herr hat's ihn geheißt.“ Ja, erinnere dich an solche Stunden, wo du dasahest wie Butter an der Sonne. Es wurde mir vor einigen Jahren so eindrucklich, als ich mit einer Frau zur Beerdigung einer weitläufigen Verwandten kam, und man dieselbe gerade im Sarge herausstrug. Ich sagte zu meiner Begleiterin: „So trägt man uns auch einmal hinaus. All ihre schönen Sachen sind jetzt Verlassenschaft; sie kann nichts mitnehmen.“ O laßt uns recht daran denken, wenn uns Sachen dieser Erde so herumreißen wollen, und wir noch Gelüste haben nach schönen Aekern und anderm Irdischen, daß wir im Sarge so nah zusammengehen!

Die Leute in unserm Evangelium wollten ein Zeichen sehen, und das kam nur daher, weil sie sich nicht erinnerten an die vielen Zeichen, die sie umgaben, und die sie schon mehrfach erfahren hatten. Wahrscheinlich wollten sie ein Zeichen vom Himmel, wie zu des Elias Zeiten; aber sie hätten Zeichen genug gehabt: kurz vorher hatte der Herr noch ein großes Wunder getan. Wir wollen doch auch nichts Besonderes, Außergewöhnliches vom Herrn verlangen. Wohl dürfen wir Ihn im Glauben um Großes bitten für uns und unsere Kinder; aber doch die Sache ganz dem Herrn überlassen, nicht ängstlich darum sorgen. Das kann der Herr gar nicht leiden. Auch Eltern freut es nicht, wenn ihre Kinder für dies und das sorgen wollen, was sie den Eltern überlassen sollten; die Eltern möchten es den Kindern gut, sorglos gönnen; das gilt von unserm Herrn noch viel mehr.

„Die böje und ehebrecherische Art,“ sagte der Herr. Ein Ausleger schreibt, böj seien sie gewesen, weil sie sich mit dem Teufel eingelassen hätten. Wir leben leider auch noch oft im Einverständnis mit dem Teufel. Und ehebrecherisch können wir auch sein, wenn wir den mit dem Herrn gemachten Bund brechen und Kinder dieser Welt werden.

Siehe, hier ist mehr denn Jona und Salomo! Die Königin vom Reich Arabien mußte gewiß Salomo gegenüber allerlei Formen und Anstandsregeln beobachten. Wir dagegen dürfen unserm lieben Herrn alles so vertraulich sagen und zu jeder Zeit mit ihm umgehen. Auch Jona war ein großer Mann, aber was ist er doch im Vergleich zu unserm Herrn?

Beim Begräbniß des Schultheißen Klafß von
Beuren am Pfingstfest 1888.

Zuerst möchte ich im Blick auf unsern lieben Heimgegangenen sagen: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan. Deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, denn die Liebe vieler Freunde. Wie sind die Helden gefallen!“ Schon von früher Jugend habe ich ihn gekannt als ein Kind Gottes, und es ist mir noch so gut erinnerlich, wie er einmal meinen Vater besuchte und ihn um Rat fragte. Er erzählte, daß in Beuren ein Knabe (Somnambule) sei, der im Traumzustande so wunderbare Sachen erzähle. Ein Buchbinder habe ihm ein bedeutendes Honorar versprochen, wenn er den Knaben aushorche und dessen Reden aufschreibe. Mein lieber Vater sagte dann: „Lieber Jakob, wenn in meinem Nachbarhause ein Somnambule wäre, und alle Leute ihm zuströmen würden, ich ginge nicht hin; halte du dich ans Wort Gottes.“ Und unser Entschlafener hat ohne Widerstreben davon abgesehen. Das hat mir gefallen.

Später sah ich ihn öfters als Soldat. Statt daß er wie die andern Soldaten seine Sonntage an Sündenplätzen

verbracht hätte, kam er nach Korntal und hat seine Zeit da in den Versammlungen verbracht.

Unser lieber Herr hat ihm auch manches Schwere auferlegt. Der Tod einer sechzehnjährigen, begabten, blühenden und edlen Tochter hat ihm besonders wehe getan. Ich bin überzeugt, wenn der Herr gesagt hätte: „Ich will dir Hab und Gut nehmen,“ so hätte er gesagt: „Nimm's nur hin, aber laß mir dafür meine Tochter.“ Nun ist sie doch heimgegangen, und der Vater hat sich drein gefügt mit Willigkeit, so schwer es ihm wurde. Ich habe keinen undankbaren Blick an ihm gesehen. Dann hat er einen Sohn in die Mission gegeben. Im Jahre 1875 kam er und sagte mir: „Jetzt ist mein Sohn gestorben; und ich habe so Schulden, weil ich ihm nicht so viel geschrieben habe, wie ich hätte sollen.“ Wegen vieler Berufs- und Amtsarbeit kam er eben nicht viel zum Briesschreiben. Jetzt war sein Schmerz abermals groß, und doch hat er nicht gezürnt mit seinem Herrn. Dann gab er auch eine Tochter in die Mission. Als sie zum zweitenmal nach Afrika abreiste, nahm sie mit lachendem Munde Abschied, und das hat ihm so wohl getan. Die Nachricht von dem Tode dieser lieben Tochter hat ihm auch unbeschreiblich wehegetan, aber er war zufrieden mit seinem himmlischen Vater. —

„Es ist die Art der Vögelein, daß sie, wenn auch ihr Käfig von Gold wäre, und wenn sie Zucker und alles Gute, was sich nur erdenken läßt, hätten, sie dennoch, sobald man das Thürlein öffnet, sich nicht lange besinnen, ob sie etwas mitnehmen können, sondern alsbald hinausflattern. Ich habe es bei unserm Bruder Klafß damals so hoch geschätzt, daß er seine schönen Güter in Neckartenzlingen hinterlassen und nach Beuren ziehen konnte. Es hat seinem alten Menschen viel ausgemacht, aber ich hatte den Eindruck, es sei ein Auszug gewesen wie bei Abraham. Der Herr wolle uns doch die Gnade geben, daß wir loswerden. Ich zum Beispiel fühle noch, daß ich von meinen Kindern nicht ganz los bin; ich habe sie noch zu lieb; sie würden

mich dauern, wenn ich sterben würde. Der Herr muß mich los machen, daß, wenn es heute heißt: mein Karl, mein Dietrich, mein Kullen ist gestorben, man sagen kann: „Wohl ihm, er ist los geworden.“

Am Erscheinungsfestabend 1904: Zu Jes. 60, 1.

Aus dem Totenmeerwasser ins Jordanwasser zurück! Zeller, der in Palästina reiste, nahm ein schon mit dem Tode ringendes Fischlein aus dem Toten Meer und tat es in den Jordan zurück; da lebte es wieder auf. Mir tut in meinem jetzigen Leiden das Liegen auf dem Sofa so gut; da kann ich dann auch bitten, beten, fürbitten, loben, anbefehlen usw.; heute aber bin ich müßig gegangen, habe unnützen Gedanken nachgehängt, da hat es in meinem Herzen geheißt: „Mache dich auf und werde Licht!“ Ich betrachtete das Lied: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren,“ und damit war ich wieder im Süßwasser des Jordan. Mache dich auch auf für äußere Geschäfte, du träger Mensch! Das ist auch ein Gottesdienst, weil es ja eigentlich nur einen, und zwar einen himmlischen Beruf gibt, nicht einen irdischen und einen himmlischen.

Eine Frau klagte mir neulich, ihr junger, kräftiger Mann arbeite fast nichts, hänge alles an andere hin. Da hätte es auch heißen müssen: „Mache dich auf, werde Licht!“

Mache dich auch auf aus der Unversöhnlichkeit! Den verstorbenen N. liebte ich besonders; ich dachte schon, ich werde sein Nachbar auf dem Kirchhof. Von ihm wurde mir gesagt, er stehe nicht gut mit nahen Anverwandten. Ich machte mich auf und redete den Verwandten sehr zu, den N. zu besuchen. „Das kann ich nicht,“ hieß es. „Das kannst du gut; tu es nur; es muß sein!“ Es hielt schwer, den Kopf hinunterzutun; ich weiß es aus eigener Erfahrung; aber was viel kostet, ist viel wert. Später ging ich zu N. „Lieber N., ich höre, du seiest nicht versöhnt.“ „Herr Kullen, 's ist alles im Reinen, die Verwandten waren da.“ Sie hatten sich also aufgemacht zum Licht.

Am Silvesterabend 1904. Über die Lösung der
Gemeinschaft: Röm. 8, 18.

„Welch Großes wird es einmal um die Herrlichkeit sein.“ Mich hat in den letzten Tagen viel das Wort bewegt: „Vater, Ich will, daß, wo Ich bin, auch die bei Mir seien, die Du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du Mir gegeben hast.“ Wie konnte man Jesu die Herrlichkeit gönnen nach dem schweren Erlösungswerk! Und diese Herrlichkeit will Er auch die Seinen sehen lassen. Ein armer Arbeiter, dem ein Millionär drei Millionen in Aussicht stellt nach Ablauf von 25 Jahren, wird gerne weiter arbeiten, weiter sich leiden, weiter entbehren im Blick auf dieses große Versprechen. Und doch ist dies nur ein schwacher Vergleich mit jener Herrlichkeit. Im Blick auf diese darf man auch nicht erschrecken vor einer etwaigen Leidensankündigung. Es ist allerdings das Entkleidetwerden, wenn man ein Stück uns andere hergeben muß, nicht so leicht, aber alles wert.

Aus Kullens letzter Versammlung am 19. Febr. 1905
Zu Matth. 19, 27 und 20, 16.

„Siehe, wir haben alles verlassen und sind Dir nachgefolgt.“ Es war ein großes Wort, das der Petrus zum Heiland sagen konnte; es war aber nicht gelogen. Er hatte wirklich alles verlassen und war dem Heiland nachgefolgt. Er hätte denken können: „Beim Heiland ist man doch nicht so gesichert; das kann ich jetzt nicht, nur grad' meinen Beruf aufgeben.“ Oder er hätte denken können: „Ich bin ein tüchtiger Mann und kann vielleicht noch einmal Schultheiß werden.“ Aber der Überschwang zum Heiland war so groß, daß er diese Bedenken überwog. Der liebe Heiland möge mich doch auch von allem ganz wegbringen. Ein Verwandter sagte bei seiner auszehrenden Krankheit (er lag bei uns im Schulhause): „Ich will mein neues Haus und meine Sachen gar nicht mehr sehen, damit mich's nicht hält.“

Meine Mutter sagte auf ihrem Krankenlager, als sie
Aus einem schwedischen Dorfschulhause.

schon gelähmt war, zu ihrem Manne: „Vater, ich meine, dem und dem Manne sollten wir auch noch hundert Gulden geben.“ Mein Vater war willig, es zu tun. Da sagte meine Mutter: „Du bist ein lieber Vater.“

Ein Stundenhälter war ein sehr reicher Mann; aber er hätte sollen ein treuerer Arbeiter sein gegen die Armen; der liebe Gott hat ihn noch schwer geführt. Wir sollen es machen, wie der liebe J. in W.; dieser wollte einmal fünfzig Gulden im Kasten zurücklegen; da hörte er, wie ein Mann sehr in der Not sei. Diesem gab er nun die fünfzig Gulden. Wir sind manchmal gegen die Armen keine so treuen Arbeiter. „Alles, was ihr getan habt diesen Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr Mir getan.“ Man darf nichts umsonst tun. Der liebe Heiland ersetzt es.

Wir wollen uns alle wünschen, daß wir ohne Anklage des Gewissens einmal scheiden können. Ich habe heute zu meiner Frau gesagt: „Ich meine, ich sei jetzt fertig, und wenn ich jetzt scheiden dürfte, so würde ich mich freuen.“ Ich mache meinen Angehörigen so viel Mühe.

In meiner Schularbeit habe ich weniger Schulden: ich habe mein Amt mit Fleiß ausgerichtet. Auch war ich milde gegen die Kinder und habe ihnen nicht wehetun wollen. Aber auch da habe ich Schulden: Ich habe nicht so viel geleistet, wie ich sollte. Aber wenn man für eine Sache durchaus eingenommen ist, so kann man außerordentlich viel leisten.

Wir wollen uns fragen: „Sind wir keine Müßiggänger?“ Da habe ich auch Reste. Da draußen mein Gärtlein sah manchmal recht liederlich aus, bin eben auch nicht dazu gekommen; allein wenn mir dran gelegen wär, hätte ich auch mehr tun können, und wie viel, viel mehr hätte ich als fleißiger Arbeiter beten sollen. China, Japan, Rußland und Afrika sollten wir mehr in unser Gebet einschließen. Auch an Hülsen denke ich oft in meinem Gebet, daß es nicht so verweltlicht werde, und der Zug zum Wirtshaus weniger werde. Wie viel hätten wir beten kön-

nen, solange wir an unsern Kartoffeln oder sonst auf dem Felde gearbeitet haben. Wir haben da viel Rüste und haben Buße und Vergebung nötig. Und auch wenn wir meinen, unsere Pflicht getan zu haben, so wolle der HErr uns unsere Selbstgefälligkeit und alles Selbstlob wegnehmen. HErr, bring' uns nach deiner großen Gnade immer wieder ins rechte Geleise!

8. Zur Herrlichkeit!

Manche, die unsern Kullen nicht genau kannten, haben gemeint, er habe es leicht, immer ein so fröhliches Gemüt zu haben; Gott habe ihn doch immer so leicht geführt und habe alles Schwere von seinem Wege ferngehalten. Sie wußten es nicht ganz recht. Einmal war er eine äußerst zart und fein geartete Natur, die außerordentlich tief und lebhaft empfand. Manche Dinge, über die andere leicht und schnell hinweggehen, konnten ihm viel und ernstlich zu schaffen machen. Sodann hat es an dem Schweren auch nicht gefehlt; sein lieber HErr hat ihm nur unter allem immer wieder seinen frohen Mut erhalten.

Er selbst trug lange Jahre ein schweres körperliches Gebrechen, das ihm unendlich viel Beschwerden machte. Man mußte sich oft wundern, daß er trotz seinem bresthaften Körper so viel leisten konnte. Er hatte aber vom HErrn viel Gnade bekommen, daß er außerordentlich energisch gegen seine Schwachheit angehen und sie überwinden konnte.

Dafür war er dem HErrn stets dankbar, daß in seinem engsten Familienkreise der Tod keine Ernte halten durfte, daß Gott ihm seine Kinder alle am Leben ließ. Er meinte öfter, er hätte das Sterben und Hergeben eines Kindes nicht durchmachen können. Doch hat dem liebenden Vater das schwere Leiden eines Sohnes sehr als ein Druck auf dem Herzen gelegen, und er mußte besonders in dieser Sache viel beten, um getrost sein zu können.

Mit seinen Geschwistern und ihren Familien war er

aufs engste verbunden. Was war es für ihn ein Schmerz, daß sein einziger Bruder und alle seine Schwestern vor ihm dahingingen zur Ewigkeit. Das Ereignis, das sein innerstes Wesen aufs tiefste erschütterte, griff in die Familie seines Schwagers Bubeck in Basel ein. Aus dessen Familie wurden im Jahre 1891 durch ein Eisenbahnunglück vier Glieder plötzlich hinweggerafft. Kullen hat lange und schwer an dieser Schreckenstunde getragen.

Und was hin und her in den Familien der Verwandten und Freunde geschah, es lag ihm alles auf dem Herzen, er hat's treulich mitgetragen und auch fleißig seinem Herrn im Gebet vorgetragen.

Er sollte aber auch selbst noch durch einen Leidenstiegel hindurchgehen, ehe der Herr ihn zur Herrlichkeit brachte. Schon längere Zeit war er vielfach unwohl gewesen, bis ein verwandter Arzt um Weihnachten 1904 ein schweres Krebsleiden bei ihm konstatierte. Von da an war auch eine stetig fortschreitende Abnahme der Kräfte bei ihm zu bemerken. Merkwürdig war es, wie er immer wieder aufstehen und trotz aller Schwachheit fast bis in die letzte Zeit hinein allerlei Dienst verrichten konnte. Bis zum 6. Februar 1905 ging er mit seinem geschwächten, kranken Körper in seine geliebte Schule und unterrichtete; immer wieder nahm er seinen Stock und ging und humpelte hinunter ins Schulzimmer, um Stunde zu halten oder die Konferenz zu leiten. Lange hat's gedauert, bis er sich endlich ergab und ganz auf dem Lager blieb.

Sein Kranken- und Sterbelager war von viel Liebe umgeben. Er hatte die große Freude, daß sein Sohn Paul noch zu seiner Vertretung nach Hülben berufen wurde und so noch um den hinwegeilenden Vater sein konnte. Auch die älteste Tochter, die auswärts bei Geschwistern zur Hilfe war, kam noch in den allerletzten Tagen zur Freude des Vaters. So umgaben außer der in Elberfeld verheirateten Tochter, die nicht da sein konnte, und dem leidenden Sohne, alle seine Lieben sein Leidenslager.

Auch aus den ihm verbundenen Kreisen machte sich die Liebe in rührender Weise auf, den geliebten Vater Kullen zu erfreuen. Von allen Seiten kamen Leutlein herbei, ihn noch einmal zu sehen und noch einmal ein Wort der Liebe aus seinem Munde zu hören.

Am schönsten aber war es doch, daß der treue Herr und Heiland so bei ihm war und ihn mit viel Gnade und Friede ausrüstete. Der teure Kranke ließ sich vom Herrn zur Herrlichkeit vollenden. Schon sein Leiden hinderte ihn, so wie in frühern Jahren sich andern zu widmen, und trieb ihn in die Stille. In dieser Stille ließ er den Herrn mit sich reden; an allerlei kleinen Äußerungen konnte man merken, wie er suchte, alles, was ihm nicht geordnet erschien, in Ordnung zu bringen. So konnte er einigen Brüdern sagen, daß er so überaus froh sei, daß er seine Sünden bekennen dürfe. Trotzdem sein Leiden schwer war, konnte er immer hinausschauen in die Herrlichkeit, zu welcher der Herr die Seinen durch Leiden führt. Oft sagte er: „Ich darf bald heim,“ und sprach es aus, daß es „zur Herrlichkeit“ gehe. Und wenn er in seinen letzten Tagen so entsetzlich vom Durste gequält war, konnte er in fröhlicher Hoffnung reden vom Lebenswasser, das all seinen Durst stillen werde. Das Wort Gottes blieb seine Speise, und immer wieder hörte er gerne etwas aus diesem Worte. Und im Gebete suchte er immer wieder neue Kraft zu holen, vergaß auch selbst in den schwersten Tagen nicht, anderer Not noch dem Herrn vorzutragen. Einem alten, treuverbundenen Freunde sagte er wenige Tage vor seinem Tode, es freue ihn so, daß er jetzt soviel Zeit zum Beten habe. Da sei ihm gegenwärtig ein Hauptanliegen der Zar in Rußland, dann komme er an den Aufstand der Herero in Afrika usw. Und nach der Politik kommen seine Augenleidenden an die Reihe, vorne an seine Frau, dann seine Schwägerin und andere. Ist's nicht groß, daß der Herr einem armen Menschen eine solche Weite des Blicks geben kann im eigenen, beschwerenden Leiden?

Geduldig durfte er alle seine Leiden tragen, dankbar für jeden Dienst, den man ihm erwies. Nachdem er alle seine Angelegenheiten als ein treuer Haushalter geordnet hatte, durfte er am 4. März den letzten Seufzer tun, nachdem unmittelbar zuvor seine brechenden Augen sich noch einmal geöffnet und mit fast überirdischem Leuchten hinaufgeschaut hatten zu der Herrlichkeit, zu welcher der treue Knecht nun eingehen sollte. Am Abend des 6. März hielt ein Neffe, Pfarrer Lic. Dr. Mayer aus Güterbog, im engsten Familienkreise eine Trauerandacht über Ebräer 12, 1 ff.

Am 7. März strömte eine große Menge Menschen nach Hülben, um dem geliebten Entschlafenen das letzte Ehrengelächte zu geben. Im Hause segnete sein Freund Tochterle die sterbliche Hülle unter herzlichem Gebet ein. Draußen auf dem Friedhof wurden außer der Leichenrede des Ortspfarrers allerlei Nachrufe gehalten, die alle Zeugnis ablegten von dem gesegneten Lebenswerk des Entschlafenen.

Sein Lebenswerk wurde ins rechte Licht gestellt durch die Rede des Ortspfarrers Golder über 1. Korinther 15, 10: Von Gottes Gnade bin ich, das bin ich, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen. Wir teilen hier ein Stück daraus mit.

„Alles, was wir Schönes und Gutes von dem Entschlafenen zu sagen wissen, stellt sich uns dar als ein Ausfluß der göttlichen Gnade, als Gnadenführung und Gnadenwirkung.

Oder ist's nicht schon eine große Gnade von Gott gewesen, daß er das Glück gehabt hat, als Kind frommer Eltern in einer Familie mit einem Namen von gutem Klange in den Kreisen der Kinder Gottes geboren zu werden? Macht auch die Geburt von Christen uns noch lange nicht zu Christen, so werden doch einmal dereinst in der Ewigkeit viele davon Zeugnis ablegen, welcher Segen es für sie war, fromme Eltern gehabt zu haben und in der Gebetsluft eines Christenhauses aufgewachsen zu sein. Freilich ist's ja leider schon oft auch anders gegangen. Kin-

bern, denen in solcher Weise das Loß aufs liebliche gefallen war, wurde diese göttliche Gnade zum Fluche, weil sie nicht in die Fußstapfen der Eltern getreten sind.

Vom lieben Entschlafenen aber wissen wir, daß er in jeder Beziehung der Nachfolger seines Vaters geworden ist. Einmal als Lehrer. Und da können wir ihm getrost bezeugen, daß er ein Schulmeister von Gottes Gnaden gewesen ist, ein Mann, der mit Lust und Liebe bis in die letzten Tage seines Lebens hinein in der Schule und an den Kindern seinem Heilande gedient hat. Es ist fürwahr ein großes Glück für unsere Gemeinde, gottesfürchtige und gläubige Lehrer zu haben, denen neben der äußeren Ausbildung ihrer Schüler auch deren inneres Wohl am Herzen liegt, eingedenk des Wortes unseres Heilandes: ‚Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele,‘ Lehrer, die ihre Schüler auf betendem Herzen tragen. Ja, es ist ein köstliches Ding, einen Lehrer zu haben, dessen Herz fest geworden ist durch Gnade, und der es sich angelegen sein läßt, die ihm anvertrauten Schüler nicht allein zu brauchbaren Menschen, sondern auch, soweit es in seiner Hand steht, zu angehenden Christen zu erziehen.

Aber nicht nur als Lehrer, sondern auch als Stundenhalter hat der Entschlafene seinen Vater abgelöst, und ist in diesem Beruf ein Werkzeug der göttlichen Gnade gewesen. Mit seiner Gabe volkstümlicher und erbaulicher Rede wurde er vielen hier und in der engeren Umgebung zu großem Segen. Vor allem war er ein Verkündiger der freien Gnade Gottes in Christo, die er an seinem Herzen täglich erfuhr, und für die er auch andere zu gewinnen wünschte. Dabei kam ihm die Freundlichkeit seines Wesens sehr zu statten. Die Gnade Gottes kann keine griesgrämigen Vertreter brauchen, und Christen dürfen nicht mürrisch und unfreundlich sein. Möchten deshalb die anwesenden Gemeinschaftsleute von ihm lernen mit seiner freundlichen Art und mit seinem fröhlichen Gemüthe, durch die er die Her-

zen der Menschen gewann. Auch die Weltleute hatten ihn gerne, trotzdem er ihnen gegenüber seinen christlichen Standpunkt mit aller Entschiedenheit wahrte. Und wie er innigen Anteil nahm an dem Kummer der Betrübten, so freute er sich auch gerne mit den Fröhlichen und nahm an froher und munterer Unterhaltung Anteil. Wie möchte ich an seinem Grabe wünschen, daß es keine sauertöpfischen Christen mehr gäbe, sondern solche, die lebendige Zeugen der göttlichen Gnade sind.

Daß aber der liebe Entschlafene auch ein treuer Familienvater und Hauspriester gewesen ist, auch im Hausstand und Ehestand ein Mann von Gottes Gnaden, davon konnte sich jeder überzeugen, der in seinem Hause verkehrte. Möchten doch meine lieben Gemeindeglieder mit ihrem oft so zerrütteten Familienleben, vor allem aber die Männer sich ihren Lehrer zum Vorbild nehmen! Was Gottes Gnade aus einem Kullen als Hausvater gemacht hat, das kann sie aus uns allen machen.

Wie vieles wäre noch zu nennen von Beweisen der göttlichen Gnade: sein hohes Alter, das er erreichen durfte, seine geistige Frische, die ihm bis in die letzten Stunden seines Lebens bewahrt blieb, dazu auch so manches Kreuz, das der Herr auf seine Schultern gelegt hat, dieweil ja ein Christ nicht ohne Kreuz sein kann. Und nun hat Gottes Gnade ihn durch Leiden vollendet. So können wir von ihm sagen: „Was er gewesen und geworden ist, das war er von Gottes Gnade.“ Und auch wenn er sich als armen Sünder bekannte im Bewußtsein der menschlichen Schwächen, die auch ihm anhafteten, so war dies eben ein Zeichen dafür, daß Gottes Gnade an ihm nicht vergeblich gewesen ist. Er hat seine Gnadenzeit im Gnadenstande verlebt.“

Nach dem Begräbnis wurde in der Kirche eine Gemeinchaftsstunde gehalten. Der Text war Ebräer 13, wo die Erinnerung steht, rechtschaffenen Lehrern zu folgen. Manches Schöne und Liebliche wurde da noch gesprochen.

Aus dem Gebet von Pfarrer a. D. Hermann in Unterhausen bei Reutlingen:

Herr, Du hast deinen treuen Knecht von uns genommen, und uns liegt an seinem Grabe der Wunsch und die Bitte da: Ach, daß unser Ende einst sein möchte wie dieses Ende! Du legst aber auch eine Verantwortung auf uns, daß wir uns prüfen sollen, ob wir beim Anschauen des Endes von solchem Knecht auch seinem Glauben nachfolgen. Ach, werde Du uns doch ein ganzer Heiland, daß Du auch aus uns etwas machen könntest zum Lobe deiner herrlichen Gnade.

Defan Dieterle von Münsingen:

Unser heimgegangener Freund hat zu denen gehört, die ihr Leben lang nur von Gnade gewußt haben, und als es der Ewigkeit zugegangen ist, da ist gewiß seine Bitte gewesen das Wort: „Da kommt ein armer Sünder her, der gern uns Lösgeld selig wär.“ Nun wir das letzte Mal dem Heimgegangenen zulieb versammelt sind, möchten wir doch den Eindruck von ihm mitnehmen, wie er von ihm selber nichts sein wollte; alles Eigene hat er so ganz abgelehnt. So möge auch bei uns Gottes Gnade alles werden, sie kann auch bei uns große Herrlichkeit wirken. Was war uns der Heimgegangene alles in so manchem geeigneten Stündlein des Zusammenseins, wie war er uns zur Erquickung! Ich wüßte wenige, denen ich so viel verdanke! Ach, wie viel könnten wir einander sein, wenn Gottes Gnade recht mächtig an uns wirken könnte, daß wir alles Eigene immer mehr wegtun lassen. Wir könnten mehr zum Segen sein auch für andere, je mehr wir Christi Bild in uns ausgestalten lassen. Was war dieser Kullen für seine Schulkinder! Wie ist das Erbarmen, die allumfassende Liebe in ihm ausgestaltet worden! Nach der Bergpredigt sollen ja alle Jünger Jesu Licht und Salz der Erde sein. Das können wir nur, wenn wir Salzkraft bekommen durch den Geist Gottes. Wer selbst hell ist, der kann auch für andere ein Licht sein. Aber das muß der Herr schaffen. Alles menschliche Machen ist da umsonst. Beim Verstorbenen war alles so natürlich, es kam so ungekünstelt heraus. Das war Wirkung des Heiligen Geistes. Durch die Kraft des Kreuzes und Blutes Christi wurde Gottes Bild im Entschlafenen so herausgestaltet, so lieblich wie er uns entgegengetreten ist. Wollen wir uns nicht auch ein solches Ziel stecken, daß wir unserer Umgebung ein Bild davon geben möchten, wie herrlich es ist, ein Jünger Jesu zu sein? Ja, es ist etwas Schönes, ein Kind Gottes sein! Der Herr gebe es uns alle heute, daß auch uns seine alles durchdringende Lebenskraft neu schaffe, daß wir etwas sein und werden dürfen, nämlich Licht und Salz für unsere Umgebung!

Pfarrer Kullen von Kuchen:

Die Dankespflicht gegen meinen heimgegangenen Vetter legt es mir nahe, etwas zu sagen, wo ich sonst lieber geschwiegen hätte.

Wir ist an ihm groß gewesen die Kraft der Liebe Jesu. Die Liebe zum Heiland hat sein Herz beseelt, und die Liebe zum Nächsten kam als Frucht daraus hervor. Darin war er mir ein großes Vorbild, und der Herr sagt mir heute: Gedenke an deinen Vetter! Einen besonderen Eindruck habe ich von ihm bekommen, wie er, selbst ein gebrechlicher Mann, mich besucht hat in meiner schweren Krankheit; wie hat er mich erquickt in meiner Trübsal, ja, er hat mich herausgebetet! Er war mir ein Vorbild auch in der Leidenswilligkeit. Man merkte an ihm äußerlich oft nicht viel, wenn er innerlich litt. Es ist mir unvergeßlich, wie ich ihn im Jahr 1864 einmal besuchte. Da hatte ich den Eindruck: er ist über irgend eine Sache sehr bekümmert; in solchem Fall sprach er nicht viel davon, er suchte nur die Stille und den Herrn — ein inniges Gebetsleben führte er ja von Jugend auf. Ich suchte den lieben Vetter im ganzen Haus; endlich fand ich ihn am Garbenloch auf den Knien im Dunkeln; ich schlich mich leise wieder fort. Er sagte mir nachher nur: „Ich hab was auszumachen gehabt mit dem Herrn.“ So konnte er auch mit dem Herrn leiden, konnte stille sein dabei. Aus der Liebesfülle zum Herrn schöpfte er die Leidenswilligkeit. Der Herr hat ihn so klein gemacht und doch so groß! Als wir heute hierher gereist sind, als schon die Eisenbahn die Scharen kaum fassen konnte und nachher auf allen Straßen noch diese Haufen schwarzgekleideter Leute zu sehen waren, die alle nach Hülben pilgerten, da ist mir's gewesen, wie dort dem Elia, als der Herr zu ihm sagte: Ich habe lassen überbleiben siebentausend in Israel, die ihre Knie nicht gebeugt haben vor Baal. Wir wollen alle, wie wir gekommen sind, Ihn, dem Heiland nachfolgen, der des Entschlafenen Vorbild war. Er ist mit Ihm hinausgegangen außen vor das Lager, seine Schmach zu tragen, nun ist er mit Ihm auch zur Herrlichkeit gegangen, wie denn sein letztes Wort hienieden „Herrlichkeit“ gewesen sei. Wir wollen Nachfolger werden des Herrn, dem er die Ehre gab, und zu dem er uns wies mit seinen freundlichen Blicken! —

Oberlehrer Glöckler von Kirchheim u. L.:

Wenn ein Wanderer einen Weg geht und hat ein bestimmtes Ziel vor Augen, wie froh ist er bei Kreuzwegen an Wegzeigern. Und doch sind das nur tote Wegzeiger. Aus meiner Verbindung mit dem teuren Heimgegangenen, die — ich darf sagen — nie getrübt worden ist, möchte ich's bezeugen: er war mir ein lebendiger Wegweiser zum oberen Zion. Warum hat er dies sein können? Weil er aus dem Liebesmeer durch herzliches Gebet geschöpft hat, getrunken hat aus dem ewigen Born des göttlichen Wortes. Daraus hat er Leben und Geist empfangen, daß er hat Eindrücke hinterlassen können durch sein Tun und Lassen, durch sein Vergeben wie durch sein Nachgeben. Wie groß ist ihm der Heiland gewesen! Es hieß

bei ihm: Sie sahen niemand denn Jesum allein! Wie gerne ist er heimgegangen! Diese Liebe zum Herrn bleibt, wenn alles schwindet, wenn Herzen brechen, sie bleibt auch für uns. Und so möge der Herr dieses teuren Vaters Segen ruhen lassen auch auf den Hinterbliebenen und uns allen. Elisa hat dort den Mantel geerbt von seinem Vater Elia. Wollen wir uns nicht auch um solch ein Erbe bewerben? Die lieben Söhne — ihnen wünsche ich besonders ein Stück von diesem Mantel des Vaters. Es war dem Heimgegangenen auch so: Ich habe keine größere Freude denn die, daß ich höre meine Kinder in der Wahrheit wandeln.

Pfarrer Scheu von Plattenhardt:

Wir Hülbener haben den Heimgegangenen am besten gekannt und wissen, was wir an ihm gehabt haben. Ich erinnere mich noch, daß ich als Junge bei seiner Hochzeit war, da hatte der alte Schulmeister Maier von Korntal über das Wort zu den Brautleuten gesprochen: Wir segnen euch, die ihr vom Hause des Herrn seid. Ja, unser lieber Kullen gehörte zum Hause des Herrn, deshalb gingen Segens- und Lebensströme von ihm aus. Wir wissen auch von seinem zarten Priestertum zu sagen. Wie hat er alle Not auf sein Priesterherz genommen! Wie oft kam er nur so geschwind hauptsächlich daher in dieses oder jenes Haus, hat da gesegnet und dort erquickt! Wie hat er Frucht der Lippen geschafft, auch in den Stunden der Nacht, da er nicht schlafen konnte! Dies Priesterherz hat nun aufgehört zu schlagen. Vergesst mir ihn nicht, ihr Hülbener!

Pastor Busch von Ebersfeld:

Ich hätte heute lieber geschwiegen vor innerer Bewegung und großem Schmerz. Ich bin aber nicht nur von Schmerz bewegt, sondern auch von großem Dank. Ich erachte es für einen großen Segen, wenn Gott zu gewissen Zeiten im Leben einem die rechten Männer zuführt, die wir brauchen. Welch ein Segen war mir mein Vater, dann Vater Mayer, und wie bin ich bewegt im Rückblick darauf, was mir der Entschlafene war seit etwa 14 Jahren! Bewegt bin ich von Dank, nicht nur, weil ich in diesem Haus reich gesegnet wurde durch ein liebes Weib, die mich nun durch sechs liebe Kinderlein reich gemacht hat, sondern vor allem, weil damals eine Zeit war, wo ich am Kreuzweg stand und der Entschlafene es war, der mir Jesum in den Mittelpunkt gerückt hat — Gott segne es ihm in alle Ewigkeit! — Noch eines möchte ich hervorheben: Wenn der Entschlafene zu Jesu geführt hat, er hat nicht getrieben zu Jesu, wie es jetzt vielfach in unserer Zeit geschieht, sondern er hat nachgezogen und dieser Zug wirkt heute noch nach. Und ich möchte dies von ihm lernen: Nicht zu Jesu treiben, sondern zu Ihm ziehen! — Als mir der Verlust so schwer wurde, und ich mir das Schulhaus nicht vorstellen konnte ohne den teuren Heimgegangenen, da

wurde ich durch ein Kinderwort mächtig getröstet. Unsere kleine Elisabeth war so betrübt; schon als die liebe Agnes, meine Schwägerin, abreiste, wollte das Kind mit zum Großpapa. Als dann die Todesnachricht kam, war die Betrübniß groß. Sie meinte: „Gelt, der Großpapa ist gestorben, weil ich im Herbst so viel geschrien habe? Aber die Mama hat gesagt, wenn man in der Bibel lese, dann komme man in den Himmel; wenn ich dann lesen kann, dann will ich auch in der Bibel lesen, daß ich wieder zum Großpapa komme“.

Direktor Ziegler von Wilhelmsdorf:

„Gedenket an eure Lehrer“, heißt's heute. Der liebe heimgegangene Bruder ist sechzig Jahre lang der Lehrer der Hülbenener gewesen. Aber war er nicht auch unser Lehrer? Wir alle, woher wir heute kommen, wir haben alle von ihm gelernt. Er war ein guter Lehrer, er hat uns gleich ins Zentrum gewiesen. Er war ein Meister in der Liebe, da hat er seine Stärke gehabt. Es gibt dreierlei Liebe: Liebe um Liebe, Liebe umsonst und Liebe um Haß. Nun kann ich mir von dem lieben Heimgegangenen nicht denken, daß er viel Haßer gehabt habe. Aber vielleicht sind doch solche da, die sagen müssen: er hat mich geliebt, aber es ist bisher umsonst gewesen. Saget euch heute: es soll nicht umsonst gewesen sein. Aber Liebe um Liebe, ja so ist's bei den meisten, die gekommen sind, die haben ihn geliebt, er hat sie geliebt.

Aber ich weiß einen, der liebt noch ganz anders. Ja, der hat geliebt um Haß; uns, die wir auf der anderen Seite gestanden sind, die hat Er herumgebracht. Aber wie viele hat Er geliebt und es ist umsonst gewesen bisher. Sind auch solche da? Die bitte ich im Namen des Heimgegangenen: Lasset es nicht umsonst sein! Aber Er hat auch geliebt um Liebe. Und es sind auch solche da, die gäben Ihm alles um seine Liebe!

Pfarrer Lipp's von Morfchheim (Pfalz):

Ich gehöre auch zu denen, die dem Heimgegangenen so viel verdanken. Schon im Knabenalter durfte ich besondere Eindrücke von ihm empfangen. Die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes wurde mir durch ihn entgegengebracht. Dafür danke ich dem HErrn der Herrlichkeit. Damals kannte ich freilich die Quelle noch nicht, aus der er schöpfte. Erst später lernte ich sie kennen. Auch seine teuren Schwestern, Tante Wilhelmine auf dem Hardthaus und Tante Bayer, sie gaben mir solche Segenseindrücke fürs Leben. Für die ganze auch fernere Familie war der Heimgegangene ein Segen. Das legt aber auch eine Verantwortung auf uns. Möge uns der HErr umwandeln in sein Bild, daß wir auch dieser seiner göttlichen Natur theilhaftig werden!

Oberlehrer Boytelerle von Korntal:

Bei der Nachricht vom Heimgang des teuren Bruders bewegte mich eine Stelle: Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan.

Ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt. Aber wir dürfen dabei nicht stehen bleiben. Bruder Glöckler redete schon von der Hinterlassenschaft. In Kirchheim starb vor vielen Jahren ein Bruder, der hatte die Eigenschaft, daß er bei allem, was ihm begegnete, Gott lobte. Damals bat ich Gott auch um einen Teil aus dieser Hinterlassenschaft. Und Er hat mir's geschenkt, daß ich in schweren dunklen Stunden Loblieder durchbeten konnte. Als die Nachricht von unseres treuen Kullens Heimgang kam, hatte ich einen ähnlichen Gedanken: ich möchte auch etwas für mich heimtragen, wenn's auch eigennützig klingt. Und was ist's? Seine große Demut. Es konnte keiner unter ihn hinunterkommen. Bekanntlich hat er alles hergegeben, was er nur konnte, und da hat's oft auch nach anderer Meinung Unwerte getroffen. Deshalb hat ihn einmal einer gesagt, er übe eine Lumpenbarmherzigkeit. Was hat er geantwortet: „Vor Gott sind wir alle Lumpen“. Das war sein Standpunkt. Das war bei ihm so natürlich, so gar nicht hineingesteigert, wie bei uns oft. So möchte ich also nicht heimgehen, ohne mir etwas geben zu lassen aus diesem Erbe. Es soll nur jeder etwas auswählen, denn das ist das Röstliche, daß es andere auch mit mir haben können.

Oberlehrer Rözle von Cannstatt:

Ich habe einen Rückblick gehalten darüber, was ich vom Heimgegangenen gehört habe, und da sind mir drei Wörtlein besonders wichtig gewesen: „Unser lieber Herr“, „mein lieber Herr“. Das war nicht Redensart bei ihm. Wie hat er es betont, sein Herr ist ihm ein lieber, kein harter Herr gewesen! —

Pfarrer Elsässer von Korntal:

Wichtig ist mir geworden, daß, wenn einer ein Segenswerkzeug werden soll, er bald anfangen muß, den Herrn zu suchen. Frühe — ich möchte die Jugend hauptsächlich mahnen, was der Entschlafene seinen Schülern auch gesagt hat: Eile, kaufe die Zeit aus. So kannst du ein Gottesmensch werden, zu allem guten Werk geschickt. Ich habe mich an dem Heimgegangenen oft erquickt. Es fallen mir heute die alten Gottesmänner ein, ein Ulrich von Zainningen, ein Joseph von Trailfingen und dazu unser Kullen, wie haben die einander ergänzt, Ulrich mit seiner mehr gefühligen Schärfe, Joseph und Kullen die Milde vertretend! Sie sind alle weg, heimgegangen, ein Joseph auch von schwerer Krankheit heimgeführt, aber getrost und gefaßt auf das Kommen des Herrn. Wer füllt die Lücken aus? Ihr Jungen, tretet ein, rückt nach in den Weinberg des Herrn!

Hausvater Mundle von Stuttgart:

Mir ist auch die Hochzeit eingefallen. Im Jahre 1866, vor 39 Jahren, sind auch so viele Leute nach Hülben gewandert zur Hochzeit, und da hat's geheißt: die Brautleute haben ein doppelt's Erbe überkommen. Das erste Erbe ist — die Schule. Kullen

soll werden ein Hirte für die Lämmer in Hülben. Der Aufgabe ist er treulich nachgekommen. Beim zweiten Erbe, da hieß es: Dein Haus soll sein der Einigungspunkt und Segensquell für alle Kinder Gottes vom Tal und von der Alb. Auch das ist erfüllt. Sein Haus blieb eine Brunnenstube für alle Kinder Gottes. Erkenne auch du deine Aufgabe in dem Haus, da dich Gott hineingestellt hat. Mir fällt das Böhlinger Bäbele ein, der hat Gott dort eine Aufgabe gegeben, die Leut haben ihr abgeraten: Tu's net, geh' nicht dort hin! Aber sie hat's als ihre Aufgabe erkannt, und wie ist sie zum Segen geworden für Böhringen, was hat sie dort für eine Aufgabe gelöst, daß eine große Versammlung entstand! Was ist meine und deine Aufgabe? Frag dich, zu was bin ich gerade da hineingestellt von Gott? Und weißt du sie, dann geh' dahinter und löse sie mit Gottes Hilfe, dann läufst's herrlich hinaus.

Andreas Klein von Owen bei Kirchheim:

Der Tod seiner Heiligen ist wert gehalten vor dem Herrn! Wagen Israels und seine Reiter! möchte ich heute anrufen. Mir ist fast das Herz gebrochen, als man den Kullen hat hinausgetragen; ich dachte an unsere Gemeinschaften. Es ist heut ein Starcker und Großer von uns geschieden. Viele sind schon vorangegangen: ein Klaf, ein Doll, ein Karl von Beuren, Johannes Stiesel und andere. Was will's werden? Werden sie im Segen fortleben bei uns, oder wird's eine Änderung geben? Ich bin vor fünf Wochen auf der Alb gewesen, hab an manchen Orten ein Abnehmen wahrgenommen. An Orten, wo ein Hansmarte, ein Annagraitle gewirkt haben, habe ich nur noch eine kleine Gemeinschaft gefunden. Da möchte ich wünschen: Mächt' doch auch der warme Herd, der Glutofen weiterbrennen von Hülben aus. Folget seinem Glauben nach! heißt's heute. Bleibt festgegründet wie er auf dem Bibelwort. In unserer Zeit ist eine Art, die will ein hochfahrendes Christentum führen. Gott aber gibt den Demütigen Gnade. Bleiben wir auf dem Boden des göttlichen Wortes. Führen wir ein Gebetsleben wie der Heimgegangene. Wie wohl war's einem bei ihm. Aus seiner Fülle hat er genommen Gnade um Gnade. Wir wollen eindringen wie er. Drum so betet alle drauf, betet immer wieder, heil'ge Hände hebet auf: Laß unsere Kinder deinen Bund erben! Brüder, an die wir uns haben anschließen können, gehen, aber der Herr bleibt. „Ich in ihnen und sie in Mir“, so soll's werden.

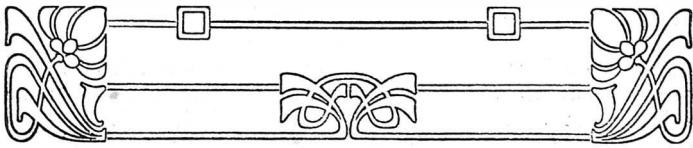
Rektor Dietrich von Stuttgart:

Ich gehöre auch zu denen, die viel Liebe erfahren haben vom Entschlafenen. Ich wollte ihn noch besuchen an zwei schulfreien Tagen; weil ich nicht konnte, sandte ich den Bruder Liebendörfer vor 10 Tagen. Ich fragte: Wie hast's getroffen beim Bruder Kullen? Er sagte: Prächtig. Der liebe Kullen sagte: Ich kann doch noch beten für die ganze Welt. Als ich erfuhr, welches Leiden der Herr auf ihn gelegt habe, da

war mein Seufzen: O Herr, mach's gnädig! Deshalb freut mich's, daß es so geworden ist. Dem Herrn sei Dank, daß er den Kelch des Leidens nicht trinken mußte bis zur Reige, wie so viele. Wenn ich ein Gotteswort als Überschrift über des Entschlafenen Lebensgang setzen wollte, so wäre es das Wort: „Eure Lindigkeit laßet kund sein allen Menschen!“ Er hat eine große Lücke hinterlassen. Nehmen wir's denn als unsere Aufgabe mit, daß wir auch einstehen und der Herr uns brauchen und dazu ausrüsten kann, Lücken auszufüllen. Einem Elia hat der Herr einen Elia erweckt. So muß der Herr auch heute noch Brüder erwecken, die in den Riß treten. Wir wollen's Ihm zutrauen, daß Er auch die Söhne des Entschlafenen zubereite, daß sie den Mantel des Vaters aufheben, in der Schule, in der Gemeinde und in der Gemeinschaft. Es ist ein Lied durch die deutschen Lande gegangen, das heißt so: In der Welt ist's dunkel, Leuchten sollen wir, Du in deiner Ecke, ich in meiner hier. Wir meinen manchmal, wir sollten einen besseren Leuchter haben, um unser Licht darauf scheinen zu lassen, es heißt aber: Du in deiner Ecke; Hülben war auch so eine Ecke. Der Heimgegangene hatte nicht große Gedanken gehabt und gedacht: in einer Stadt, da würde ich auch besser leuchten, nein, Hülben sah er für seine Ecke an; also bleibe jeder in seiner Ecke. Seien wir nur treu! Wie hat der Herr Hülben zu einer Stadt auf dem Berge gemacht, die geleuchtet hat weit hinaus über die schwarzroten Grenzpfähle! Nicht jeder ist eine Sonne, aber ein Sternlein können wir alle sein. Wir müssen nur den Herrn bitten: Gib mir dein Licht und ein gehorsam Herz und klare Augen, dann wird's auch mit dem Leuchten nicht fehlen.

So ist er denn von uns gegangen, der treue Knecht Gottes. Daß mit ihm viel gegangen ist, das fühlt nicht nur seine nächste Familie, das fühlt auch der weite Gemeinschaftskreis, dem er entrisen ist. Es liegt etwas wahrhaft Sonniges über der Erinnerung an sein Leben. Er wußte es, wie wenige, das Glück und den Frieden, die ein Gotteskind bei seinem Herrn haben kann, in seinem Wandel zu preisen und zu verkündigen. Möge der Herr der schwäbischen Kirche und Gemeinschaft Nachwuchs schenken, möge Er uns alle in solchen Sinn und Geist immer mehr hineinbringen!





Rückblick.

Weckstimmen aus dem Dorfschulhause.

Die mannigfachen Bilder aus dem schwäbischen Dorfschulhause sind an unsern Augen vorübergezogen. Lieber Leser! ist dir's nicht ergangen wie dem Verfasser dieser Blätter, daß all die Gestalten, die im festen Glauben an ihren HERRN dahingegangen sind, lebendig werden und dich umringen, als wollten sie dir etwas Wichtiges sagen? Es ist mir, als klinge das alte Haus wieder von mancherlei Weckstimmen, die an unser Gewissen dringen möchten. Ehe wir von dem lieb gewordenen Hause Abschied nehmen, lass'et uns noch einen Augenblick stille stehen und diesen Weckstimmen lauschen. Was haben sie uns zu sagen?

Im Vordergrund steht die alte, einfache Wahrheit, daß es gar nichts Wichtigeres auf der ganzen Welt gebe, als in die rechte Stellung zu Christo zu kommen, als Ihn lieb zu haben. Dabei soll es dem Menschen immer selbstverständlicher werden, diesem „lieben HERRN“ anzuhängen, der in seiner Liebe und Treue so groß und über die Maßen herrlich vor uns steht, so daß Er uns immer wieder überwältigt und uns tief beschämt über all unseren Untreuen und Veräumnissen.

Wer mit Ihm eins werden will, der muß die Gnadenstunden und Gnadengelegenheiten, die Gott in sein Leben hineinlegt, fleißig beachten und benutzen. An wie vielen mögen wir schon achtlos vorübergegangen sein. Kinder gläubiger Eltern haben sonderlich darauf zu achten,

daß sie nicht des Segens und der besonderen Gnade, die ihnen mit dem frommen Elternhause gegeben ist, durch eigene Untreue verlustig gehen! Im Hause Kullen hat man es immer wieder gelernt, neu zu erwerben, was man von den Vätern ererbt hatte, um es wirklich zu besitzen.

Der unversieglige Quell alles wahren Christenlebens bleibt das alte und doch ewig neue, von keinem unter uns ausgeschöpfte Wort Gottes, aus dem man viel mehr nehmen und schöpfen sollte, als aus den Worten der Menschen, und seien sie auch noch so fromm und erleuchtet. Die Kullen haben wohl gewußt, warum sie das Wort Gottes in ihrem Hause nicht ausgehen ließen, warum sie dem Hause Gottes treu blieben, warum sie zu allen Zeiten da zu finden waren, wo man Gemeinschaft hatte am Worte der Gnade. Sie wußten, daß da für ihr Haus der ewig sprudelnde Born lag, der sie und ihre Kinder und ihre Kindeskinde lebendig machen und lebendig erhalten konnte. Darum empfanden sie es nie als ein drückendes Gebot, Gottes Wort fleißig zu lesen, sondern sie hatten ein sonderliches Auge für seine wunderbare, reiche Schönheit.

Unsere Zeit hat aus dem Christentum etwas ungeheuer Kompliziertes gemacht. Man hat ganze Systeme ausgebaut und Theorien aufgestellt von Bekehrung, Wiedergeburt, Geistesleitung, Geistesfülle, Reinigung uß. Aber immer wieder will es uns scheinen, als fehle uns die Kraft. Der Christenstand ist in seinem innersten Wesen einfacher, kindlicher Gehorsam. Aber man muß Ernst machen. Man muß sich wirklich nicht mehr mit Phrasen und Reden weiterhelfen und betrügen. Ist der Herr wirklich mir so groß, dann darf das Geld, das irdische Gut, menschliches Ansehen, die Meinung der Majorität usw., das alles darf dann meinen geraden Blick auf den Herrn nicht immer so sehr trüben. Ich muß dann wirklich auch so ehrlich werden, daß ich verstehen will, was der Herr an mir gerade wegtun will.

Wenn dieser schlichte Gehorsam bei mir einmal Wahr-

heit wird, dann muß er sich in meinem ganzen Wandel offenbaren, besonders in einer reinen, ungefärbten und selbstverleugnenden Liebe, dann muß vor allem andern mein Leben ein lautes Bekenntnis seiner Gnade und Liebe werden.

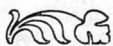
Christen sind ein fröhliches Volk. Es steht nicht im Vordergrund ihres Denkens und Sinnens, was sie drangeben müssen. Wo es noch so ist, da ist die Liebe zum eigenen Ich und zur Welt noch nicht im Glauben ans Kreuz gebracht. Was ihr HErr getan an Leib und Seele, das erkennen sie täglich mehr, das wird ihnen immer größer und darüber wird ihnen Herz und Gemüt fröhlich, daß sie nicht mehr sauer sehen können, sondern daß in ihrem Angesichte etwas widerscheint von der Dankbarkeit für alles, was der HErr ihnen geschenkt. Sie können dann auch anfangsweise etwas von dem üben, was der Apostel Paulus meint, wenn er mahnt, daß man seine Vindigkeit allen Menschen kund werden lassen solle.

Die Kullen sind die ganze Zeit ihres Lebens in dem armen Dörflein Hülsen geblieben und haben doch einen so reichen Lebensgang gehabt. Damit haben sie große Treue bewiesen. Sie sind ein lautes Zeugnis gegen eine falsche Meinung, die sich in unseren Tagen in manchen christlichen Kreisen breit macht. Was will man doch alles in sein Leben hineinschaffen, um es reich und inhaltsvoll zu machen! Da meint einer, sein Beruf sei nicht geschaffen, dem HErrn zu dienen. Er sucht irgend einen vornehmeren, besonderen Beruf, in dem er meint dem HErrn besser und gewinnbringender dienen zu können. Dort ist wieder einer, der meint, es gehöre doch ein gewisser Besitz zum wahren Lebensgenuß und Lebensreichtum; wenn der fehle, dann bleibe bei allem Christentum das Leben ein ärmliches, das unter dem Drucke seufzend einhergehen müsse. Dort beklagt sich einer, er stehe so sehr draußen, so unbekannt und gering, ausgeschlossen von allem, was sich ereignet, daß er gar nichts wirken und ausrichten könne. Aus dem alten Dorfschulhause schallt's uns hundertfältig entgegen, daß

man gar nichts neben Christo begehren und suchen solle, keinen Reichtum, kein Ansehen, keine großartige Lebenshaltung, keinen vornehmen Beruf, nicht Teilnahme an großen, geschichtlichen Ereignissen, nicht außerordentliche Erfindungen und Entdeckungen. Ja, was ist es denn, was meinem Leben ganz allein not tut, wodurch allein es ein reiches, wirklich lebenswertes Leben wird? Daß ich in Wahrheit ein Himmelsbürger und ein Kind des lebendigen Gottes bin. Wenn ich das im Glauben mir wirklich aneigne, dann macht Er, der Herr, mein Leben unendlich reich, bestätigt mich auch und setzt mich vielen zum Segen, benützt mich auch, um vor aller Welt die Nachfolge Jesu als etwas Anziehendes darzustellen.

Johannes Kullen, der zuletzt Heimgegangene aus der Reihe der Kullen, pflegte fast jede Versammlung, die er hielt, mit einem Gebetsseufzer zu schließen, und mit demselben Gebetsseufzer wollen wir antworten auf all die Wedsstimmen aus dem Dorffschulhause:

Jesu, ei nu, hilf uns dazu! Amen.



Drei neue Schriften für unsere lieben Kinder.

Überall, wo sangeslustige Kinder sind, wird willkommen heißen werden:

R. Leite, Für die Kinderstube. Alte bekannte Weihnachtsklänge, Kinderliedchen und Gebete.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Broschirt 80 Pf Gebunden M 1.20.

Dieses Büchlein will unseren Müttern einen Dienst erweisen. Unter den 65 einfachen zweistimmigen Liedchen befinden sich 27 der bekanntesten und beliebtesten Weihnachtsklänge. Die übrigen 38 sind Liedchen allgemeinen, ernstern Inhalts, z. B.: Aus dem Himmel ferne, Es geht durch alle Lande, Weil ich Jesu Schäflein bin; aber auch heiteren und schelmischen Inhalts, z. B.: Als der Mond schien helle, Als unser Mops ein Möpschen war, Der Kaiser ist ein lieber Mann, Der Kuckuck und der Esel, Zickelein, was klagest du?

Gewiß werden viele Mütter hier manch alten lieben Bekannten grüßen. Den 3. Teil bildet eine Sammlung kindlicher Morgen-, Abend- und Tischgebete.



Ostermeyer, Das Büchlein von Gottes Gaben, und wie junge Seelen dafür danken.

Broschirt 50 Pf., 50 Stück à 40 Pf., 100 Stück à 30 Pf. Gebunden 90 Pf., 50 Stück à 80 Pf., 100 Stück à 70 Pf.

Das ist die Gabe eines jugendlichen Greises von 75 Jahren, der sein ganzes Leben der Jugend gewidmet hat und mit ihr jung geblieben ist, an das liebe junge Volk. Keine Aufgabe lag diesem Mann geschickter als die, über das Danken zu schreiben, und niemand ist geeigneter, dieses Thema zu behandeln, als er, der voll Danks auf sein arbeitsreiches und gesegnetes Leben zurückblickt.

Für Sonntagschulen besonders geeignet.



Biegler, Kinderlieb. Ein Lehr- und Gebetbüchlein für Kinder.

Kartoniert mit buntem Umschlag 60 Pf. In Partien billiger.

Auch dieses Büchlein eignet sich besonders gut für Sonntagschulen. In trefflicher, den Kindern verständlicher Weise belehrt der Verfasser über Gott und Mensch, Schöpfung und Erlösung und andere tiefe Fragen, dann auch über das Kirchenjahr u. s. w. Dem folgen Gebete, Tisch-, Schul-, Morgen-, Abendgebete u. s. w. Den Schluß bilden trefflich ausgewählte gereimte Sprüche: Lebensweisheit für Kinder. Der hübsche Umschlag wird den Kindern Vergnügen machen.

Soeben ist neu erschienen:

D. Schiffers,
Bismarck als Christ.

Fein broschirt M 1.80, gebunden M 2.50.

Die große Persönlichkeit Bismarcks wird man nie ganz verstehen, wenn man sein inneres Leben außer Betracht läßt. Über gerade die religiöse Seite seines Wesens ist in den Schilderungen Bismarcks und seines Wirkens am wenigsten gewürdigt worden. Diesem Mangel will das Buch aufhelfen: es enthält eine möglichst vollständige und übersichtliche Zusammenstellung seiner religiösen Bekenntnisse und eine Darstellung seiner religiösen Entwicklung.

— o —

J. Biegler, Psalmengebete. Ein Gebetbüchlein, zugleich Anleitung zum gesegneten Gebrauch der Psalmen. Leinenbd. M 1.—.

E. Buddeberg, Der Weg zur Seligkeit nach evangelischer und katholischer Lehre. 3. Auflage. 15 Pf.
Klar und gut. Licht und Leben.

J. Coerper, Ein wenig über Taufe und Abendmahl.
3. Auflage. 15 Pf.

Behandelt die Fragen: Was habe ich an meiner Taufe? Was ist für uns das Heilige Abendmahl? Für wen ist das Heilige Abendmahl?

J. Coerper, Fr. Wilh. Pieksch, Bote der Evangelischen Gesellschaft. Erinnerungsblätter. 30 Pf.
Das schlichte Lebensbild eines gesegneten Mannes. Licht und Leben.

E. Schrenk, Wen dürstet, der komme. Zwölf Reden.
Kartonierte M 1.20, Leinenband M 1.50.

Diese Reden sind Zeugnisse voll Geist und Leben. Nirgends redet der Verfasser über die Köpfe hinweg; er redet volkstümlich, er weiß die Zuhörer oft mit zündender Beredsamkeit in die behandelte Sache hineinzuziehen.
Christl. Bücherschatz.

Bedenke mein! Ziehkästchen. 100 Bibelsprüche mit dazu ausgewählten Liederversen. Ausgabe in Form eines kleinen Buches mit Goldschnitt, an dem man den Rücken ausziehen kann, M 1.—; Ausgabe in Form eines Kästchens, das man wie ein Futteral öffnen kann, 60 Pf. Bei größeren Bezügen tritt Preisermäßigung ein.

Bredius, Agnes. Eine Erzählung. Aus dem Holländischen übersetzt von D. Hagmann. Hübsch gebunden M 1.—.
Besonders für junge Mädchen als kleines Geschenkwerk geeignet.

Schriften von Pastor G. Herbst:

Der Anfang der Wege Gottes. Betrachtungen
über die Urgeschichte.

2. Aufl. Gebd. *N* 2. — , mit Goldschnitt *N* 2.50.

Wandle vor Gott und sei fromm! Betrachtungen
über das Leben der Patriarchen.

2. Aufl. Gebd. *N* 2. — , mit Goldschnitt *N* 2.50.

Befiehl dem Herrn deine Wege! Betrachtungen
über das Leben Josephs.

2. Aufl. Gebd. *N* 2. — , mit Goldschnitt *N* 2.50.

Alle drei Teile sind in einem Band vereinigt unter dem Titel:

Mose hat von Mir geschrieben. Betrachtungen
über das erste Buch Mose.

2. Aufl. Gebd. *N* 4.80, mit Goldschnitt *N* 5.50.

Dies Buch eignet sich ebensosehr zur Erbauung für ungelehrte, schlichte Leser in der Stille, wie zur Anregung für den Prediger.

Prof. Dr. von Orelli.

In seltener Weise besitzt Herbst die Gabe, das Herauszustellen, was uns Gott durch das grundlegende Buch der heiligen Schrift sagen will. Mit heiligem Gewissensernst und in schlichter, herzan- dringender Sprache entwickelt er die reichen und tiefen Gottesgedanken des Buchs. Die Anwendung auf Verhältnisse der Gegenwart ist reich und ungekünstelt, die Illustrationen packend und beweisend.

Hofprediger Ohlsh.

Viele werden dieses Buch dem Verfasser, einem rechten Schrift- gelehrten von Gottes Gnaden, danken und sich mit Freuden tiefer einführen lassen in das Verständnis des göttlichen Worts.

„Der Herr mein Panier!“

Die Betrachtungen eignen sich vortrefflich sowohl zum Vorlesen in der Familie, als auch namentlich zur Vorbereitung für Stundenhalter.

Pfarrer Werner in den Erbaulichen Mitteilungen.

Schriften von Pastor G. Herbst:

Geschenkweise gerecht! Betrachtungen über den Römerbrief.

Geheftet *N* 2.70; fein gebd. *N* 3.50; mit Goldschnitt *N* 4. —

Eine echt evangelische Erklärung dieses höchwichtigen Buches der Heiligen Schrift, tief eindringend, recht andringend, mit vielen guten Beispielen und Anwendungen.

Senior Dr. Behrmann im Nachbar.

Das sind im Innersten anfassende, treffliche und treffende Betrachtungen, denn der geistvolle Verfasser geht in seiner geraden Art und schlichten Sprache auf den Kernpunkt los, den der Apostel in seinem Brief, den die ganze Bibel vom ersten bis zum letzten Blatt uns lehrt, die Grundwahrheit, die ein Luther an sich erfahren und heute noch jeder evangelische Christ bezeugt: „Ohne Verdienst, geschenkweise gerecht!“ Welche tiefe Erkenntnis von des Menschen Sünde und Gottes Gnade sie fordert, welch selige Früchte in Herz und Leben sie zeitigt, das redet die überall praktische Sprache des Buches so recht unmittelbar (ohne viel rednerischen Schmuck und leere Schminke) klar und wahr zu Herz und Gewissen. Stuttg. Evang. Sonntagsblatt.

Bedenke das Ende! Sieben Betrachtungen über die letzten Dinge.

2., vermehrte Auflage. Leinenband *N* 1. —

„Diese Betrachtungen stellen die wichtige Lehre von den letzten Dingen im Zusammenhang dar. Sie wollen nicht sein das Produkt eigenen Denkens. Sie sind aber das Ergebnis des Nachdenkens über das, was die Schrift sagt. Schriftmäßigkeit ist der erste Vorzug dieses Buches, außerdem aber Kürze, Klarheit, Anschaulichkeit, Einfachheit.“

Licht und Leben.

Die sieben „Selig“ der Offenbarung. Sieben Betrachtungen.

Fein broschirt 75 Pf., in Leinwand gebunden 90 Pf.

Aus dem Vorwort: „Daß in der Offenbarung u. a. auch sieben Seligpreisungen stehen, wird nicht jedem bekannt sein. Wir meinen damit nicht etwa die sieben Verheißungen in den Sendschreiben für die Überwinder, sondern wirkliche Seligpreisungen. Wir sind dem dankbar, der uns auf diese neue Schönheit des wunderbaren Buches aufmerksam gemacht hat, und möchten diesen Dienst auch andern erweisen.“

Licht und Kraft für den Tag

Eine Handreichung für die Hausandacht.

Betrachtungen über die täglichen

Lösungen und Lehrtexte der Brüdergemeine.

Nebst Hinweisen

auf die dazu passenden Schriftabschnitte und geistlichen Lieder.

Erster Jahrgang 1905. Zweiter Jahrgang 1906 usw.

Ausgabe	Preise:	ℳ
A. Einfache Ausgabe (gebunden in Halbleinwand)		1.20
B. Dieselbe in broschirten Monatsheften (nur komplet)		1.50
C. Bessere Ausgabe (holzfreies Papier, Ganzleinenband)		2.—
D. Dieselbe in gehefteten und beschnittenen Bogen und loser Leinwanddecke		2.—
H ⁶ . Alle 25 Bogen allein		1.20
H ⁷ . Dedie allein		—80
E. Feine Ausgabe (Velinpapier), mit Goldschnitt		3.—
F. Dieselbe in Leder gebunden		4.50
G. Durchgeschossene Exemplare (nur auf Bestellung).		

Auf die Ausgaben für die Reise (B, D) machen wir besonders aufmerksam.

Von den Reiseumonaten Juni, Juli, August, September wird eine größere Auflage auf besserem Papier gedruckt, und ist in 4 Heften zu je 20 Pf. zu haben: Ausgabe H⁶ (Juni), H⁷ (Juli), H⁸ (August), H⁹ (September). Alle 4 Hefte zusammen 60 Pf.

Die Betrachtungen machen das Wort der Lösung (des Lehrtextes) behältlich, damit es wirklich zur Parole des Tages wird.

Die Bibelabschnitte wollen das Verständnis des Wortes vertiefen und zugleich die Bibelkenntnis bereichern.

Das geistliche Lied läßt erklingen den Widerhall der Seele auf den göttlichen Ruf.

„Licht und Kraft für den Tag“, unser Andachtsbuch, sucht also seine ihm beschiedene vornehmste Aufgabe darin:

Bibel, Gesangbuch, Lösungsbüchlein, diese drei Haus- und Andachtsbücher ohnegleichen in inneren Zusammenhang zu bringen, um an seinem Teil darauf hinzuwirken, daß die

Hausandacht die oft vermißte Einheitlichkeit bekommt.

Ausführliche Prospekte stehen zu Diensten.

Einige kurze Urteile über „Licht und Kraft für den Tag“:

Endlich auch einmal ein originelles Andachtsbuch. P. S. Keller.

Ein äußerst gediegenes Andachtsbuch. Münch. Ev. Gemeindeblatt.

Ein eigenartiger und fruchtbarer Gedanke.“ Die Reformation.

Ein Andachtsbuch, das wie wenige allen berechtigten Ansprüchen genügt, und dessen Preis außerordentlich niedrig ist.

Westfäl. Sonntagsblatt.

Erstaunlich billiger Preis. Konf. Rat Jäger im Barmh. Samar.

Gleich der erste Jahrgang ist in mehr als 7500 Häuser gekommen und wurde noch während des Jahres fast täglich nachbestellt.

